C 5019.23 (3)

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY

One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died at Watertown, Massachusetts, in 1686. In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.

Leseverein
von
Kippel

1650 1180
720 7.27
450
360
900
900

L No 362

HELVETIA SANCTA

oder

Leben und Wirken

der

heiligen, seligen und frommen Personen

des

Schweizerlandes.

120

Aus den bewährtesten Quellen gesammelt

und herausgegeben

von

P. Laurenz Burgener,
aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Dritter Band.

Mit Gutheißung der Ordensobern und des Hochw. Bischofs von Sitten.

Einsiedeln, New-York und Cincinnati, 1862.
Druck und Verlag von
Gebrüder Karl und Nikolaus Benziger.

C 5019.23 (3)

Excute torporem, qui cœli quæris honorem:
Non dabitur segni cœlestis gloria regni.

Raffe vom Schlummer dich auf, der du ringst nach himmlischer Ehre:
Nie wird dem Trägen der Ruhm des himmlischen Reiches beschieden.

Hugo von St. Viktor.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 14 1964

Vorwort.

Nach dem Erſcheinen meiner „Helvetia Sancta,“ die eine ſehr günſtige Aufnahme fand, erhielt ich von mehrern Freunden mündlich und ſchriftlich die aufmunternde Einladung zur Herausgabe eines dritten Bandes, theils um einzelne Artikel zu ergänzen oder zu berichtigen, theils auch um in dieſen Tugendkranz neue Blumen einzuflechten; wozu mir aus den bewährteſten Quellen verdankenswerthe Mittheilungen gemacht wurden. Das Bewußtſein, meine Arbeit einzig in der Abſicht unternommen zu haben, mein Scherflein zur Hebung und Förderung des katholiſch-religiöſen Lebens im Schweizerlande beizutragen, hat mich ermuthigt, auf's Neue Hand an's Werk zu legen und dem Wunſche Derjenigen zu entſprechen, welche meinem Unternehmen gefälligſt das Wort geſprochen und mich durch Rath und That unterſtützt haben. Daß der einfache Styl meiner Schreibart Viele nicht befriedigen werde, ſah ich voraus; mache auch auf klaſſiſche Vollendung in Form und Ausdruck keinen Anſpruch und finde ſie bei der Abfaſſung eines derartigen Werkes ſchwer möglich, nehme daher auch die dahinbezüglichen Bemerkungen der verehrten Recenſenten dankbar hin. Um deſto mehr habe ich mich auch in der Bearbeitung des dritten Bandes befliſſen, die chriſtliche Tugend in ihrem einfachen Schmucke und in ihrer Liebenswürdigkeit vor Augen zu ſtellen. Ich habe mehrere Artikel vervollſtändigt, und viele neu hinzugefügt, wozu mir aus verſchiedenen Kantonen Stoff geliefert wurde. Nebſt vielen Einſendungen aus Klöſtern beiderlei Geſchlechtes, aus kirchlichen und weltlichen Archiven haben mich bei der Bearbeitung meines Werkes vorzüglich unterſtützt: Der Hochwürdigſte

Herr Peter Joseph von Preux, Bischof von Sitten, Johann Baptist Henzen, Professor der Philosophie in Sitten, Domherr Hyacinth Carraux, Professor der Dogmatik auf Valerie, Franz Boccard, Chorherr und Stadtpfarrer von St. Moritz, J. E. von Angreville in St. Moritz, Mitglied mehrerer gelehrten Vereine, Christian von Mont, Domdekan in Chur, P. Benedikt Rösler, Benediktiner in Rheinau, Johann Joseph Gremaud, Professor der Geschichte in Freiburg, Eduard Ernst, Pfarrer und Sextar in Weggis, P. Peter Anton Venetz, Kapuziner auf dem Wesemlin in Lucern, ganz vorzüglich aber Egbert Friedrich von Mülinen in Bern, und Dr. Karl Greith in St. Gallen, deren „Helvetia Sacra“ und Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden hier bestens benützt worden sind.

So möge denn unter dem Walten des göttlichen Segens dieser dritte Band seine Wanderung beginnen und freundliche Aufnahme in den Häusern finden, wo noch treue Herzen an den Vorbildern alter Tugend und Glaubenstreue unter dem rauhen Klima unserer tief gesunkenen Zeit sich erwärmen wollen. Darum bittet zum Vater der Erbarmung und des Lichtes

Der Verfasser.

Sitten, im Mai 1862.

A.

Adelheid, Nonnen von St. Katharinenthal. Hätten die Frauen mehrerer Stifte ein fleissiges Verzeichniß ihrer Mitglieder geführt, und die Tugenden und das gottselige Leben derselben aufgeschrieben, so könnte man der Nachwelt manches Schöne aus den stillen Klosterzellen berichten; während so Vieles durch Vernachlässigung in Vergessenheit gerathen ist. Eine ehrenwerthe Ausnahme macht hierin das Kloster von St. Katharinenthal, in welchem eine Nonne schon in den ersten Zeiten nach der Entstehung des Klosters einige Notizen aus dem Leben gottseliger Frauen aufschrieb, und der Nachwelt als köstlichen Schatz hinterließ. Später ward das Verzeichniß fortgesetzt, und der unermüdete und gelehrte Pater Mauritius Hohenbaum van der Meer, Benediktiner in Rheinau, hat sich selbst nach St. Katharinenthal begeben, die Annalen des Klosters unter dem Titel „Geschichte des Klosters von St. Katharinenthal" in einem Foliobande gesammelt und die gottseligen Personen verzeichnet. — Unter dem Namen Adelheid sind die vorzüglichsten Folgende:

1) Adelheid von Holderberg. Diese ist in den Klosterannalen gleich nach der seligen Williburga, der ersten Priorin von St. Katharinenthal, verzeichnet. Wahrscheinlich gehörte sie zu jenen Schwestern, welche die genannte Vorsteherin nach Dießenhofen begleiteten, und wohnte zuvor in Winterthur. In dem Manuscript wird von ihr erzählt, daß sie eine Novizin über eine schwere Versuchung, den Schleier abzulegen und in die Welt zurückzukehren, wunderbar tröstete und von diesem Schritte abmahnte. Sie begab sich hierauf zur heiligen Messe und wurde für das Liebeswerk, welches sie der Novizin erwiesen hatte, gewürdigt, das Kindlein Jesu in der heiligen Hostie zu sehen.

2) Adelheid von Spiegelberg (ſ. d. A. Bd. 1. S. 12. ff.) wird ebenfalls zu den erſten Schweſtern gezählt, welche von Winterthur nach Dießenhofen reisten, um daſelbſt ein Kloſter zu errichten. Von ihr ſchreiben Murer und Sailer und Letzterer fügt hinzu, daß man ſchon 1252 einen Ritter Conrad von Spiegelberg im Thurgau finde, der wahrſcheinlich ein Blutsverwandter dieſer Adelheid geweſen ſei. An ihr lobte man vorzüglich die Selbſtverläugnung, den bereitwilligen Gehorſam und eine glühende Andacht zum allerheiligſten Altarsſakrament. Als ſie in heiliger Andachtsglut vor dem Altare kniete, offenbarte ſich unſer Herr in der Geſtalt eines Kindes und erfüllte ihr Herz mit unausſprechlichen Freuden. Da gab die Glocke das Zeichen zum Mittageſſen; nur mit großer Ueberwindung verließ ſie die Kirche und ſprach: „Herr! ich würde gerne länger hier bleiben; denn bei dem Anblick des göttlichen Kindes iſt mein Herz von Seligkeit und Wonne überſtrömt, aber der Gehorſam ruft mich.“ Sie begab ſich ſofort zum Tiſche, und das Kindlein begleitete ſie, um ihren Gehorſam zu belohnen, zum Speiſezimmer.

3) Adelheid von Offingen lebte in den erſten Zeiten nach der Erbauung des Kloſters, welches ſie durch ihr heiliges Beiſpiel erbaute. Dieſe fromme Nonne war eine außerordentliche Freundin des Stillſchweigens, unterbrach ſelbes nur im Falle der Noth, und niemals an jenen Tagen, an denen ſie das heilige Abendmahl empfangen hatte. Im Kloſter verſah ſie das Amt der Schaffnerin und kam dabei oft in Noth, aber der Himmel belohnte ihren Gehorſam und ihre Treue und half ihr wunderbar.

4) Adelheid Wehrli hat ſich im Dienſte der kranken Mitſchweſtern geheiligt und darin ſich ſo ausgezeichnet, daß Gott ihre Liebe durch ein Wunder bewährte In aller Haſt lief ſie einſt in den Keller, einer kranken Schweſter Wein zu holen; ſie vergaß beim Fortgehen den Hahn zu drehen und eilte zur Kranken. Man fand nachgehends, daß der Wein im Faß ſich nicht vermindert hatte, obſchon er aus demſelben auf die Erde gefloſſen war

5) Adelheid Ludwig, eine gottinnige Seele, trug eine zärtliche Andacht zu dem heiligen Martin, Biſchof von Tours. Der Heilige beſchützte ſeine eifrige Dienerin, ſtund ihr hülfreich

zur Seite und reichte ihr einmal, als sie krank im Bette lag, die heilige Kommunion. Auch von ihr erzählen die Handschriften, sie habe den göttlichen Heiland in der heiligen Hostie gesehen.

6) Adelheid von Schellenberg führte ein überaus heiliges und dem Himmel gefälliges Leben, weßwegen sie beim Tode sichtbar verherrlicht wurde; wo die anwesenden Frauen einen englischen Gesang und mehrere Stimmen vernahmen, die sie zur himmlischen Freude einluden.

7) Adelheid Ritter trug eine zärtliche Liebe zu den armen Seelen im Fegfeuer und verrichtete für dieselben viele Gebete und Bußwerke. Nicht weniger verehrte sie die heiligen fünf Wunden Jesu und erwog oft sein bitteres Leiden. Einmal, als sie gänzlich in diese Betrachtung vertieft war, erschien ihr der Herr schön, in seiner Glorie und Herrlichkeit strahlend.

8) Adelheid Pfefferhart (s. d. A. Bd. I. S. 11 ff.) aus einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt Constanz geboren, war eine Anverwandte, wie Bucelin angibt, des Bischofs Ulrich III. von Constanz, der im Jahre 1344 oder 1345 auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde. [1]) Unsere Adelheid war mit Heinrich Suso, der ebenfalls von Constanz stammte, wohl bekannt und von ihm vermuthlich auf den Weg der Frömmigkeit geleitet worden; jedoch liegen hierüber keine näheren Angaben vor. Von Jugend an entschloß sie sich, in einen strengen Orden zu treten, allein der Wille der Eltern stund ihrem Vorhaben entgegen. Indessen flehte sie mit Inbrunst und Vertrauen zu der göttlichen Mutter und gab ihre Hoffnung nicht auf. Bald starb ihr Vater und im Jahre 1332 finden wir sie, erst dreizehn Jahre alt, als gottgeweihte Jungfrau im Kloster St. Katharinenthal, welches sie während fünfzig Jahren mit dem Glanze ihrer Tugenden erbaute. Die Verfasserin der Klosterannalen erzählt von ihr viel Erbauliches und Anziehendes. Adelheid befließ sich vor Allem, Gott dem Herrn zu gefallen, ihn zu lieben und ihm zu dienen, sie floh jeden Fehler, ja selbst den kleinsten Schatten der Sünde, um Gott nicht zu mißfallen

---

4) Constantia Rhen. ad annum 1332 et ad annum 1344 Udalricus Pfefferhard Episcopus electus, beatæ Adelheidis cognatus. Er war zuvor Dombekan und starb den 24 Wintermonat 1351.

und auf dem Weg der Vollkommenheit voranzuſchreiten. Seit ihrem Eintritt in's Kloſter brach ſie völlig mit der Welt, zog ſich ſelbſt von ihren Anverwandten zurück und nahm höchſt ſelten, nur im Falle des Anſtandes, Beſuche an. So hoffte ſie ſich mehr und mehr mit Gott zu vereinigen und in ſeiner Liebe zu verharren. Wer aber von Herzen Gott liebt, der entzieht die Liebe dem Menſchen nicht, ſondern weihet ſich denſelben nach Kräften, was die ſelige Adelheid auch befolgte. Gegen Jedermann, inſonderheit gegen ihre Mitſchweſtern, betrug ſie ſich überaus liebreich, diente ihnen mit Handarbeit, tröſtete die Beängſtigten und brachte Ruhe in ihr Herz. Für die Betrübten bat ſie inſtändig zum Himmel und erlangte ihnen nicht ſelten den innern Frieden. Da der göttliche Friede in ihr wohnte, ſo ſuchte ſie ihn auch in Andern zu erhalten; ſobald ſie Uneinigkeiten, Mißverſtändniſſe oder Zwietracht unter den Schweſtern ſah, ſuchte ſie mit allem Eifer das gute Einvernehmen herzuſtellen. Sie begab ſich gewöhnlich zum Gebete, bevor ſie das Wort des Friedens ſprach. Obgleich ſie alle Schweſtern liebte, fühlte ſie ſich doch beſonders zu Jenen hingezogen, die ſie auf dem Wege der Vollkommenheit wandeln ſah. Gegen die lieben Abgeſtorbenen empfand ihr Herz großes Mitleiden; ſie verrichtete für ſie viele Gebete und wenn ſie des Nachts erwachte, ſprach ſie den Pſalm „De profundis.“ Wirklich ſollen ihr Seelen erſchienen ſein, welche ſie verſicherten, daß ſie durch ihre Gebete und Verdienſte die Erlöſung aus der Pein erlangt hätten. Sie hatte ſchon mehrere Jahre im Orden zugebracht, als ſie Gott mit einer ſchweren Krankheit heimſuchte, in welcher ſie ſich als ein vollkommenes Muſter der Geduld bewährte; doch genas ſie wieder und diente Gott mit neuem Eifer in Faſten und Wachen. Gegen ihren Körper verfuhr ſie ſehr ſtreng und gab ſich oft die Geißel; was die blutigen Spuren an ihren Unterkleidern bezeugten. Sie beichtete mit größter Demuth, vergoß während der Anklage ſchmerzliche Thränen und bereitete ſich auf den Empfang der heiligen Kommunion mit einer Andacht vor, die ſich kaum mit Worten beſchreiben läßt. Der Beichtvater bezeugte von ihr, ſie ſei eines reinen Herzens und man zähle ſie billig unter die erſten Dienerinnen Gottes. An den Kommuniontagen beobachtete ſie das ſtrengſte Stillſchweigen und der Convent pflegte zu ſagen: ſie verſtehe, die Früchte der heiligen Kommunion in

ſich zu bewahren. Als ſie einſt vor einem Chriſtusbilde, auf welchem der heilige Johannes Evangeliſt, an der Bruſt des Herrn ruhend, vorgeſtellt war, betete, ſah man ſie von der Erde erhoben, und von einem himmliſchen Glanze umſtrahlt, was ſich öfters ereignete. In ihren letzten Lebensjahren ſchwanden ſichtlich ihre Kräfte, ſie betrachtete dieſes als ein Mahnzeichen, daß ihre Lebensuhr bald abgelaufen ſein werde, unterließ aber den Gottesdienſt und die geiſtlichen Uebungen nicht, ſondern ſtrengte all ihre Kräfte an, um auf die Ankunft des Herrn ſich würdig vorzubereiten. Im Jahre 1380, am Feſt Maria Verkündigung, empfing die fromme Greiſin in der Kirche das heilige Abendmahl; nach Empfang deſſelben ergriff ſie ein heftiger Froſt und als man in der Veſper ſang: „Heute iſt Gott Menſch geworden" (hodie Deus homo factus est), überfiel ſie eine gänzliche Schwäche, ſo daß ſie den Chor verlaſſen und ſich zu Bette begeben mußte; die Schweſtern eilten ihr nach, um ihr zu dienen, allein ſie wollte nicht zugeben, daß Jemand in der Andacht geſtört würde, hieß ſie alſo wieder gehen und den Tag im Gebete heiligen. Bald verlangte ſie die heilige Wegzehrung, welche man ihr nach ihrem Wunſche darreichte. Darauf nahm ſie ihre letzten Kräfte zuſammen und ſprach zu dem verſammelten Convent: „Meine lieben Schweſtern, bewähret eure Treue in Geduld, vereinigt eure Leiden mit den heiligen fünf Wunden Jeſu, durch welche alles Bittere in Süßigkeit verwandelt wird. Ihr ſehet mich jetzt am Rande der Ewigkeit; gedenket! wenn ihr einſt in der gleichen Lage ſeid, dann werdet ihr frohlocken, daß ihr Gutes gewirkt und gottſelig gelebt habet." Adelheid war eine innige Verehrerin der jungfräulichen Gottesmutter, des heiligen Johannes und der übrigen Apoſtel, um ein ſeliges Ende von ihnen zu erflehen: „deß ward ſi ouch geweret," ſagt das Manuſcript, „daß ir gott ein beſcheiden andächtigen tod gab vedtfälig lütſeligend." Dieſes beſtätigte ſich auch durch Wunder; und einige fromme Perſonen ſagten ihren Tod voraus, bevor die Nachricht deſſelben auf gewöhnlichem Wege zu ihnen gelangen konnte. Nach Murer verſchied ſie am 4. April, an dem neunten Tage ihrer Krankheit. Wiewohl ſie ein hohes Alter erreicht hatte, war ſie noch friſch am Geiſte; ihr Hintritt ſchmerzte den Konvent ſehr und bei der Beſtattung fielen heiße Thränen auf den Sarg, der ihre Leiche verſchloß. Später wur-

den ihre Gebeine sammt jenen der seligen Elisabeth Haimburg in die Klosterkapelle übersetzt und in die Gruft, wo Elisabeth von Stoffeln ruhte, gelegt.

9) Adelheid Zirger. (s. d. A. Bd. I. S. 12.) Bucelin erwähnt dieser um das Jahr 1361 und erzählt, die Schwester Helena Brumsin, längere Zeit von einer gewissen Schwermuth befallen, habe ihre Zuflucht zu Adelheid Zirger genommen und durch ihre Fürbitte von Gott die Heiterkeit des Geistes wieder erlangt. Ueberhaupt zeigte sie sich gegen Bedrängte voll Mitleiden, war aber um so strenger gegen sich selbst, geißelte sich zwei Male des Tages, aß in fünfzig Jahren, die sie im Kloster zubrachte, nie Fleisch, trank keinen Wein, und als ihr später die Aerzte zur Erhaltung ihres geschwächten Leibes Wein zu trinken befahlen, mischte sie Wasser darunter. Ihren Bruder, der ein ausschweifendes Leben führte, bekehrte sie durch ihr frommes und andächtiges Gebet. Er ging in sich, kam wider alles Erwarten nach St. Katharinenthal, vertauschte seine Kleider mit jenen der Einsiedler und lebte dort auf der Hofstatt gottselig in Uebung des Gebetes und der Bußwerke. Sie starb mit den hl. Sakramenten versehen zu jener Stunde, die ihr die Oberin bezeichnet hatte. Von diesem Wunder schreiben Murer und Sailer.

10) Adelheid von Schwins. Unser Gewährsmann Hohenbaum van der Meer hält diese für eine Schwester der Vorigen. Sie litt viel Versuchungen und Anfechtungen und befürchtete sehr, im Kampfe zu unterliegen. Da erschien ihr der göttliche Heiland, zeigte ihr seine Wundmalen und ermunterte sie zur Ausdauer, worauf sie gänzlich gestärkt ihren Streit fortsetzte, bis sie der Himmel zu sich nahm.

11) Adelheid Hüller bekleidete einige Zeit die Stelle einer Oberin, deren sie sich durch ihre Klugheit und Frömmigkeit würdig zeigte. Einst ergoß sie ihr Herz vor dem großen Kreuz, wahrscheinlich vor jenem, das annoch im Chor aufbewahrt wird, und war in tiefer Betrachtung versunken. Da kam ihr vor, als wollte der Herr sie vom Kreuze herab umfangen; bald darauf fiel sie in eine schwere Krankheit, welche neun Jahre andauerte, die sie aber mit so unüberwindlicher Geduld und Aufopferung ertrug, daß auch die selige Katharina Brumsin angewiesen wurde, zu ihr zu gehen, um von ihr die Geduld und die Beharrlichkeit im Gebete zu erlernen.

12) Adelheid von Geilingen lebte in beständiger Verbindung mit Gott, der ihr seinen Willen offenbarte. Einst frug sie den Herrn: „Für was soll ich vor Allem beten?„ Der Herr erwiederte: „Meine Tochter! bete um Nachlaß deiner Sünden, um die Beharrlichkeit im Guten und um die Gnade, ein seliges Ende zu erlangen."

13) Adelheid von Randeck zierte das Kloster durch ihren Adel, und durch den Glanz ihrer Tugenden und gehörte mehr dem Himmel als der Erde an. Als sie am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes im Chor zu singen begann, sah eine andere Nonne eine weiße Taube über ihrem Haupte schweben. Aus der edlen Familie Randeck sind mehrere Töchter in das Kloster von St. Katharinenthal eingetreten; die erst Bekannte von diesen hieß Adelheid und war eine Tochter der edlen Wittwe von Randeck.

14) Adelheid von Otwies, beständig um ihr und Anderer Heil besorgt, hatte einen Bruder, der in den Malteserorden getreten war. Dieser verließ denselben und führte dann ein ungebundenes Leben, worüber die Schwester sich sehr betrübte. Um sein Heil bekümmert, nahm sie im Gebete ihre Zuflucht zu der Gottesmutter und erlangte von ihr die Bekehrung ihres Bruders. Adelheid litt beständig an Gliederreißen und andern Uebeln und war damit bis zum Tode behaftet; der Herr war aber ihre Hoffnung und Stärke. Vom Kreuze herab ward sie gemahnt, geduldig zu leiden und so die Krone der Unsterblichkeit zu erringen. — Die eifrige Schwester, welche das Leben der gottseligen Frauen von St. Katharinenthal zusammenschrieb, beginnt ihre Sammlung mit den Worten: „Dieß Buch habe ich von den seligen Schwestern geschrieben, die von unserm Convent des Klosters zu Dießenhofen abgeschieden sind. Wie gering es auch ist, was mir zu schreiben noch übrig blieb, gehalten an das große Gut, das unsern Schwestern widerfuhr, so schien mir doch besser, es bleibe uns davon wenigstens etwas, als daß wir dessen ganz vergessen, und wie mangelhaft es auch ist, was ich überliefere, so habe ich doch mit Arbeit zu Stande gebracht und zur Besserung derjenigen, die es hören werden." Ihre Arbeit schildert noch nebst den schon erwähnten die mystischen Erscheinungen im Leben der Frauen Agnes von Wangen, Anna von Constanz, Anna Hetti, Anna von Ramschwag, Anna von

Stoffeln, Anna von Tettikon, Bertha von Herthen, Katharina Brumſt, Katharina von Stein, Katharina von Ueberlingen, Cäcilia von Winterthur, Diemuth von Lindau, Eliſabeth Haimburger, Eliſabeth von Stoffeln, Gertrud von Hertlingen, Gutta Möſt, Gertrud Haimburger, Gertrud Ritter, Hedwig von Legelau, Hilti Brumſt, Irmina von Fürſtenberg, Idda von Kloten, Idda von Hallau, Lucia von Stein, Mia von Conſtanz, Mia Goldaſt, Mia Rettershofen, Mechtilde von Eſenz, Mechtilde Hüſer, Mechtilde Lörberz, Mechtilde Ritter, Mechtilde von Tettikon, Mechtilde von Wangen, Richmuth von Wintherthur, Williburge von Troſſingen und Williburge, der alte Priorin. Die fromme Verfaſſerin dieſer Sammlung unterließ es leider, uns über das äußere Leben dieſer Schweſtern etwas nähere Nachrichten mitzutheilen; ſie übergeht in Abſtammung, in Familienverhältniſſe, in weitere Geſchicke und Erlebniſſe derſelben und faßt aus ihrem Leben nur dasjenige von wunderbaren Offenbarungen und Erſcheinungen auf, was ihr ein geeigneter Stoff zur Erbauung ihrer Mitſchweſtern zu ſein ſchien. Nur das Leben der Schweſter Eliſabeth Haimburger von Villingen (ſ. d. A.) ward von ihr weitläufiger behandelt. — Das Wappen des Kloſters von St. Katharinenthal iſt die heilige Katharina mit dem Rade.

Adelheid, Nonnen von Töß. Einſam und dem Menſchen verborgen ruht im Schooße der Erde das Saatkorn, das der Säemann ausgeworfen hat, und entwickelt ſich in der ſchützenden Wärme, von allem ſchädlichen Einfluſſe geſichert, bald zum organiſchen Leben. Eine ſtille Kraft erwacht im zarten Samen, welche ihre Hülle ſprengt und bald mit der Wurzel ſich tiefer in die Erde ſenkt, den Stamm aber ans Sonnenlicht zur Höhe hebet, der ſich in Zweige ausbreitet, mit Blättern und Blüthen ſchmückt und reichliche Früchte bringt. Unter dieſem Bilde zeichnete unſer göttlicher Erlöſer das Leben, wie es ſich im Gebiete der Natur und des Geiſtes nach gleichen Geſetzen entwickelt. Wer den erhabenen Berg der Beſchauung erſteigen will, kann nach der gewöhnlichen Ordnung nur auf dem Wege der chriſtlichen Vollkommenheit dahin gelangen; wer aber dieſen Weg eintritt, muß ſich von der Oberfläche der Welt zurückziehen und in dem verborgenen Leben jene ſchwere Prüfungen beſtehen, worin der natürliche Menſch mit ſeinen Fehlern und Begierden ſterben und der geiſtige mit der Hülfe der gött-

lichen Gnade zu einem neuen Leben erstehen soll. Die Seele tritt einst dann auf den Weg der Beschauung, wenn sie die schweren Prüfungen und Mühen, welche die Tugend erfordert, durchgemacht hat. Diese Weise wurde auch von den seligen Schwestern in Töß, namentlich von jenen, die unter dem Namen Adelheid vorkommen, eingehalten, aus deren Leben hier einige Notizen folgen:

1) Adelheid von Frauenberg fühlte schon in früher Jugend eine entschiedene Neigung zum Ordensleben; allein da sie eines Freiherrn Tochter war, wurde sie nach der Weltsitte von ihren Verwandten einem edlen Herrn angetraut, wodurch sie zu großer Ehre und Ansehen gelangte. Nun spricht Christus: „Niemand kommt zu mir, er werde denn gezogen von meinem himmlischen Vater!“ — und diese Worte gingen an ihr in Erfüllung; denn ihr Leben war der Beweis, mit welch' besonderen Gnaden der himmlische Vater in ihr wirkte, wie er sie auserwählte und wie er sie schon von ihrer Jugend an durch seinen eingebornen Sohn an sich gezogen. Wohl schien es, das Band der Ehe, in der sie lebte, werde jede andere Verbindung mit Gott im Ordensstande für sie unmöglich machen; doch ließ unser Herr von seinem Werke nicht ab, das er in ihr so lieblich wirkte, indem er bei aller irdischen Ehre ihr Herz mit Bitterkeit darüber erfüllte, und ihr eine stete Sehnsucht nach seinem Besitze mittheilte. Sie betete Tag und Nacht und rief zu Gott von Herzen, daß er sie von der Welt wegnehme oder daß er sie mit dem Aussatze heimsuche, damit sie dadurch von der Welt getrennt werde. Als sie kaum vierzehn Jahre zählte, betete sie jeden Morgen vor dem Mittagsmahl zu unseres Herrn Wundmalen fünfzig Vater unser, und konnte sie diese nicht verrichten, so versagte sie sich zur Buße die beste Speise bei Tische. Sie übte sich auch besonders in den Werken der Barmherzigkeit und erwies einem eckelhaften Kranken Dienste, die ihm die eigene Mutter nicht erweisen wollte, indem er sehr mißgestaltet und abschreckend anzusehen war. Das Alles that sie ihm aus großer Gottesliebe so freudig, als ob sie mit Gott selbst umgehe, wenn sie diesen Kranken pflegte. Als sie sich lange in der Welt in solchen Tugenden geübt, wollte unser Herr sie näher an sich ziehen und ihr Verlangen erfüllen, er verhängte, daß ihr Mann starb (s. d. A. Bd. I. S. 13.) Doch wollte Gott ihr Verlan-

gen nicht gänzlich erfüllen, sondern sie noch weiter prüfen. Ihre Verwandten nämlich drangen in sie, daß sie sich einem andern edlen Mann vermählen solle, dessen liebenswürdige Eigenschaften ihr die Prüfung doppelt schwer machten. Die göttliche Gnade aber half ihr endlich, daß sie überwand und von der Welt sich gänzlich zurückzog. Sie trat ins Kloster und lag der Arbeit, den Tugendübungen und dem Gebete ob; sie stellte sich, obschon sie oft kränklich war, zur gemeinsamen Arbeit als Eine der Ersten ein, so daß ihr oft die Finger davon aufschwollen. Unter der Arbeit betete oder sang sie geistliche Lieder oder unterhielt sich, wenn das Stillschweigen nicht geboten war, in erbauenden Gesprächen. Das bequeme Leben, das sie einst in der Welt genoß, hatte sie im Kloster in ein sehr hartes umgetauscht. Beinahe allzeit kränklich, ging sie immer zum gemeinsamen Tische, und wollte man ihr eine Speise geben, welche die Schwestern nicht hatten, so war sie nie dazu zu bewegen, etwas davon zu verkosten. Sie fastete fleißig und wollte, auch wenn sie dürstete, nie zur unrechten Zeit trinken. Wenn man zu Tische ging und sie vor Kälte zitterte, stieß sie ihre Füße in heiße Asche, um sie zu erwärmen. Um ihre zärtliche Natur zu brechen, widmete sie allen und einzelnen Schwestern die geringsten Dienste und erbot sich demüthig und zuvorkommend dazu. Einer armen Schwester that sie Dienste, die ihr keine Andere leisten wollte, wie sehr es ihr auch widerstand. Sie war gewöhnt, nach der Mette zu wachen, und was sie in äußerer Uebung und Arbeit zu verrichten hatte, that sie so fleißig, daß man wohl merkte, sie habe den Gemächlichkeiten des Leibes entsagt, darum wurde sie auch gewürdiget, daß der Herr ihr Herz mit besonderem Verlangen zu sich entzündete. Unsere Adelheid hatte eine große Verehrung und Andacht zu unsers Herrn Kindheit und zu unserer lieben Frau. Zur heiligen Weihnachtszeit erbot sie sich zu unserer lieben Frau, ihr und ihrem Kinde dienen zu wollen, begehrte dann mit herzlichem Verlangen zur Ehre des göttlichen Kindes leiden zu können. In ihren Leiden leuchtete sie allen Schwestern als ein glänzender Spiegel vollkommener Geduld voran. Gott suchte sie besonders gegen das Ende ihres Lebens durch große Schmerzen auf einen seligen Tod vorzubereiten. Ein halbes Jahr vor ihrem Tode lag sie an Auszehrung darnieder und litt die großen Leiden, die sie zu

tragen hatte, mit bewunderungswürdiger Geduld. In allen Schmerzen benahm sie sich gegen die Schwestern immer freundlich, lobte Gott für jeden Schmerz und dankte, daß sie etwas zu Ehre seiner Leiden erdulden könne. Alle Anfechtungen zur Ungeduld überwand sie standhaft mit den Worten: „Ich will meinen Willen ganz in Gottes Willen geben."

2) Adelheid von Lindau war eine vortreffliche Sängerin, sang mit ihren Mitschwestern oft schöne Lieder, bald unter den Arbeiten, bald im Vereine. In ihren letzten Jahren erblindete sie und mußte durch drei Jahre vor ihrem Tode das Bett hüten. Man traf sie immer im Gebete und in der Betrachtung an; zuweilen sang sie frohlockend geistliche Lieder, zuweilen redete sie mit Gott so kindlich, als ob er vor ihr stünde: „Ach lieber Gott, du bist mein Vater und meine Mutter und meine Schwester und mein Bruder; ach, Herr, du bist mir Alles, was ich will, und deine Mutter ist auch die meine!" Als ihre Wärterin sie eines Tages in großer Fröhlichkeit antraf und sie um den Grund befragte, antwortete sie: „Was sollte mir Größeres geschehen? Unser Herr und unsere Frau waren bei mir und haben mich getröstet, daß ich nimmer soll von ihnen geschieden werden." Einer Schwester, die mit ihr im Krankenhause lag, rief sie einst mitten in der Nacht zu: „Ist Jemand hier, der stehe auf; unser Herr und unsere Frau und das himmlische Heer ist hier gegenwärtig!" Dieß mußte sie mit den Augen des Geistes gesehen haben; denn mit den leiblichen sah sie nicht. Maria zu Ehren verfaßte sie die Antiphon: „Sei gegrüßt du Morgenstern" (Ave stella matutina.); weil sie zur milden Himmelskönigin große Andacht trug. Als dann unser Herr sie ihres langen und getreuen Dienstes wegen mit ihm selber belohnen wollte und sie durch einen heiligen Tode von dem Elende dieser Welt geschieden war, erschien sie im Schlafe einer Schwester und sang mit einer fröhlichen Stimme den Vers: „Wie ist die Mannigfaltigkeit deiner Süße so groß, o Herr, die du denen behalten hast, die dich fürchten!" Adelheid hatte es auf ein Alter von mehr als hundert Jahren gebracht.

3) Adelheid von Liebenberg war Wittwe, als sie in's Kloster trat; sie besuchte den Chor fleißig, und wenn man ihr die Verse zu den Tagzeiten schrieb oder was sie sonst zu singen hatte, vollbrachte sie Alles mit großer Aufmerksamkeit.

In der Mette saß sie an der Seite der Vorleserin, und hielt ihr das Licht, obschon sie vom hohen Adel war. Sie war eine besondere Freundin der Betrachtung himmlischer Dinge und fiel zuweilen in Verzückung. Der Herr verhängte über sie kurz vor ihrem Tode ein schweres Leiden, um sie in seiner Gnade zu befestigen. Das Leiden bestund in einem starken Gesüchte, das alle ihre Glieder erschütterte und ihren Leib aufwarf, als müßte sie aus dem Bette fallen. Sie litt mit großer Geduld und opferte Alles dem Herrn zu Ehren seines bitteren Leidens. Als ihr in einer Nacht so übel war, daß zwei Schwestern bei ihr wachen mußten, sprach sie andächtig: „O Frau aller Welt, Königin des Himmels und der Erde!" und bald darauf fügte sie hinzu: „Gerne, Frau, gerne! O wie war das so kurz!" und weinte darauf sehr. Als die Schwestern fragten, ob ihr so übel wäre, sprach sie: Gehyt von mir um Gottes Willen, ich bedarf euer nicht mehr!" Und sie neigten sich nieder, als ob sie schliefen. Darauf richtete sie sich wieder auf, hob andächtig ihre Hände empor und that wie ein Mensch, der sich herzlich über ein Ding freut. Sie legte ihre Arme zärtlich über einander und drückte sie freudig an ihr Herz. Dann sprach sie: „Süßester Herr! nimm hin meine Hände und Füße, das Haupt, das Herz und alle meine Glieder!" worauf sie so herzlich weinte, als ob sie vor großem Schmerze weine. Nachdem dieß eine Weile gedauert, sprach sie zu den zwei Schwestern in fröhlichem Tone: „Schlafet Kinder, und seid wegen meiner ohne Sorgen!" Einer Schwester, die ihr besonders lieb war, hatte sie vor ihrem Tode ihre Gesichte geoffenbart.

4) Adelheid (Elli) von Elgg, Laienschwester. Die Frauen von Töß hatten der Reihe nach den Wochendienst in der Küche zu versehen: früh Morgens gleich nach der Mette sich in die Küche zu verfügen, dort auf dem Kochherde das Feuer anzuzünden und alles zu thun, was ihr Dienst erforderte. Unter dieser Wochnerin stund die Laienschwester, welche die Speisen zubereitete. Adelheid von Elgg verwendete ihre möglichste Sorgfalt darauf, dem Convent getreulich zu dienen. Gegen fünfzig Jahre lebte sie im Kloster Töß und Niemand sah sie je mit Anderem beschäftiget, als mit dem Heile ihre Seele und mit Küchendienste; sie hatte keine Helferin, und doch ging Alles gut aus ihren Händen. Wenn sie ihre Dienste für den

Convent verrichtet hatte, so eilte sie in den Chor vor den Altar, legte ihre Hand darauf und sprach in andächtiger Liebe: „O mein Herr! könnte ich dich noch mehr lieben, ich thäte es so gerne!" — und vergoß dann so viele Thränen, daß sie den Boden benetzten. Obschon sie ihr Dienst viele Anstrengungen kostete, unterzog sie sich auch noch einem strengen Fasten und eifrigem Gebete. Sie wachte nach der Mette immer so lange, daß sie darauf kaum zwei Stunden lang schlief, und betete hernach mit der größten Andacht zum Nutzen des Conventes. Sehr oft betete sie für die Sünder und Abgestorbenen, darum kamen die Seelen oft zu ihr, redeten mit ihr und sie mit ihnen. Sie vollendete ihre Tage im Geruche der Heiligkeit.

Adelheid (Elli) von Wurmenhausen, war eine sehr fromme Seele. Als sie einst im Gebete war, sah Elisabeth Schäflin (s. d. A.) ihren Körper wie Krystall leuchten. Die Schwester Adelheid hatte in jenem Augenblicke sich vor unserm Herrn verneigt und gedacht: „Mein Herr, könnte ich doch thun, was dir zum Lobe wäre, ich thäte es gerne!" (Vergl. Greith, die deutsche Mystik im Prediger-Orden von 1250—1350; fünftes Buch, die Schule des beschaulichen Lebens unter den Schwestern von Töß bei Winterthur.)

Agatha Petronilla, s. Justus Guerin u. s. w.

Agnes von Büren, Aebtissin von Gnadenthal. Das Frauenstift in Gnadenthal (Vallis Gratiarum) im Freienamt Kantons Aargau, gehörte früher zum Bisthum Constanz, jetzt aber zu jenem von Basel. Dieses Kloster, in einer reizenden Lage am linken Ufer der Reuß zwischen den Städten Bremgarten und Mellingen, hat keinen eigentlichen Stifter, sondern es leitet seinen Anfang oder Ursprung von Beghinen oder Schwestern her, die sich unter einer Meisterin (Magistra) einem frommen beschaulichen Leben widmeten. Sie erhielten jedoch schon frühe Vergabungen: so 1297 von Ritter Johann von Hedingen, Herrn zu Brunegg bei Mellingen, später von den Edeln von Wohlen und Waltersschwyl, und schlossen 1302 Burgrecht mit den Städten Bremgarten und Zofingen, wo sie schon 1309 ein eigenes Haus und einen Schaffner hatten. Im Jahre 1344 wurden sie vom Generalkapitel von Cisterz in diesen Orden aufgenommen und dem Stifte Wettingen unterstellt; empfingen jedoch erst den 2. Horn. 1396 mit Bewilligung des Bischofs

von Constanz, Burkard I. von Höwen, die Regel und das Ordenskleid. Hedwig von Maschwanden, aus dem Frelenamt, ward erste Aebtissin und nahm mit eilf Schwestern das Kleid des hl. Bernhards. Ein frommer Geist, durch die Obern des Klosters gehegt und gepflegt, belebte die klösterliche Innung. Eine besonders fromme Frau war die Aebtissin Agnes von Büren. Sie stammte von Bern von einem edlen Geschlechte ab; ihr Vater hieß Nikolaus von Büren, und ihre Mutter Elisabeth, deren Zuname unbekannt ist. Beide rechtschaffen und von dem lebendigen Christenthume durchdrungen, leuchteten ihren Kindern mustervoll voran und pflanzten in ihre zarte Herzen Frömmigkeit und Gottesfurcht mit gesegnetem Erfolg. Der Himmel segnete ihre Mühe und Anstrengungen reichlich und zwei Töchter wurden die Zierde ihres Hauses. Nikolaus hatte eine Tochter, Agnes mit Namen, die leiblich und geistig sich entwickelte und ihre irdischen Vorzüge unter dem Klostergewande in Gnadenthal verbarg, sie ließ eine jüngere Schwester, Anna zurück, welche jedoch ebenfals dem innern Gnadenrufe folgte, die jungen Männer, die ihre Hand verlangten, abwies, ihre Vaterstadt verließ und das stille Gotteshaus bezog, in welchem ihre Schwester in heiliger Frömmigkeit leuchtete. Gerne öffneten die Frauen dem jungen Fräulein die Klosterpforte und führten sie zu ihrer Schwester, die sie freudevoll in ihre Arme schloß und ihr den Friedenskuß gab. Der Vater dieser edlen Kinder schätzte sich überaus glücklich und faßte den Entschluß, obschon er 1391 im Rathe die ersten Stellen bekleidete, der Welt zu entsagen (wahrscheinlich nach dem Tode seiner Gattin) und seine Tage als Ordensmann zu beschließen. Im Jahre 1393 machte er zu Gunsten der Dominikaner in Bern ein Vermächtniß, trat darauf in die Benediktinerabtei Erlach und empfing später die Priesterweihe. Im Kloster zeigte er sich seines Berufes würdig, leistete als einsichtsvoller und kluger Mann treffliche Dienste und ward deßwegen zum Prior befördert. In den Jahren 1405, 1407 und 1411 war er Prior und Pfleger an der Stelle des Abtes Johann von Neuenburg. Er soll in einem sehr frommen Rufe gestorben sein. Seine Tochter Agnes zeichnete sich indessen mehr und mehr in Gnadenthal aus, und die Bewohnerinnen des Klosters schätzten sich überaus glücklich, einen so köstlichen Schatz in ihrer Mitte zu besitzen. Sie war geeignet, dem Kloster vor-

zuſtehen, Andere zu leiten und ihnen mit Wort und That beizuſtehen; darum wählten die Frauen um 1400 ſie zu ihrer Aebtiſſin. Sie fügte ſich in die Wahl, regierte ſehr klug und führte ihre Schweſter Anna und die übrigen Frauen auf dem Wege der Vollkommenheit. Unſere Aebtiſſin ſtarb im Rufe der Heiligkeit, in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie ward feierlich beerdigt und nach ihrem Hinſcheiden wie eine Heilige verehrt. Herr Venner Johann Karl von Büren ſah noch zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu Gnadenthal ihren Grabſtein mit Wappen und Inſchrift; leider! hat ihn die ſpätere Zeit vernichtet, ſo daß dieſes Denkmal jetzt nicht mehr vorhanden iſt.[1]) Allerlei Unfälle trafen im Laufe der Zeit dieſes Kloſter. Im Oktober 1608 wurde es durch einen Brand ſchrecklich heimgeſucht. Von 1656 und 1712 ſchwangen die Religionskriege über daſſelbe ihre Geißel, und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war ſein Vermögenszuſtand dermaſſen geſunken, daß von 1747 — 1763 keine Kloſterfrauen aufgenommen werden konnten. In dieſer bedrängten Lage nahmen ſich die Abteien Wettingen, St. Urban, Muri und Einſiedeln des Kloſters an und unterhielten daſſelbe. Durch die franzöſiſche Staatsumwälzung verlor es die niedere Gerichtsbarkeit zu Neſſelbach im Freienamt, ſowie zu Nieder-Rordorf und auf dem Hei-

---

[1]) Der Stammbaum der Familie von Büren in Bern gibt leider nicht an, ob Agnes und ihre Schweſter Anna in das Kloſter Gnadenthal von Aargau, oder in jenes von Baſel gleichen Namens getreten ſei; jedoch iſt faſt unzweifelhaft das Erſtere. Zwar iſt auch in den dortigen Archiven, wie man uns gefälligſt berichtete, von dieſer frommen Aebtiſſin nichts mehr zu finden, weil die Brände von 1422 und 1608 viele Urkunden, Schriften und Denkmäler verzehrten. In Gnadenthal von Baſel findet man in den Verzeichniſſen der Aebtiſſinen keine Agnes von Büren und die 550 Urkunden, die noch von dieſem Kloſter vorliegen, melden nichts von ihr. — Das Frauenkloſter Gnadenthal in Baſel lag in der Spahlenvorſtadt und die Frauen wurden den 17 April 1289 dem Orden der heiligen Clara einverleibt. Sie betrugen ſich muſterhaft, wirkten viel Gutes, mußten aber zur Zeit der Reformation (1529) das gleiche Schickſal der übrigen Klöſter theilen. Ein Theil der baufällig gewordenen Kirche ward in der Theurung von der Stadtbehörde zu beſſerer Verſorgung der Armen im Jahre 1573 in ein öffentliches Kornhaus umgewandelt, was es noch jetzt iſt. Das Conventſigill ſtellte den aus dem Grabe erſtehenden Chriſtus, mit der Siegesfahne in der Hand, dar. (Schriftliche Mittheilung von Egbert Friedrich von Müllnen in Bern.)

tersberg in der Grafschaft Baden, und litt überhaupt viel Ungemach. — Die Regierung des Kantons Aargau hob es 1841 auf, die eidgenössische Tagsatzung stellte 1843 es jedoch wieder her. In der Zwischenzeit hielten sich die Frauen im Kloster Frauenthal (Kt. Zug) auf. Der Convent, weil in der Aufnahme neuer Mitglieder gehemmt, besteht gegenwärtig in einer kleinen Zahl von Frauen; es ist aber zu hoffen, daß die Vorsehung seinen Bestand ferner schützen werde. Das Kloster führt in seinem Wappen ein Lamm mit einer Fahne. (Vergl. Genealogie des Hauses von Büren in Bern, Manuscript.)

Agrippin, s. Lupicin u. s. w.

Albert von Dießbach, Jesuit, war ein Sohn des Nikolaus Albrecht's, eines Rathsherrn von Bern und der Salome Tillier, einer Schwester des talentvollen Schultheißen Johann Anton Tillier. Dieser merkwürdige Mann, dessen Leben eine ausführliche Darstellung verdient und von dem Johann von Müller sagt: „Er war ein im Aeußerlichen den alten heiligen Religiosen, wie man sie malt, vollkommener, ähnlicher, imposanter, salbungsvoller Mann, voll Festigkeit, der Friede Gottes in ihm, u. s. w.," war 1732 zu Bern geboren, erhielt in der Taufe die Namen Albert, Joseph, Nikolaus, ward standesgemäß in der protestantischen Religion erzogen und nach damaliger Sitte der vornehmen Welt für den Soldatendienst bestimmt. Er trat, erst sechszehn Jahre alt, in's Schweizerregiment von Tscharner (aus Bern) in Piemont, nachmals Regiment Rochmondet (aus Nyon) genannt. Eilf Jahre hatte er in den milden, wunderschönen Gegenden Italien's zugebracht, und während dieser Zeit Gelegenheit gefunden, mit der katholischen Religion und deren Lehren und Gebräuche näher bekannt zu werden. Er besuchte zuweilen den katholischen Gottesdienst, hörte die Predigten an und fühlte in sich bald den Drang in den Schooß der heiligen Kirche zurückzukehren. Dieser Entschluß reifte mehr und mehr in ihm, bis er endlich 1755 zu Turin feierlich zu der katholischen Religion übertrat, bevor er sich mit der Tochter des spanischen Consuls de S. Dievæ in Nizza verheirathete. Die Protestanten sagen, er sei aus Liebe zu seiner Verlobten Katholik geworden; höhere Gründe jedoch leiteten ihn, und wie wir aus seinen eigenen Worten, die er in einem Briefe niederlegte, entnehmen: „Geboren unter einem achtungsvollen Volke,

das jedoch leider in religiöser Beziehung im Irrthum befangen ist und jenen Grundsätzen huldigt, durch welche die Neuerer des sechszehnten Jahrhunderts die Einheit des Christenthums zerrissen, wurde mein Geist in der Blüthe des jugendlichen Alters von dem Leichtsinne, welcher dem Soldatenleben nur zu eigen ist, von der Eitelkeit einer stolzen Seele, von den Wogen starker Leidenschaften und einer unstillbaren Begierde, Alles zu lesen, hingerissen und mit Riesenschritten zu dem Piron'schen System der Religionsverachtung geführt, welches den Höhepunkt menschlicher Verirrung bildet. Da warf Gott im Augenblicke, wo ich Ihn vergaß, seinen gütigen Blick auf mich, und meine Seele fühlte sich getroffen und erschüttert. Mein Geist erwachte aus der Verirrung, meine Augen sahen hell und ich erblickte die Wahrheit mit ihrem strahlenden Glanz im Schooße einer Religion, welche erhaben, Gottes würdig, wohlthätig für die Menschen, die Mutter aller Tugenden ist, und die allein alle ihre Gegner mit offener Stirne bekämpft und die einzig mit Sicherheit und Festigkeit ihre Glaubenssätze lehrt. Bei diesem Anblick erwachte die unbestechbare Stimme des Gewissens, welche ich zu überhören im Begriffe stund, mit neuer Kraft in meinem Innern. Das Gewissen erhielt durch die Religionskenntnisse, die ich jetzt erwarb, neue Gewalt und Macht, ich empfand in dem Innersten meiner Seele eine Stimme, welche mir unveränderliche Gesetze vorschrieb: ich wurde Katholik und Katholik aus Ueberzeugung." — Herr von Dießbach hatte sich eine tugendhafte Gattin auserkoren und lebte mit ihr zufrieden im heiligen Bunde. Beide sahen arglos und heiter einer schönen Zukunft entgegen und diese verwirklichte sich anfänglich, indem die edle Frau ihren Mann mit Kindern erfreute. Nachdem sie ihm einen Sohn der plötzlich starb und darauf eine Tochter geboren hatte, wurde sie selbst in der Blüthe ihrer Jahre vom Tode erfaßt. Welch ein Schlag für den liebenden Gatten! ein unaussprechlicher Schmerz, den nur die Religion und das unerschütterliche Gottvertrauen zu lindern vermochte, betäubte ihn. Vernehmen wir darüber seine eignen Worte: „Ja, ich sah, wie der unerbittliche Tod mir die theuersten Personen unerwartet, plötzlich und unbarmherzig in der Blüthe ihres Alters vor meinen Augen wegnahm; ich sah mich getrennt auf immer von meinem Vaterlande, welches zu lieben mein Herz nicht aufhören

kann; ich sah alle meine Hoffnungen und Aussichten zerschlagen und hingeopfert und dennoch (ich sage es zur Ehre der göttlichen Religion) mein Herz hat nie gemurrt; es fühlte sich mitten in allen Schlägen des Schicksals nicht niedergeschlagen, mitten unter dem Gewichte des Unglücks nicht überwältigt, es empfand keinen Augenblick Reue oder Sehnsucht nach den frühern Zuständen, die Grundlage seines innern Friedens — die Religion wurde auch keinen Augenblick erschüttert." Seiner Tochter, in welcher sich das holde Abbild seiner zu frühe entschlummerten Gattin wiederspiegelte, eine gute Erziehung zu geben und sie für den Himmel zu bilden, war seine erste und zärtlichste Sorge. Als das Kind zum hoffnungsvollen und schönen Mädchen heranwuchs, entwickelten sich in seinem Herzen auch die edlen Keime der Tugenden ihrer seligen Mutter, welche der Vater sorgfältig gepflegt hatte; und sie trat in voller Jugendblüthe zu Turin in das Frauenkloster der Visitantinnen. Wie lange sie in diesem verweilte, wissen wir nicht; aber sie endete darin gottselig und soll in der Blüthe ihrer Jahre gestorben sein. Er hatte den Trost, seiner scheidenden Tochter die heiligen Sterbsakramente selbst zu ertheilen, und sie so im Glauben der katholischen Kirche in das himmlische Vaterland einzuführen. Herr von Dießbach entschloß sich nach dem Tode seiner Gemahlin der Welt auf immer zu entsagen, obwohl es ihm weder an Glücksgütern noch Ansehen fehlte; er erkannte den trügerischen Schein alles Irdischen, die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit des Menschen und fühlte sich unwiderstehlich zur Einsamkeit hingezogen. Zu Mailand trat er in die Gesellschaft Jesu. Hier lernte er schon im vorgerücktern Alter die lateinische Sprache, verlegte sich mit Eifer auf die Wissenschaften und ward ein tiefgebildeter Theologe. Während seines Aufenthaltes daselbst wurde einmal an der Klosterpforte geklopft; man verlangte einen deutschen Religiosen, um durchziehenden deutschen Soldaten zu predigen. Der P. Rektor beauftragte damit unsern Dießbach; dieser predigte, obschon er noch nie die Kanzel bestiegen, mit solcher Würde und Kraft, daß die Offiziere und Soldaten sichtlich bewegt wurden. Wer aber malt das Erstaunen sowohl der Kriegsleute, als des Predigers, als er beim Herabsteigen von der Kanzel in seinen Zuhörern viele seiner alten Kriegsgefährten wieder erkannte? Es war sein Regiment, das durch die Lombardei zog und dem der alte

Hauptmann nun als Jesuit gepredigt hatte. Sein erstes heiliges Meßopfer feierte er 1764 zu Freiburg in der Schweiz. Nach der Aufhebung des Ordens, die ihn schmerzlich berührte, hielt er sich theils in Turin, theils in Bern bei seiner Familie, theils und vorzüglich in Wien auf, wo er bei der großen Kaiserin Maria Theresia und an ihrem Hofe Achtung und unumschränktes Zutrauen genoß. „Ohne Zweifel," sagt der protestantische Lutz, „würde P. Dießbach unter diesen günstigen Umständen in Wien zu den höchsten geistlichen Würden emporgestiegen sein, wenn nicht bei ihm die Demuth das vorherrschende Gefühl gewesen wäre." Er war überall geschätzt und wohlgelitten; denn er war anspruchlos, demüthig, fromm und ein fleckenloser Wandel zierte sein Leben. — Beim Einfall der Franzosen in die Schweiz (3. März 1798) war er gerade in Freiburg bei dem Waffenkorps, das im Kampfe gegen die Franzosen unterlag. Hier zeigte sich seine christliche Liebe im vollen Glanze. Wo ein Gefangener oder Verwundeter von den Franzosen mißhandelt wurde, da drängte sich der gute Pater herbei, suchte die Leidenden zu trösten, die Gewaltthätigen zu besänftigen und seinen Landesgenossen den letzten Trost zu ertheilen. Wiederholt fielen die französischen Soldaten über den alten Mann her, gaben ihm Kolbenstöße und Säbelhiebe und mißhandelten ihn; daß ein Strom von Blut von ihm floß. Ein Offizier sah glücklicher Weise die Unthat, als die Blutmenschen eben den letzten Streich führen wollten und rettete dem Verwundeten das Leben. Nur mühsam erreichte er die Stadt Freiburg, und kaum hatte er sich etwas erholt, eilte er wieder den Krankenhäusern und Spitälern zu, um seinen sterbenden Mitbrüdern und Kampfgenossen die Tröstungen der christlichen Religion zu gewähren und ihnen den Uebergang in's ewige Leben zu erleichtern. Welch ein schöner Zug christlicher Liebe, die sich vergißt, um Andern zu nützen! Pater Dießbach war sehr vaterländisch gesinnt, verabscheute die Franzosen, die Unterdrücker der Freiheit und des sittlichen Lebens; er reihet sich würdig an den Benediktiner P. Georg Effinger, aus Einsiedeln, Mönch in Pfäffers und zuletzt Pfarrer zu St. Ulrich in Wien, an den heldenmüthigen P. Paul Stiger, aus Rothenthurm, Kantons Schwyz und andere damalige wackere Ordensmänner in der Schweiz, welche schon damals auf's glänzendste bewiesen, wie ungerecht diejenigen sind, welche

den schweizerischen Geistlichen stets den Vorwurf machen, daß sie die Parthei des Auslandes bilden und daß die Grundsätze der katholischen Religion mit denen der wahren Freiheit unverträglich seien. In Folge der unglücklichen Lage, in welche das Schweizerland durch den Einmarsch der französischen Truppen und die Einsetzung einer helvetischen Centralregierung verfiel, kehrte er wieder nach Wien: der Untergang der alten Freiheit und des alten Schweizerbundes schien ihm unerträglich Die Bewohner von Wien nahmen ihn mit offenen Armen auf und daselbst starb er 1804 fromm und gottergeben, wie er gelebt hatte. Seine Liebe zeichnete sich durch große Mildthätigkeit für das geistliche und leibliche Wohl seiner Mitmenschen aus. Sein Vermögen theilte er jährlich unter die Armen, so daß bei seinem Tode seine ganze Hinterlassenschaft in fünfundfünfzig Kreuzern bestund. Während seiner Anwesenheit in der Schweiz fand wohl kein einziges gottseliges Unternehmen Statt, an dem er nicht eifrigen Antheil nahm. Er predigte, theilte die heiligen Sakramente aus, hielt Missionen und stund mit allen Freunden der Religion in persönlichem und brieflichem Verkehre. Heut zu Tag leben in Freiburg und Solothurn noch ältere Personen, die sich seiner kernhaften Predigten erinnern. Der selige P. Albert von Dießbach widmete die von seinen Priesterpflichten erübrigte Zeit auch den Wissenschaften und er verfaßte zwei Werke: „Le chrétien catholique inviolablement attaché à sa religion par la considération des quelques unes de preuves qui en établissent la certitude.“ Und: „Le solitaire chrétien et catholique.“ Ersteres Werk erschien 1771 zu Turin in drei Bänden, Letzteres in Freiburg.

Alexander, der heilige, Martyrer. Diokletian, der Sohn eines Sklaven, wurde im Jahre 245 zu Dioklea geboren, von welcher Stadt er sich in der Folge den Namen beilegte. Durch Klugheit, persönlichen Muth und Entschlossenheit schwang er sich unter Kaiser Probus zum Befehlshaber von Mösien und unter Carus zur Würde eines Consuls empor. Als Letzterer (284) vom Blitze erschlagen und einer seiner Söhne ermordet worden war, rief das Heer den Diokletian zum Kaiser aus, welcher sich auch im Treffen, das er dem noch übrig gebliebenen Sohne des Carus, dem Carinus, bei der Stadt in Mösien lieferte, zu behaupten wußte. Um die Provinzen des Reiches leichter überwachen zu können, wählte er (286) seinen Freund

und Kampfgenoſſen Maximian zum Mitregenten, und beſtimmte Mailand zur Reſidenz desſelben, während er ſelbſt in Nikomedien ſich aufhielt. — Diokletian hatte bei dem Beginne ſeiner Regierung einen ſchweren Stand. Aufruhr bedrohte im Oſten und Weſten die in ihrer eigenen Größe zuſammenſtürzende Macht. Vorzüglich wogte der Aufruhr in dem damals politiſch und religiös mächtig bewegten Egypten. Es gelang zwar endlich Diokletian und Maximian, die Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen, allein erſt nach ſchweren Kämpfen und unter harten Maßregeln. Es wurden die ſchon zum zweiten Male ſich empörenden Egypter empfindlich beſtraft, die Hauptſtätte Buſiris und Koptos geſchleift, die junge Mannſchaft aber ausgehoben, und nach einem ſchon ſeit langem befolgten Regierungsverfahren in andere Gegenden verlegt.[1]) So entſtunden die thebäiſchen Legionen, eine Schöpfung der Regenten, um die Armee zu verſtärken, oder vielmehr vier neue Armeen zu bilden. Wir lernen ſie ausdrücklich unter dem Namen: „Erſte Maximianiſche Thebäer Legion“ (prima Maximiana Thebæorum Legio) und: „Dritte Diokletianiſche Thebäer Legion“ (tertia diocletiana Thebæorum Llgio) kennen, und finden auch thebäiſche Soldaten unter den Hofbedienten, die in Friedenszeiten den kaiſerlichen Palaſt bewachten. Anfangs hatten die chriſtlichen Soldaten allerdings keine große Luſt zum Soldatenſtande, und wollten nicht aus dem Lager des Lichtes in das der Finſterniß übergehen, als man ihnen aber alle möglichen Zuſtändniſſe in Betreff ihres

---

[1]) Gegen die Neige des dritten Jahrhunderts wurden die Chriſten im Morgenlande hart verfolgt. Nirgends traf ſie in der großen diokletianiſchen Verfolgung ein härteres Loos, als gerade in Egypten, und zwar hier wieder vorzüglich in Thebais; nirgends aber zeigten auch die Chriſten eine größere Glaubensfeſtigkeit und Standhaftigkeit, als in dieſer mit dem Blute der edelſten Martyrer getränkten Gegend. Euſebius ſpricht von einer faſt unendlichen Anzahl von Männern, Weibern und Kindern, die dort den Martertod erlitten, und erwähnt eine ungeheure Anzahl Bekenner, die ſich nur an Einem, nicht beſonders bedeutenden Orte der Thebais, Namens Porphyrites, befunden haben ſollen. Jedoch ſpricht er auch von den ſich noch dort befindenden Heiden, die theilweiſe das grauſame Verfahren gegen die Chriſten gemißbilligt, theilweiſe aber auch voll blinden Haſſes, in nicht geringer Zahl daſſelbe unterſtützt und das Begräbniß der Leichname, welche von den Thieren zerfleiſcht werden ſollten, gehindert hätten. (Vergl. Gelpke, Kirchengeſchichte der Schweiz, Bern, 1856.)

Glaubens machte, und die nöthige ſchonende Rückſicht nahm, verpflichteten ſie ſich einſtimmig unter einander mit einem Eide die Reihen nicht in ſchimpflicher Flucht zu verlaſſen. — Der Anführer der thebäiſchen Legion (meiſtens aus Chriſten beſtehend), die unter Maximian diente, hieß Mauritius. (ſ. d. A. B. II. S. 68 ff.) Noch in Italien weilend, wüthete Maximian gegen einzelne thebäiſche Soldaten, ließ mehrere im Bekenntniſſe des chriſtlichen Glaubens hinrichten, nämlich den heiligen Sekund mit Genoſſen (ſ. d. A. B. II. S. 215 ff.) und die heiligen Octavius, Solutor, Adventor u. ſ. w. Ganz vorzüglich aber iſt zu erwähnen der heilige Alexander, der unter der Fahne des heiligen Mauritius diente, ob als Beamter oder gemeiner Soldat, iſt unentſchieden. Er war ein Heide und hatte in Mailand die heilige Taufe empfangen. Als Maximian gegen die empörenden Bagauden ziehen wollte, erfuhr er, Alexander ſei Chriſt geworden. [1]) Sofort ſetzte er ſich zu Gericht, ließ ſich den heiligen Bekenner vorführen und ſprach zu ihm: „Ich höre von dir, du habeſt unſere Götter verlaſſen und ſeieſt ein Chriſt geworden.“ Darauf befahl er einen Tiſch herbeizuſchaffen, ſelben mit einem Tuche zu bedecken und wandte ſich dann mit den Worten zu dem Heiligen: „Komm herbei und opfere; ſonſt ſollſt du erfahren, welche Strafen auf jene warten, welche die Götter verachten.“ Der mit dem Geiſte Gottes ausgerüſtete Alexander erwiederte: „Maximian, warum ertheileſt du dieſen gottloſen Befehl. Tobe nur nach deiner gewöhnlichen Art; ich ehre dich zwar als meinen König, kann dich aber nicht als meinen Gott lieben.“ Der Kaiſer entgegnete: „Du mußt ſterben, wenn du nicht den Göttern opferſt!“ Der Heilige ſprach: „Durch den Tod gelange ich zum ewigen Leben bei Gott; denn ſobald ich

---

[1]) Der heilige Eucherius, Verfaſſer der thebäiſchen Legende, übergeht die heiligen thebäiſchen Martyrer, die in Italien, Deutſchland, Gallien u. ſ. w. den Martertod litten; allein dieſer heilige Biſchof hatte ſich, wie Herr de Rivaz richtig bemerkt, zur Aufgabe geſtellt, nur jene zu beſchreiben, die in den Grenzen von Wallis die Marterpalme errangen. Die Société d' Histoire de la Suisse Romande hielt den 10. Herbſtmonat 1861 ihre Sitzung im Rathhauſe von Sitten. Herr Chorherr Boccard, Stadtpfarrer von St Moritz, las einen Artikel über die Gründung der Abtei von St. Moritz vor, in welchem er wiederholt mit hiſtoriſchen Notizen beleuchtet, die thebäiſche Legion in Anregung brachte.

von hier ſcheide, gelange ich unter den Engeln zum wahren Leben, und ich nehme euren und meinen König in Beſitz.“ Maximian befand ſich in ſcheinbarer Verlegenheit, befahl jedoch den unerſchütterlichen Mann zum Opfertiſche hinzuführen. Der heilige Bekenner blickte zum Himmel und ſprach mit Wehmuth: „Ach! wie glücklich wäre ich, wenn ich dich zur Kenntniß des wahren Gottes brächte; aber die Feſſeln des Teufels halten dich gefangen, und ich zweifle, daß du an den wahren Schöpfer glauben werdeſt. . . . Folge nicht länger den Einflüſterungen des Teufels, erkenne und bereue deine ſchrecklichen Vergehungen; glaube an den einzigen, wahren Gott, der Alles aus Nichts geſchaffen, damit du jenſeits den ewigen Strafen entgeheſt, welche dir und dem Teufel bereitet ſind.“ Dieſe letzten Worte ſetzten den Kaiſer in volle Wuth und er ſchrie: „Ha! du mißbrauchſt meine Güte, ich habe dich ſchonend behandelt, aber bald wirſt du, falls du nicht opferſt, meine Strenge erfahren!“ Alexander ſagte darauf: „Kaiſer! ich fürchte deine Drohungen nicht; ich bekenne meinen Glauben frei und offen und werde denſelben nie verläugnen; ich bete den Gott des Himmels an, unter deſſen Schutz ich ſtehe.“ Voll Zorn wandte ſich nun Maximian an ſeine Diener und befahl den Mann Gottes ſogleich zu tödten. Ein Soldat aus des Kaiſers Umgebung zog das Schwert aus der Scheide; und als er ſich dem Heiligen nahen wollte, blieb er unbeweglich ſtehen. Der Kaiſer ſchalt den Kriegsmann als einen feigen Diener, und überhäufte ihn mit Vorwürfen; aber dieſer ſagte zitternd: „Mein Herr und Kaiſer! Ich bin kraftlos geworden, und kann dem Alexander nicht nahen, ſein Haupt ſtellt ſich mir in der Größe eines Berges dar.“ — Maximian blieb eine Weile nachdenkend, rief darauf andere Diener herbei, befahl den heiligen Kämpfer mit andern Genoſſen wegzuführen und ſie zu tödten. Die Henker ſchickten ſich an des Tyrannen Befehl zu vollziehen, und führten die heiligen Bekenner ab. Auf dem Wege entwiſchte Alexander den Liktoren, ſuchte das Weite und verließ Mailand. Seine Biographen wiſſen nicht, wie er entkam; ſetzen aber hinzu, der Heilige habe ſich nicht aus Furcht vor dem Martertode geflüchtet, ſondern um ſeinen Gott anderswo zu verherrlichen. Maximian überſtieg darauf die Alpen, ließ in St. Moritz die thebäiſche Legion niedermetzeln und zog gegen die aufſtändiſchen

Bagauden. — Der heilige Alexander reiste indessen nach Bergamo, und hielt sich einige Zeit in einer Grotte verborgen. Da diente er bei Tag und Nacht seinem Gotte und stärkte sich durch Gebet und Betrachtung auf seinen bevorstehenden Kampf. Abermal von Häschern aufgegriffen, wurde er in Bergamo vor die Gerichte gestellt und zum Götzenopfer angehalten; er blieb aber wie früher standhaft im Bekenntnisse seines Glaubens und wurde deßwegen zum Tode verurtheilt. Auf dem Gerichtsplatz angekommen, wandte er sich zu den Umstehenden und begehrte Wasser: er wusch seine Hände, kniete nieder, richtete seinen Blick nach Oben und sprach: „Gepriesen sei der allmächtige Schöpfer aller Dinge, der Diejenigen, die ihn gebührend verehren, ewig belohnt. Gepriesen sei der huldreiche König, der liebvoll die Sünder und Gottlosen erträgt und sie auf den Pfad der Gerechtigkeit führt u. s. w. Noch einmal blickte er zum ewigen Vaterlande empor und empfahl seinen Geist mit den Worten: „Herr! in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Jetzt stund er auf und reichte dem Scharfrichter den Nacken dar, der ihn durch das Schwert enthauptete. Die schaugierige Menge verlief sich, und ließ den heiligen Blutzeugen auf dem Platze liegen. — Nach einigen Tagen kam eine gottesfürchtige Frau, Namens Grata, und fand den heiligen Martyrer; sie dankte dem Himmel für den glücklichen Fund, befahl ihren Dienern, den Körper auf ihr Landgut zu tragen und ließ ihn dort prachtvoll beerdigen. An dem Orte, wo seine Hülle ruhte, geschahen in der Folge viele Gebetserhörungen; die Verfasser seines Lebens bedauern, daß die vielen gewirkten Wunder nicht gehörig verzeichnet wurden. Wie Herr de Rivaz gründlich nachweist, hat der heilige Alexander im Jahre 303 gelitten und zwar am 26. August, an welchem Tage die Abtei von St. Moritz sein Andenken sammt demjenigen von andern thebäischen Märtyrern, die in Italien die Marterpalme erlangten, in den kirchlichen Tagzeiten feiert. (Cf. Kalendarium perpetuum RR. Canonicorum Regul. S. Augustini Abbatiæ Regiæ Agaunensis, mst.; Bolland., Acta SS. T. V. Aug. p. 798 — 808 de Rivaz, Eclaircissements sur le Martyre de la Légion thébéenne etc. etc.)

Alexandra, s. Hermagoras u. s. w.

Alexia Vollud, Nonne von Collombey (Wallis.) Gottes Weisheit und Güte gegen seine theuer Erlösten gibt sich besonders dadurch kund, daß er der Welt auch durch das schwache

Geschlecht Wunder der Gnade offenbart, welche den Stolz und die eingebildete Weisheit zu Schanden machen und die Kraft des Kreuzes verherrlichen. Ist ja der Erlöser für beide Geschlechter gekommen und gestorben und hat alle Schwachheiten auf sich genommen, damit sich künftig Niemand in etwas Anderm rühme als im Kreuze Jesu. Sein heiliges Leben, mit dem er der Welt voranleuchtete, fand in der Welt Eingang; und seine heilige Einsamkeit, in der er sich auf seinen künftigen Beruf vorbereitete, strahlte wie ein Licht durch die düstern Wälder. Tausende und abermal Tausende folgten dem göttlichen Erlöser in's beschauliche Leben und ahmten ihn in der Selbstverläugnung nach. Zu diesen dürfen wir auch Alexia Vollud (Voulloud), gebürtig von Martinach,[1]) zählen. Sie starb den 10. August 1693, erst 45 Jahre alt, und hatte achtzehn Jahre im Kloster zu Colombey zugebracht. Einige Züge aus ihrem Leben findet man im Sterbbuch (S. 22, ist nicht mehr vorhanden) verzeichnet. Die Klosterannalen beschreiben vorzüglich ihren Tod, der mit Recht der Nachwelt schriftlich überliefert wurde; denn die Umstände, welche dabei sich zutrugen, sind eben so erbaulich als bewunderswerth. Am Tage ihres Todes ging zur Vesperzeit die Schwester Barbara Roten (s. d. A.) zu ihr in's Krankenzimmer und fand sie ihrem Ende nahe. Sie sprach zu der Sterbenden: „Sie sind sehr leidend; ich will während der Vesper bei Ihnen bleiben und Ihnen abwarten.“ Die Kranke dankte ihr, hieß sie in die Kirche gehen und versicherte sie, es werde

---

[1]) Zwischen Martinach Stadt (1066 F. ü. M.) und Martinach-Bourg (1076 F. ü. M.) liegt ein schönes, von Wiesen und Aekern geebnetes Feld, und eben da soll das berühmte, geschichtlich-merkwürdige Octodurum (jetzt Martinach) gestanden haben. Mehrere Ueberschwemmungen der Dranse haben dasselbe zerstört; die letzt bekannte hatte den 25. Mai 1559 Statt. Man braucht nur 15 Fuß oder noch weniger zu graben, so stößt man auf das Gemäuer der alten Gebäulichkeiten, welche selbst bei Vertiefungen der Wasserleitungen zum Vorscheine kommen. Das alte Octodurum war eine Festung der Römer, ein Ruheplatz ihrer Truppen bei ihren Durchmärschen. Eben da hatte Kaiser Maximian, als er vom Jupitersberg mit seinem Kriegsheer herabstieg, um gegen die Bagauden zu ziehen, sein Lager aufgeschlagen und die thebaische Legion zum Götzenopfer angehalten. Octodurum ist auch der älteste Sitz der Bischöfe von Sitten und in mancher anderer Beziehung berühmt. (Gefällige Mittheilung von einem Geschichtskundigen in Martinach.)

ihr während der Vesper nichts begegnen, sie solle nur ohne Sorge sein. Barbara wohnte der Vesper an, eilte nachher sogleich zum Bette der Sterbenden, und fand selbe in besinnungslosem Zustande mit geschlossenen Augen. Die Krankenwärterin lief zu der Anna Franziska, Oberin des Klosters, welche sogleich den Klosterbeichtvater kommen hieß, um der Scheidenden im Todeskampfe beizustehen. Dieser kam alsobald, ging mit der Oberin sammt der Wärterin in's Krankenzimmer; die Kranke lag ohnmächtig und in geistesabwesendem Zustande da; bald aber kam sie zu sich, wunderte sich über die Anwesenheit ihres Beichtvaters und frug, ob die Vesper schon zu Ende sei. Der Beichtiger erkannte ihr herannahendes Ende, betete mit ihr die theologischen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe und sprach dann liebevoll zu ihr: „Nicht wahr, meine Schwester! Sie ververtrauen aus ganzem Herzen auf die Güte Gottes, der unsere Fehler vergibt?" Sie antwortete nichts, aber ihr Angesicht überzog ein sanftes Lächeln. Jener fuhr fort: „Glauben Sie Alles, was unsere katholische Kirche zu glauben befiehlt?" „Ja, mein Vater," war die Antwort, „und ich glaube noch mehr, als Sie mir sagen können, weil ich dieses aus Erfahrung weiß." Da erkannte der Seelenarzt, daß mit dieser schönen Seele sich etwas Sonderbares zugetragen habe, und er konnte sich die Zufriedenheit und die Freude, die auf ihrem Angesicht strahlte, kaum erklären. Darum sprach er zu ihr: „Wohlan meine Tochter! Ich befehle Ihnen beim heiligen Gehorsam, sagen Sie mir, warum sie so fröhlich und aufgeheitert sind und zwar in einem Augenblicke, wo Sie von dannen scheiden und vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen werden?" In Demuth sprach sie: „Die Freude, die ich in dieser Stunde empfinde, rührt von der Versicherung her, daß ich meiner Seligkeit gewiß bin; mein Herz verkostet die Freuden des Himmels und ich bin glücklich!" „Aber woher diese Versicherung," fuhr der Beichtvater fort. „Ich will Ihnen nichts verhehlen," sprach die Glückliche, „was mir wiederfahren ist. Als die Schwester Barbara, meine Wärterin, zur Vesper ging, ward dieses Zimmer auf einmal von einem ungewöhnlichen Glanz erhellt; die Pforte öffnete sich und unser Herr Jesus Christus trat herein in Begleitung seiner heiligsten Mutter, der heiligen Bernhard, Benedikt, Johann des Evangelisten, der heiligen Magdalena und vieler anderer Heiligen, deren

Namen ich nicht kenne. Diese Heiligen sagten zu mir: „Wir sind gekommen, dich in den Himmel zu geleiten.“ Unser Herr Jesus stund vor mir, strahlend in seiner Herrlichkeit und erschloß mir himmlische Dinge, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und keines Menschen Herz empfunden; er zeigte mir, welche Glorie und Herrlichkeit er jenen Nonnen im Reiche seines Vaters bereite, welche die Regel pünktlich beobachten; er ließ mich zugleich in tiefe Wahrheiten der Religion schauen; ich begriff sie klar und konnte sie gleichsam durchdringen, aber ich vermag nicht, es in Worten zu schildern; ich sah ebenfalls den Ort, den ich heute noch im Himmel einnehmen soll; denn der Herr sagte zu mir: „„Heute wirst du ihn in Besitz nehmen, weil ich gekommen bin, dich in das Reich meines Vaters zu rufen.““ Freuet euch, ihr Schwestern, die ihr gegenwärtig in diesem Gotteshause wohnet, auch euern Wohnort habe ich gesehen, der euch im Himmel bereitet ist.“ Bei den letzten Worten konnte sich die Schwester Barbara nicht länger halten und frug die Kranke, ob auch für sie ein Platz im Himmel bereitet wäre. „Ja, meine Schwester,“ war die Antwort, „wenn Sie getreu bis an's Ende ausharren.“ Von nun an redete sie nichts mehr, blieb ganz ruhig und endete nach einigen Minuten ihr Leben so sanft, daß man ihren Hintritt kaum bemerkte. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Alexius von Kirrweiler, Kapuziner. Eine lieblich duftende Blume in den Hochgebirgen des Schweizerlandes, welche vom Geiste der göttlichen Liebe angehaucht, aus Deutschlands Gauen herübergepflanzt wurde, war P. Alexius. Er wurde zu Kirrweiler (drei Meilen von Speyer im Königreiche Bayern) 1583 von ehrlichen und frommen Eheleuten geboren, welche ihn mit den heiligen Namen Georg, Friedrich und Sylvius aus der Taufe heben ließen. Die Urheber seines Lebens wachten sorgfältig über den heranwachsenden Knaben, unterrichteten ihn in den Wahrheiten des Heils, begeisterten seine schöne Seele für das Himmlische und Göttliche, und der Himmel segnete ihre Mühe doppelt; denn ihr Kind entsprach vollkommen ihren Anstrebungen, zeigte sich gehorsam, betete gerne und entfaltete eine von seinen Eltern ihm angeborne Frömmigkeit. Da er das Studienalter erreicht hatte, übergaben sie ihn einem frommen und gebildeten Lehrer, der nicht nur fortsetzte, was die Eltern an ihrem Sohne begonnen, sondern es auch vollendete. Der

fromme Jüngling verschmähte die Freuden der Welt, die er von Jugend auf geflohen hatte, und entschloß sich nach zurückgelegter Rhetorik, in den Ordensstand zu treten. Er reiste, neunzehn Jahre alt, nach Altorf, nahm unter dem Namen Alexius-Sylvius das Gewand des seraphischen Vaters Franziskus und legte nach vollendetem Probejahr die heiligen Gelübde in die Hände des P. Antonius von Canobio, Provinzials der Schweizerprovinz, ab. Sofort wurde er zum Studium der Philosophie und Theologie befördert, wozu ihn seine höhern Geistesanlagen befähigten, mit denen er die schwersten Fragen schnell auffaßte und befriedigend löste. Obwohl sehr fleißig der Erlernung der Wissenschaften obliegend, unterließ er die Uebungen der Andacht, der Betrachtung und des Gebetes nicht, sondern zeigte sich im Sinne des Wortes als wahren Religios. Bald ward P. Alexius zum Prediger ernannt. Das Wort Gottes verkündete er faßlich, salbungsvoll und wiederholte oft bei sich die Worte, die der heilige Paulus an Timotheus schrieb: „In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke, in der Lehre, in der Unverfälschtheit und Würde derselben. Dein Wort sei gesund und untadelig, damit der Widersacher beschämt werde, wenn er nichts Böses von uns zu sagen hat.“ Die Keuschheit schätzte er sehr hoch; lebte wie ein Engel im Fleische, fastete streng, bezähmte sein Fleisch, mied jeden Umgang mit Frauenspersonen, und ließ sie nur im Beichtstuhle Zutritt bei ihm finden, wo er wie ein liebender Vater seinen Beichtkindern Mahnung, Rath und Belehrung ertheilte. — Die Sittlichkeit ist die Grundlage des Familienlebens und bedingt das zeitliche und ewige Wohl eines jeden Menschen; nur die, welche eines reinen Herzens sind, können Gott anschauen; die Unlautern aber werden vom Reiche Gottes ausgeschlossen. Dieß erwog P. Alexius oft und suchte daher, wo er konnte, mit allen Mitteln die Sittlichkeit zu heben; er gründete zu Thann, Rheinfelden, Rapperschwyl, Appenzell, Altorf und andern Orten Vereine für beiderlei Geschlechter unter dem Schutze der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen. Diese hatten nicht nur zur Aufgabe, sich gegenseitig zu einem reinen und heiligen Leben zu erbauen, sondern auch auf ihre Anverwandte und Nachbarn heilsam einzuwirken, sie von sündhaften Gelegenheiten abzumahnen und zur Tugend aufzumuntern. Was sich heutigen Tages der Piusverein in der Schweiz und in Deutsch-

land zur Aufgabe gestellt hat und ausführt, das bezweckte auch jener Verein, nämlich das Reich Gottes zu erhalten und das Reich der Finsterniß zu bekämpfen. — Wir können nicht mit Stillschweigen übergehen, was dem thätigen Beförderer der Sittlichkeit in Altorf begegnete. Ein adeliges Fräulein, Elisabeth Zumbrunnen (Tumbrunnen?), Beichtkind des P. Alexius, kam eines Tages zu ihm und sagte: „Mein Vater! Ein Jüngling, meinem Stande ebenbürtig, sucht bei meinem Vater um meine Hand an; ich finde mich zum Ehestande nicht berufen und habe schon lange den Entschluß gefaßt, meine Jungfrauschaft Gott zu weihen; meine Eltern drängen mich täglich, ich solle in den Antrag einwilligen. Was soll ich thun?" Ihr geistlicher Vater erwiederte: „Meine Tochter! Guter Rath ist beim Vater des Lichtes und die Erfüllung desselben kommt von ihm; ich will vier Wochen hindurch im Gebete zu ihm flehen, daß er mir seinen Willen kund thue, und machen Sie es auch so." Dessen war die Bittstellerin wohl zufrieden und flehte selbst mit um so größerer Inbrunst zu Gott um Erleuchtung. Am letzten Tage der anberaumten Zeitfrist erkrankte Elisabeth tödtlich; sie ließ alsobald ihren theuern Gewissensrath zu sich rufen, der sich unverweilt mit dem frommen Bruder Rufin von Baden zu ihr verfügte. „Freuen Sie sich, meine Elisabeth," sprach er zu ihr, „der Himmel hat uns seinen Willen geoffenbaret; er will Ihre Jungfräulichkeit bewahren, Sie als seine Verlobte aufnehmen und mit der Krone der Jungfrauschaft im Reiche der ewigen Seligkeit krönen. Darum sage ich noch einmal: Freuen Sie sich, meine Elisabeth." Nun hörte er ihre Beicht an, befahl, man solle ihr sogleich die heiligen Sterbsakramente ertheilen, und schon am Tage darauf schwang sich ihre reine Seele gen Himmel. Wie P. Alexius überhaupt zur Erhaltung des sittlichen Lebens eiferte, so geißelte er auch das Laster der Unzucht. In der Umgebung von Altorf hatten sich einige Dirnen angesiedelt, die viel Unheil anstifteten, Jünglinge verführten, Männer zum Ehebruche verleiteten und in manche Familie den Samen der Zwietracht und der Auflösung streuten. Pater Alexius warnte auf der Kanzel und überall, wo er Gelegenheit fand; seine Worte blieben ohne Kraft, weil diejenigen, welche vermöge ihres Amtes helfen konnten, ihre Beihülfe versagten. Da berief er einige Jünglinge zusammen, und band es ihnen strenge auf's Herz, was für eine

Schande es wäre, ſolche Perſonen im Lande zu dulden; er begeiſterte ſie dermaßen, daß ſie ſich alſogleich aufmachten und in Zeit von acht Tagen die Aergerlichen aus dem Lande jagten. Von unbegrenzter Liebe zu den Menſchen getrieben, wollte der Gottesmann ein Apoſtel der Heiden werden und in dieſem Liebeswerke ſein Leben opfern; er wandte ſich ſchriftlich an den Provinzobern und den General des Ordens; allein dieſe gingen in ſein Anſuchen nicht ein, weil ſie wohl einſahen, wie wichtig ein ſolcher Geiſtesmann in jener Zeit des Abfalles und der Sittenloſigkeit war. Sie beſtimmten ihn nach Graubünden, um dem heiligen Fidelis (ſ. d A., Bd. I., S. 186 ff.) Aushülfe zu leiſten. Voll Freude ergriff er den Wanderſtab und eilte in die Thäler von Rhätien. Er traf dieſelben in einem erbärmlichen Zuſtande: die katholiſchen Prieſter hatten ſich geflüchtet, die Kirchen waren leer und ihres Schmuckes beraubt, und die Prediger der neuen Lehre verfolgten die Katholiken mit Wuth und Ingrimm. Hier öffnete ſich den Sendboten des Evangeliums ein weites Feld, auf dem Diſteln und Dornen wucherten; allein eingedenk ihrer apoſtoliſchen Sendung ſcheuten ſie die Anſtrengungen und Hinderniſſe nicht, die ſich ihnen entgegenſtellten. Sie gingen von Ort zu Ort, beſuchten die Leute in den Häuſern, redeten freundlich mit ihnen, hielten Vorträge und unterrichteten die Kinder. Das Volk gewann die frommen Prediger lieb, faßte großes Vertrauen zu ihnen und ſtrömte von allen Seiten herbei, um die ſalbungsvollen Reden dieſer Gottesmänner zu hören. Der heilige Fidelis blieb bis zum Palmſonntag im Prättigau, und ging dann nach Feldkirch, weil er als Guardian des dortigen Kloſters einige dringende Geſchäfte zu beſorgen hatte, und um ſich von ſeiner Erſchöpfung und von ſeinen großen Anſtrengungen zu erholen. Während ſeiner Abweſenheit beſorgte P. Alexius die Miſſionspredigten, die Chriſtenlehre und den Gottesdienſt an den Feſttagen. Da rief ihn (18. April 1622) P. Mathias von Herbſtheim, damaliger Provinzial, zur Ordenscongregation nach Baden, um ihn über den Stand der Dinge und die Bedürfniſſe der Miſſion einzuvernehmen. Ohne zu zaudern folgte er dem Rufe ſeiner Obern, kam nach Baden, grüßte ehrfurchtsvoll die verſammelten Väter, ſetzte ſie in Kenntniß über den guten Erfolg der apoſtoliſchen Sendung nach Bünden, und bat ſie, die Zahl der Arbeiter zu vermehren. Er war ſo glück-

lich), rüſtige Arbeiter zu erhalten, mit denen er freudig zurückeilte; aber ſchon zu Ragaz vernahm er den Martertod des heiligen Fidelis. Er weihte dem theuern Mitbruder eine Thräne und ſprach wehmüthig: „Wie glücklich biſt du! Hätte auch ich mit dir die Siegespalme erringen können!“ Fidelis war vom Nuntius Alexander Scappio zum Vorſtande der Miſſion beſtellt worden, dieſes Amt ging nun auf P. Alexius über. Mit neuen Kräften machte er ſich an die Arbeit, überſtieg Thäler und Berge, drang oft durch tiefen Schnee und gefährliche Pfade, kämpfte mit Hunger und Durſt, und ſcheute weder Gefahren noch Strapazen. Die Aufrührer ſtellten ſich ihm entgegen, doch der Erzherzog Leopold zog ſchnell ein Truppenkorps zuſammen, welches er unter den Oberbefehl des tapfern und kriegskundigen Generals Ludwig von Sulz ſtellte, welcher der Ill entlang durch das Montafonerthal zog und die Grenzgebirge des Prättigau's beſetzte. Eine andere öſterreichiſche Abtheilung zog gleichzeitig durch das ſüdöſtlich vom Prättigau gelegene Engadin, während von Italien her der Herzog von Feria durch das Veltlin in das Land einfiel. Nachdem Ludwig ſich mit den aus dem Engadin heranziehenden Truppen vereinigt hatte, überſtieg er unvermuthet den ſteilen Scolettaberg und erſchien bei Davos im Albulathal, welches ſüdlich vom Prättigau liegt. Als Feldprediger begleiteten das Heer unſer P. Alexius und ſein Mitarbeiter P. Plus von Kaſtelmaur. Vor der Schlacht bat der Heeresführer den P. Alexius, daß er die Soldaten ſegne; er hielt eine kurze ermuthigende Rede und ertheilte dem ganzen Heere den Segen. Als dieß die Feinde ſahen, feuerten ſie auf den Feldprediger; die Kugeln berührten ſelbſt deſſen Kleid, ohne ihn ſelbſt zu beſchädigen, worüber die Soldaten ſtaunten. Nun entſpann ſich ein hitziges Treffen, das einige Zeit unentſchieden blieb, bis ein wunderbarer Vorgang den Empörern eine ſolche Furcht einjagte, daß ſie ſchnell auseinanderliefen und nicht mehr zum Stehen gebracht werden konnten. Die Bauern ſahen nämlich außer dieſen beiden Vätern, wie nachher mehrere eidlich bezeugten, noch einen Dritten im öſterreichiſchen Heere, der mit einem Schwerte in der Hand unwiderſtehlich auf ſie eindrang. Ihr Anführer, der Obriſt von Sales, erklärte, das ſei der von den Prättigauern erſchlagene Kapuziner Fidelis und komme ſie zu ſtrafen; worauf ſeine Leute, von einer unwiderſtehlichen Furcht ergriffen, ihr Heil

auf der Flucht ſuchten. Als die verbündeten Truppen das ganze Land wieder in Beſitz hatten, ſandte P. Alexius ſechs ſeiner Mitbrüder, welche der Lieutenant Friedrich Pop mit einer kleinen Soldatenwache begleitete, nach Sevis, um nach dem Leichname des hl. Fidelis zu ſehen. Sie kamen am 13. Weinmonat dort an, und begaben ſich alsbald auf den Kirchhof. Das Kreuz ſtand noch auf dem Grabe. Sie öffneten daſſelbe und fanden den Leib des heiligen Martyrers mit übereinander gelegten Händen. Das Haupt war mit Wunden bedeckt und kaum mehr kennbar; der Habit von den Stichen und Hieben der Mörder zerfetzt und der ganze Leib ein wahres Marterbild. Die Soldaten, gewiß ſonſt nicht weichherzig, konnten ſich beim Anblick deſſelben der Thränen nicht erwehren. Das Haupt und die linke Hand waren, als man die Leiche näher unterſuchte, von derſelben abgelöst, und wurden deßwegen von den frommen Vätern nebſt dem Gürtel, den Sandalen, dem Kreuze und dem Agnus Dei, das er bei ſich zu tragen pflegte, ſowie den äußern Stricken des Kleides weggenommen, und nachdem ſie das Grab wieder anſtändig zugeſchloſſen, nach Maienfeld gebracht, wo ſie ſich nach glaubwürdigen Ausſagen gegenwärtig noch befinden. Einige Biographen des Heiligen erzählen: „Nach dem Martertode deſſelben eilte eine gute katholiſche Frau, Namens Margaretha Gänſer von Sevis, auf die Blutſtätte; ſie fand den Glaubenshelden noch athmend und in ihrer Gegenwart übergab er Gott ſeine makelloſe Seele.“ Dieſe Ausſage iſt nicht wahrſcheinlich, ausgenommen es wäre ein Wunder eingetreten; denn der Heilige war ſo ſchrecklich verwundet, daß ein plötzlicher Tod eintreten mußte. Der eifrige und für die Ehre Gottes und das Heil der Menſchen beſorgte P. Alexius beredete die Katholiken, aus Dankbarkeit für den verliehenen Sieg der allerſeligſten Jungfrau unter dem Titel „Maria zum Siege“ eine Kirche zu erbauen. Die Kirche ward aufgeführt, P. Alexius verrichtete daſelbſt das heilige Meßopfer und den übrigen Gottesdienſt, bei welchem viel Volk anweſend war. Die Rädelsführer der Proteſtanten ruhten indeſſen nicht, ſondern ſtachelten den Pöbel auf, den evangeliſchen Sendboten zu ermorden. Als er nach Pfäffers kam, ſtürzte ein wüthender Proteſtant, Genetſch genannt, mit gezogenem Schwerte auf ihn los, um ihn zu durchbohren; während er aber den Streich führte, ſtieß ein Anweſender ſeinen Arm auf die Seite, daß das Schwert durch

den Habit ging und in der Mauer ſtecken blieb. Nun brach er in die abſcheulichſten Fluchworte aus; P. Alexius hörte ihn geduldig an und empfahl deſſen Seele dem lieben Gott. Der Verwegene ging ſpäter, von der Gnade Gottes gerührt, in ſich, und legte in die Hände des P. Rudolf das katholiſche Glaubensbekenntniß ab. Nachdem P. Alexius in Rhätien als ein wahrer Apoſtel den Weinberg des Herrn bebaut hatte, führte ihn ein beſonderer Anlaß wieder in die Schweizerprovinz zurück. Wie gewöhnlich durchlief er Berg und Thal und ſcheute keine Mühe, wenn es ſich darum handelte, Seelen zu gewinnen. Als er eines Tages eine ſteile Anhöhe hinaufſtieg, fand er den Uebergang und die andere Seite abwärts mit Schnee bedeckt. Er ſetzte die Kapuze auf, legte ſich auf den Schnee und rutſchte ſo in das Thal hinab. Als er aufſtehen wollte, waren ſeine Glieder gelähmt, die Augen umnebelt, ſo daß er wie ein Blinder zum Hoſpiz getragen werden mußte. Der P. Provinzial, der über den Vorfall in Kenntniß geſetzt wurde, hielt den frommen Mann für fernere Miſſionen untauglich und berief ihn nach Altorf; doch genas er bald wieder, widmete ſich mit neuem Eifer dem Krankendienſte, und pflegte die Peſtkranken und Sterbenden, bis er endlich ſelbſt von der Seuche ergriffen wurde. Als er den Bruder Rufin, ſeinen gewöhnlichen Begleiter, welcher von der Seuche befallen war, beſuchte, ſagte dieſer zu ihm: „Eilen Sie, mein Vater! machen Sie ſich reiſefertig, die Peſt wird Sie bald befallen; denn dieß hat der Herr Jeſus mir geoffenbart.“ Dieſe Nachricht, die ſeine Seele mit ſeliger Wonne erfüllte, theilte er den Mitbrüdern und Weltleuten mit. Die Ausſage des Bruders erfüllte ſich bald; in wenigen Tagen lag P. Alexius auf dem Todbette. Mehrere vornehme Herren, die den edlen Kranken kannten, beſuchten ihn und beklagten den Verluſt des großen Mannes; er aber ſprach zu ihnen: „Tröſtet euch, am Feſte der Aufnahme der allerſeligſten Jungfrau Maria in den Himmel erreicht die Peſt ihr Ende.“ Mit glühender Andacht und würdiger Vorbereitung empfing er die heiligen Sakramente und ließ ſich bei zunehmender Krankheit das Leiden Jeſu vorleſen; nach der Leſung deſſelben blickte er gen Himmel, ſeufzte einige Augenblicke und gab darauf den 19. Heumonat 1629 ſeinen Geiſt auf. Er zählte erſt 46 Jahre und war noch ein rüſtiger Mann. Auf dem Sterbkatalog ſtehen die Worte, die in Kürze ſein Leben und ſeinen

Tod bezeichnen: „Er ward ein Opfer des Glaubens und der Liebe (fidei et charitatis victima). — (Cf. Silvester a Mediolono, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III. Pars II. p. 522—529; Catalogus Prov. Helv.; Werfer, Leben ausgezeichneter Katholiken der drei letzten Jahrhunderte, Heft IV.)

Ambroſius I., der heilige, Abt von St. Moritz (Zuſatz zu dem Art. Bd. I. S. 28 ff.) Wahrſcheinlich legte der heilige Ambroſius ſeine Gelübde im Kloſter Grigni, in der Stadt Vienne gelegen, ab, wurde dann Abt und Vorſteher des Hauſes Inſel-Barbe, von wo aus er, im Jahr 516 nach St. Moritz berufen, dem heiligen Hymnemund in der Abtswürde folgte. Es ſcheint, daß der Heilige, als er nach St. Moritz kam, noch nicht die Prieſterweihe empfangen hatte; denn ein älteres Manuſcript von St. Moritz ſagt: „Ambroſius erhielt die Prieſterweihe vom Biſchofe Theodor II.“ Die nämliche Quelle erzählt weiter: „Ambroſius wurde ein eifriger Mann und Theodor II. wußte ihn an ſich zu ziehen; ſie bauten an der Kirche der heiligen Thebäer, ſammelten Genoſſen um ſich und ſangen in der Kirche das Lob Gottes. Beide umſchlang das Band der göttlichen Liebe und ihre Herzen flammten für die Ehre Gottes. Ambroſius ging den Seinigen mit Wort und That voran, brachte die Nacht bei den Gräbern der heiligen Martyrer im Gebete zu, flehte für ſeine geiſtlichen Söhne und ſuchte ſie auf den Weg des Herrn zu führen und ihnen deſſen Geiſt einzuprägen. Seine Wirkſamkeit dehnte ſich nicht nur auf ſein Kloſter, ſondern auch auf die umliegende Gegend aus; mit Beihülfe ſeiner Brüder bekehrte er einen großen Theil der Anwohner an den Ufern des Genferſee's, beſtätigte ſeine Lehre durch Wunder und ſtarb, nachdem er viel Nützliches für die Kirche Gottes unternommen, reich an Verdienſten den 4. Herbſtmonat (Dridie Nonas Septembris).“ Im Martyrologium von Andreas Sauſſayus finden wir Folgendes: „Zu Agaun im Bezirk von Sitten das Andenken des heiligen Abtes und Bekenners Ambroſius. Er leitete zuerſt bei Lyon, dann auf der Inſel-Barbe die Religioſen als ein wahrer Vater; und da er weit und breit als ein gottſeliger Mönch bekannt war, wurde er ſeiner Tugend wegen in das berühmte Kloſter von Agaun überſetzt, um deſſen Ruhm noch mehr zu erhöhen. Während er ſich da bemühte, ſeine Mönche in den Ordensgebräuchen zu unterrichten, ward er vom Tode überraſcht, vollendete gott-

ergeben die Laufbahn ſeiner Pilgerreiſe und wurde daſelbſt ehrenvoll beigeſetzt. Die Tugenden, die er im Leben übte, und die herrlichen Wunder, die er wirkte, zeugen hinreichend, daß er vom Herrn das ewige Leben zum Lohne empfangen habe." — Obſchon der hl. Ambroſius I. nur wenige Jahre die königl. Abtei leitete, wirkte er doch Großes während ſeiner kurzen Amtsdauer und verfaßte mehrere Gebete, in denen er eine tiefe Frömmigkeit und Demuth beurkundet; er ſchrieb in der damals üblichen lateiniſchen Sprache eines zu Chriſtus und Maria und ein anderes zu den heiligen Thebäern, welche in einem ältern Codex von St. Moritz aufbewahrt werden. Wir geben hier beide in deutſcher Ueberſetzung.

1) Gebet des heiligen Ambroſius zu Chriſtus und zur Gottesmutter um Nachlaß der Sünden. „O glorreiche Gebärerin des höchſten Königs! Du vor aller Weltſchöpfung Erwählte, du Tempel des Herrn, du Heiligthum des heiligen Geiſtes und ſichere Zuflucht der Armſeligen! Ich Aermſter unter allen Sündern fühle mich von mannigfaltigen Vergehen gedrückt; ich fürchte den unausweichlichen Tag des letzten Gerichtes, den Unterſuch der ſchrecklichen Rechenſchaft des gerechten Richters, den Zorn des Allmächtigen, und fliehe darum zu deiner unausſprechlichen Milde und Fürbitte, weil ich weiß, daß du allein vermagſt, den Zorn des großen Richters zu beſänftigen. O huldreichſte Frau, die du zu ſeiner Mutter auserwählt wurdeſt und Alle aufnimmſt, welche in ihrer Noth zu dir ihre Zuflucht nehmen; auch ich armer Sünder fliehe zu dir und flehe aus ganzem Herzen zu deiner liebevollen Barmherzigkeit; komm mir zu Hülfe bei deinem eingebornen Sohne; denn ich habe alle ſeine Gebote übertreten und bin bis jetzt nicht beſſer geworden. Ich erkenne mich auch ſchuldig in vielen andern Sünden, durch die ich die Gottheit deines Sohnes, meines Erlöſers beleidigte. Ich bekenne daher vor deinem mildevollen Angeſicht, o Mittlerin! deren Leib den zu tragen würdig war, der die Sünden der Welt hinweggenommen und durch den du Heil und Barmherzigkeit der ganzen Welt verſchafft haſt; ich bekenne vor deinem gebenedeiten Sohne, unſerm Herrn Jeſus Chriſtus, unſerm Schöpfer und Erlöſer, und allen Heiligen alle meine Sünden, die ich von Jugend an bis auf dieſe Stunde begangen habe; denn ich habe durch meine größte Schuld geſündigt in unreinen Gedanken, Reden und wollüſtigen Werken, an den fünf Sinnen

meines Leibes, mit Augen, Ohren, Berührung, Genuß und Geruch; durch Stolz und schlechte Begierde; eitle Ruhmsucht und Streben nach derselben; durch Zorn und Ungeduld, Bosheit, Haß und Ehrabschneidung aus Neid oder Scherz; durch eitle Reden und faules Geschwätz; durch Lüge, Meineid, Groll und Trägheit; durch Verletzung der Ordenspflichten; durch übermäßiges Essen und Trinken und Naschen; durch Unwissenheit, Nachläßigkeit und Voreiligkeit im Reden; in Vergessenheit des Guten; in Betrug, Verrath und Erdichtung böser Dinge; durch Unlauterkeit und Verleitung zu derselben; durch Neigung zum Menschenmorde; durch Rathen, Helfen und Beistimmen zu bösen Thaten; durch Zurückhaltung jener Sachen, welche den Armen sollten ausgetheilt werden; durch Heuchelei und Scheinheiligkeit, Plaudern und Scherzen; durch Aufgeblasenheit des Geistes, Unverträglichkeit und Geringschätzung der Brüder und der Armen; durch unanständiges Lachen; durch Eigenliebe und Habsucht; durch Trägheit des Geistes und Gottlosigkeit und noch in vielem Anderem habe ich gefehlt bis auf die Gegenwart, das ich jetzt nicht aufzuzählen vermag, weil es meinem Gedächtniß entschwunden ist. Ich dachte so wenig an mein Heil; und ich rufe zu dir, o Frau voll der Barmherzigkeit und zu Jesus, der gebenedeiten Frucht deines Leibes und allen Heiligen und allen Kräften des Himmels, weil ich durch meine Schuld, meine Schuld, meine größte Schuld schwer gesündigt habe. Ach, ich armer Sünder, größer als alle andere Sünder! habe nie aufgehört zu sündigen, häufte Sünden auf Sünden und stürzte mich in den Schlamm aller Laster. Ich habe von Kindheit an bis jetzt ohne Bußfertigkeit, ohne Sinnesänderung in so vielen Vergehen gelebt; darf ich also wohl mit andern Sündern, welche keine so große Sündenlast drückt, die erbarmende Güte Gottes in Anspruch nehmen? Muß ich nicht vielmehr befürchten, daß Gott, während er andere reuige Sünder in Güte aufnimmt, durch mein Bitten eher beleidigt als besänftigt werde? Was will ich also ohne Rath und Hülfe anfangen? Gibt es keinen Ausweg mehr? Ja; ich weiß, daß unser Herr Jesus Christus mild und gut ist; er spricht durch seinen Propheten: er wolle den Tod des Sünders nicht, sondern daß er seine bösen Wege verlasse, Buße thue, von seinen Ungerechtigkeiten abstehe und zur Gnade seines Schöpfers zurückkehre. Wie barmherzig unser Herr Jesus Chri-

ſtus gegen einen jeden Sünder ſei, ſagt er durch einen andern Propheten, indem er den Sünder mahnt, daß er ſeine böſen Wege verlaſſe und zu ihm zurückkehre, um Barmherzigkeit zu finden. „„Auch du haſt Unzucht getrieben mit vielen Buhlen, aber kehre zu mir zurück,"" ſpricht der Herr, „„ſo will ich dich aufnehmen."" Daß im Himmel eine große Freude über die Bekehrung eines Sünders walte, bezeugt der Herr mit den Worten: „„Im Himmel wird eine größere Freude ſein über einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte, welche der Buße nicht bedürfen."" Es verzweifle daher kein Sünder, ſo ſchwer auch die Sündenlaſt auf ſeinem Gewiſſen liegt; denn die Gnade unſers Herrn iſt unerſchöpflich und er nimmt die reuigen Büßer ſtets mit Freuden auf. Da ich alſo die überſchwängliche Güte Gottes zu den gefallenen Menſchen betrachte und ſo viele Sünder zu dem unerſchöpflichen Gnadenbrunnen der Barmherzigkeit, wo Alle aufgenommen werden, hineilen ſehe: warum ſoll ich allein meiner vielen und ſchweren Vergehen wegen verzweifeln? Kann mich jener reichhaltige Gnadenquell, der Andere reinigt, nicht alle meine Sünden abwaſchen? Ich weiß zwar, daß zwiſchen Sünder und Sünder ein großer Unterſchied iſt, und daß Derjenige, der mehr ſündigt, ſchwerere Schuld auf ſich ladet und größere Strafen verdient; ich erkenne, daß mein Sündenmaß das Maß aller Sünder überſteigt: deßwegen will ich aber an der Barmherzigkeit Gottes nicht verzweifeln. Oeffne mir alſo, o Herr! dein liebevolles Herz! Du biſt ſo gut, ſo huldreich und barmherzig gegen andere Sünder, erweiſe auch mir deine Gnade und Barmherzigkeit! Du biſt aus dem Schooße deines Vaters herabgeſtiegen, haſt aus der Jungfrau die menſchliche Natur angenommen, in der Welt gelebt, alle Sünder zur Buße gerufen, zu ihrer Erlöſung Blut und Leben am Kreuze dargebracht, und ſo ihnen das ewige Leben verdient, welches ſie durch ihre und ihrer Ureltern Sünden verloren hatten. Wenn ich alſo auf meine begangenen böſen Werke hinblicke, und wenn du mich nach meinem Verſchulden richteſt, ſo bin ich ſicherlich ewig verloren; blicke ich aber auf deine unendliche Liebe, mit der du uns umfaßteſt, da du dich würdigteſt, unſere armſelige Natur anzunehmen; erwäge ich deinen Tod, den du für die Sünder litteſt, um ihnen das verlorne Leben wieder zu geben, ſo verzweifle ich an meinem Heile nicht. Der

Schächer, der für ſeine Verbrechen mit dir gekreuzigt wurde, verharrte bis zu ſeinem Lebensende in ſeinen Sünden; aber weil er im letzten Augenblicke ſeine Schuld bekannte und deine Barmherzigkeit anrief, fand er dieſelbe in deiner Verſicherung, er werde am gleichen Tage mit dir im Paradieſe ſein. O mein Herr Jeſus Chriſtus, Sohn des lebendigen Gottes! erbarme dich meiner, ſo darf ich deine Barmherzigkeit anflehen; habe Mitleiden mit mir Unglücklichen und nimm meine ungenügenden Bitten gnädigſt an! Ich wende mich zu deiner barmherzigen Mutter, auf daß ich durch ihre Vermittlung bei dir Gnade und Verzeihung erlange. O glorwürdige Frau! Gebenedeit unter allen Weibern, die du die Engel an Reinigkeit, die Heiligen an Frömmigkeit übertriffſt; du von der Welt hochverehrte und von dem Menſchengeſchlechte geliebte Jungfrau; du von den Engeln bewunderte Himmelskönigin; du Verſöhnerin der Sünder, die unter allen Töchtern Eva's allein erkoren wurde, um Mutter des Erlöſers zu werden, dem ich im Angeſichte aller Heiligen und himmliſchen Kräfte mein Sündenbekenntniß abgelegt habe. Meine Fehler ſind ſo zahlreich, daß ich ſie nicht aufzählen, noch im Gedächtniß behalten kann; aber du, o Herr! kennſt alle meine Sünden, die ich begangen habe, ſeitdem ich die Fähigkeit hatte, zu ſündigen, oder die ich noch jetzt begehe, ſei es im Innern meiner Seele durch geheime Gedanken, oder äußerlich durch ſichtbare Werke; und darum, weil ich in Wahrheit weiß, daß dir nichts verborgen iſt, habe ich mich darüber, als einer Uebertretung deines heiligen Willens vor deiner höchſten Güte, deiner heiligſten Mutter und allen Heiligen, vor dir, meinem Herrn und Gott, meinem Erſchaffer und Erlöſer, als höchſt ſchuldig angeklagt, damit deine unausſprechliche Erbarmung eintrete und ich nach dem Tode nicht den ewigen Strafen anheimfalle. Jungfrau Maria, heiligſte Mutter! deine jungfräuliche Mutterſchaft hat der Welt Heil und Segen gebracht; dich preiſet die Schaar der Gerechten, zu dir wendet ſich die Menge der Schuldigen und zu dir komme auch ich armer Sünder voll Angſt und Bangigkeit! Siehe, barmherzige Frau! ich ſtehe vor dem Richterſtuhl des gerechten Richters, der nur nach Gerechtigkeit vergilt; ſchaue ſeinen Zorn, die Größe meiner Miſſethaten und meine Verurtheilung zu dem ewigen Verderben. Ich bin über alles beſtürzt und von allen Seiten beängſtigt; wo ſoll ich Hülfe ſuchen, als bei dem, den

du unter deinem Herzen getragen und der die Welt verſöhnt hat? Bei ihm allein, den du an deiner Bruſt genährt haſt, iſt unendliche Erbarmung und Nachſicht. O allerſeligſte Jungfrau! Gedenke, wie der Herr uns zum Heile Großes an dir gethan hat und erbarme dich der Elenden! O Königin der Engel! wir wiſſen gar wohl, daß dein Sohn gekommen iſt, zu ſuchen was verloren war! Kannſt du, o Mutter, meine Hoffnung! jene Freude vergeſſen, welche die Geburt deines Sohnes über die Welt ausgegoſſen hat? Er kam aus unendlicher Liebe in dieſe Welt, die verlornen Menſchen zu ſuchen, und du, die Mutter, ſollteſt uns, die wir aus der Tiefe unſeres Elendes zu dir rufen, nicht hören wollen? Er rief den Sünder zur Buße, und du ſollteſt den Bittenden, welcher reuig zu dir kommt, verſtoßen? Er iſt gekommen, dem Verirrten den Weg des Heiles zu öffnen, und du ſollteſt nicht helfen, daß er darauf verbleibe? O Jungfrau! ſiehe, vor deinem Sohne und vor dir bereue und bekenne ich meine Fehler, zu euch ſeufze und bete ich, euch beſchwöre ich, rettet mich armen Sünder, ſprechet mich los und machet meine Seele geſund; denn ihr ſeid Beide, Sohn und Mutter, zum Heile der Menſchen da, und gegen Beide habe ich geſündigt. Indem ich den Sohn beleidigte, habe ich auch die Mutter betrübt, und indem ich Unrecht an ihr verübte, empfand die Unbild auch der Sohn. Habe ich alſo Beide beleidigt, ſo müßet ihr auch Beide mir gnädig ſein. Ich fliehe daher, wenn ich den gerechten Gott erzürnt ſehe, zu deſſen ſanfter Mutter, und ſehe ich dieſe beleidigt, ſo wende ich mich an den allerbarmenden Sohn; ich gebe mich vor Beiden ſchuldig, ich ſtelle mich zwiſchen Beide, werfe mich in ihre Arme und ſage: Guter Herr! verſchone den Diener deiner Mutter! Und dann mich zur Mutter wendend ſage ich wieder: Heiligſte Frau! verſchone den Diener deines Sohnes! Ich ſtelle mich unter den Schutz einer doppelten Barmherzigkeit, damit ich nicht unter den Streichen einer doppelten Gerechtigkeit zu Grunde gehe. Göttlicher Sohn, göttliche Mutter! laſſet meine Hoffnung nicht zu Schanden werden, wie ich ſie hier vor euch ausſpreche; ich ſchäme mich der Wahrheit nicht und liebe dieſelbe, und ich hoffe von euch Gnade und Vergebung. O Richter der Welt! wen wirſt du ſchonen und wen wirſt du begnadigen? Wenn du, o Herr! den armen Sünder verwerfen wollteſt, obſchon er bereut und Gutes thut, ſo würde es der Welt nicht

frommen, daß du vom Himmel herabgestiegen bist. Du hast dich dem Tode geweiht, um die Menschen zu erlösen und selig zu machen. Göttlicher Erlöser! wen wirst du selig machen? Mutter des Heils! für wen wirst du bitten? Könnet ihr diejenigen zurückweisen, die jetzt eure Huld und Güte anflehen? Oder sollen sie euch lästern in der ewigen Strafe? Ich begebe mich unter euern Schutz und Schirm und vertraue einzig auf euch; ich kenne keine andere sichere und mächtigere Hülfe; denn wo sollte ich diese finden, außer bei euch? Groß und vielfältig ist meine Schuld, mein Glaube schwach, lau und träg, meine Liebe kraftlos, mein Gebet unvollkommen, meine Genugthuung ungenügend und ich erkenne, daß ich weder Nachlaß meiner Sünden, noch Erlangung der Seligkeit verdiene; aber ich bitte euch demüthig, ihr wollet ersetzen, was mir mangelt. Jesus Christus, mein Herr und Gott! und du mildreiche Jungfrau Maria, Mutter meines Herrn! auf euch stützet sich mein Vertrauen; erhaltet in mir diese Hoffnung, so lange ich lebe. Aus der Tiefe meines Herzens rufe ich zu euch; erhöret mich gnädigst, nicht wegen mir, sondern wegen eurer Ehre und Macht, damit ich den verdienten Strafen entgehe, zu den Freuden der Seligen gelange und dich, o heiliger Gott, lobe, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

2) Gebet desselben Heiligen zu den heiligen Thebäern. „Ihr heiligen Thebäer Gottes, deren ehrwürdige Ueberreste an diesem heiligen Orte ruhen, zu eurer Ehre und eurem Andenken ist diese Kirche erbaut und sind diese Altäre geweiht; zur Verherrlichung Gottes rufe ich euch sammt allen übrigen Heiligen um Hülfe an; kommet mir elendem Sünder huldvoll entgegen, der ich voll Vertrauen zu euch eile und euch an diesem heiligen Orte anrufe. Von innigstem Vertrauen beseelt nehme ich meine Zuflucht zu euch, klopfe an der Pforte der wundervollen Schatzkammer an und rufe flehend zu euch um eure mächtige Fürbitte. O erhöret mein Gebet, sehet den Aussatz meiner Sünden und wendet euch nicht von mir um meiner vielen Vergehen willen, mit denen ich beschwert bin. Habet Mitleiden mit mir armen Sünder und erlanget mir beim Herrn die Nachlassung und Vergebung derselben, für den ihr in diesem Lande euer Leben glorreich hingeopfert habet. Beladen mit dem Elende und der Schwere meiner Sünden bekenne ich Gott dem Allmächtigen und euch meine Schuld und stelle mich

in diesem Gotteshause als einen mit Vergehen beladenen Menschen dar. Ich lege vor Gott und euch offen das redliche Bekenntniß ab, daß ich mich durch viele böse Gedanken, unreine Vorstellungen, liebloſe Reden und unchriſtliche Handlungen verfehlt habe; ich bekenne zugleich, daß ich diesen heiligen Ort, wo Gott und ihr wohnet, verunehrt habe; daß ich Sünden auf Sünden häufte und vieler bösen Thaten schuldig bin. Von schwerer Schuld gedrückt, wende ich mich an euch und flehe zu eurer Güte und Barmherzigkeit, ihr wollet mir bei Gott die Befreiung und Nachlaß meiner Sünden erbitten, damit meine Seele, wenn sie von diesem Leben abscheidet, in die ewigen Freuden gelange. O blicket gnädig auf mich Armseligen herab! Ich bin von den Menschen verlassen; sie gewähren mir keinen Trost, und ich will auch keinen von ihnen verlangen. Mein Trost kommt von Oben. Ich empfehle mich dem Allmächtigen, meinem Schöpfer und Erlöser, der allerheiligsten Jungfrau Maria und euch, vor denen ich in dieser Kirche schuldbeladen erscheine; ich bitte euch aus Liebe zu Gott, seid meiner eingedenk vor dem Throne des Lammes. Bittet den Herrn der Heerschaaren für mich Gefallenen, daß er mir armen Sünder gnädig sei, sich meiner erbarme, mich von allen Uebeln befreie und mich in allem Guten befestige. O ihr Heiligen Gottes! ergreifet das Ruder des Schiffes, auf dem ich fahre, steuert mit mir an's Land und rettet mich in den stürmischen Wogen, die mein Heil gefährden. Euer heiliges Gebet begleite mich allzeit und überall, damit ich Gott dem Herrn und euch heilig und wohlgefällig dienen und mit euch in den Hafen der ewigen Seligkeit einfahren möge! Kommet mir und allen Christgläubigen, die auf den Namen Jesu getauft worden, zu Hülfe; bittet, daß der allmächtige Gott all' unsere Gedanken, Worte und Werke auf dem Wege seiner Gebote leite und uns auf demselben erhalte und befestige! Euer heiliges Gebet begleite uns allzeit und überall und lenke unsere Schritte auf den Weg des Friedens und der Heiligkeit. Bittet auch für alle verstorbene Gläubigen, daß ihr Schöpfer und Erlöser ihre Seelen von allen Sünden losspreche, von allen Strafen befreie und mit uns zu den ewigen Freuden führe, der da lebt und regiert mit Gott dem Vater in Einigkeit des heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen." — Der heilige Ambrosius I. war ein gelehrter Mann und hatte auch Schriften

andern Inhaltes verfaßt, die aber nicht mehr vorhanden sind. (Ex Codice Agaunensi, mst.)

Angela, Gründerin des Frauenkloſters Münſterlingen im Thurgau, war die Tochter des Königs Eduard I. von England. Ihr Bruder Gregor, dritter Abt von Einſiedeln (ſ. d. A. B. I. S. 200 ff.) pilgerte nach Rom und wollte durch Deutſchland in ſein Vaterland heimkehren. Auf dem Wege dahin hörte er von dem Wunder der Engelweihe reden, welches 948 zu Einſiedeln am Kreuzerhöhungsfeſte geſchehen war. Sogleich richtete er mit einem Führer ſeine Schritte dahin und ließ ſich im finſtern Wald bleibend nieder. Die königliche Familie in England betrübte ſich zwar über dieſe ſchmerzliche Trennung, allein das Bewußtſein, daß Gregor dem Dienſte der Kirche ſich geweiht habe, tröſtete ſie, daß ſie die Wege der Vorſehung anbetete und ſich in den Willen des Allmächtigen ergab. Indeſſen lebte das Andenken an den Sohn und Bruder am Hofe fort, ſeine geliebte Schweſter Angela entſchloß ſich ihn zu beſuchen, ſei es, wie Einige ſagen, um ihn zur Heimkehr zu bewegen, oder nach Andern, um eine fromme Pilgerfahrt nach Maria Einſiedeln zu unternehmen. In Begleitung frommer Perſonen trat ſie die Reiſe an, begab ſich von England nach Deutſchland und beſtieg am Bodenſee ein Schiff, um von da in das Schweizerland zu gelangen. Anfangs durchſchnitt bei ruhiger See das Fahrzeug in Schnelligkeit die Gewäſſer; bald aber ſtiegen gegen Weſten ſchwarze Wolken, als Vorboten eines nahenden Sturmes auf, der dann auch brauſend und heulend heranzog und die Reiſegeſellſchaft in die ſchrecklichſte Todesangſt verſetzte. Während der Sturm tobte, blickte Angela zum Himmel und bat um Rettung. J. A. Pupikofer hat den Hergang in einem Gedichte (ſ. Alpenroſen von 1831 S. 128—139) dargeſtellt und ſchildert ihn wie folgt:

„Der Sturm rast immer kühner, der Barke Planken brachen,
Die Wellen greifen über, im Sinken ist der Nachen;
Da streckt die flehenden Hände das Fürstenkind empor,
Und seufzet in Zerknirschung: „Neig', Herr, zu mir dein Ohr."

Die königliche Tochter gelobte in der Todesangſt zum Herrn, zu Dankbarkeit ein Frauenkloſter zu bauen, wenn ſie Rettung fänden; ſie wurde auch wirklich erhört, hielt ihr Gelübde und gründete zu Münſterlingen für das weibliche Geſchlecht ein Got-

teshaus, in dem auch Pilger und Arme Zuflucht finden sollten. Das bezeichnet der oben erwähnte Dichter in folgenden Reimen:

Kaum ist das Wort gesprochen, so schwinden Wind und Wogen;
Die Barke treibt zu Lande, dem feuchten Grab entzogen,
Wie bebet, und wie danket der Jüngling und der Greis!
Die Fürstin trocknet betend die Stirn vom Todtenschweiß.

„Hier soll ein Kirchlein zeugen, daß ich dich, Gott erkannte;
Hier sollen fromme Schwestern dem, den der Sturm mir nannte,
das Lobesopfer zollen, zu Tage wie zu Nacht,
Ihm, der der Seele Rettung aus Wahn und Tod gebracht."

„Hier soll der müde Pilger ersehnte Herberg finden,
Die Armen soll man speisen, Verwundete verbinden;
Kein Unterschied des Standes verderbe hier das Recht,
Und wer will sein der Höchste, der sei des Andern Knecht."

So sprach die edle Fürstin. Bald war der Bau vollendet,
Und Gold, Geschmeid und Purpur dem heil'gen Werk gespendet
Bezeugten allen Zeiten: daß in dem Schweizerland
Den Herrenstolz noch immer die Freiheit überwand.

Die gottselige Angela wurde immer als Gründerin des Klosters Münsterlingen angesehen und Herr von Mülinen sagt: „Dieß alte und einst sehr angesehene Gotteshaus, das bedeutendste der sechs Frauenklöster des Kantons Thurgau, eine Stunde oberhalb Constanz auf einem Hügel über dem Seeufer sehr schön an der Landstraße gelegen, soll nach der im Kloster selbst stets angenommenen gewöhnlichen Ueberlieferung seinen Ursprung einem frommen Gelübde der Prinzessin Angela von England, einer Tochter König Eduard's I. und Schwester des Abtes St. Gregor in Einsiedeln, zu verdanken haben, welche im zehnten Jahrhundert (um 966) nach überstandenem Sturm auf dem Bodensee, da ein Gotteshaus zu bauen beschloß, wo sie wieder das Land betreten würde." (Helv. S. II. Th. S. 83.) — An unsern Gewährsmann knüpfen wir die Chronik von Constanz. „Dieses Stift und Gotthaus," (Münsterlingen) ist sehr alt, und haltet man dafür, daß Angela, Königs Eduardi in Engelland Tochter, und St. Gregorii Abtens zu Einsiedlen Schwester, als sie diesen ihren Bruder zu besuchen in unsere Lande gekommen, und in dieser Gegend eine große Lebens-Gefahr ausgestanden, zur Danksagung der göttlichen Errettung aus der Gefahr in

dem X. Sæculo dieſes Kloſter geſtiftet habe." (Enchiridion Helv. Constant. Episc.) Auch in Einſiedeln hat man dieſer Ueberlieferung immer Glauben beigemeſſen, jedoch, wie man uns von daher berichtete, liegen keine Urkunden mehr vor. — Nachdem Angela in Einſiedeln ihren frommen Bruder Gregor beſucht und daſelbſt ihre Andacht verrichtet hatte, zog ſie wieder in ihre Heimath zurück. Vom weitern Verlaufe ihres Lebens wiſſen wir nichts Zuverläſſigeres, als daß ſie fromm war und einer Fürſtenfamilie angehörte, von der die Bollandiſten viel Rühmliches erzählen. — Die Nonnen von Münſterlingen befolgten urſprünglich die Regel des heiligen Auguſtin, dann jene des heiligen Dominikus und endlich die des heiligen Benedikts. Im Verlaufe der Zeit hatte das Kloſter manche Probe zu beſtehen und wurde 1633 von den Schweden hart mitgenommen; den letzten Todesſtoß aber gab ihm Thurgau ſelbſt. Der große Rath deſſelben ſetzte es 1836 unter Staatsverwaltung, verbot die fernere Novizenaufnahme und hob es 1848 auf. Die Nonnen zogen den 2. Wintermonat deſſelben Jahres auf die Inſel Reichenau, in die Mittel- oder Münſterpfarrei, wurden hier von den Einwohnern und dem Großherzog Leopold von Baden liebreich und mit Theilnahme aufgenommen und befinden ſich noch gegenwärtig daſelbſt. Ihr Kloſter auf der Anhöhe wird jetzt zum Kantonalkrankenhaus verwendet. — Das Wappen des Kloſters war ein rothes Kreuz in weißem Felde. Mehrere Urkunden, die ſich auf dieſes Kloſter beziehen, findet man in der Helv. S. des Herrn von Mülinen verzeichnet.

Angelika — Amabilis Sibilion, Nonne von Collombey (Wallis.) Die Bernhardinerinnen von Collombey wohnten bei ihrer Entſtehung zuerſt in St. Moritz, zogen ſich den 9. Aug. 1634 nach Monthey zurück und verblieben daſelbſt neun Jahre. Während ihres daſigen Aufenthaltes ſtarben vier oder fünf Schweſtern, welche auf dem Pfarrkirchhofe zu Collombey, unweit der Kirchthüre beim Kreuz, in ein Grab gelegt wurden. Daſelbſt fand auch die Schweſter Angelika-Amabilis Sibilion ihre Ruheſtätte. Sie war aus Châtel — St. Denis im Kanton Freiburg gebürtig und hatte in ihrer Jugend gehört, daß in Wallis ein neues Stift der Bernhardinerinnen im Entſtehen ſei; da ergriff ſie ein heißes Sehnen nach der Einſamkeit; dahin wollte ſie ziehen und ihr junges Leben auf dem Brautal-

tare der Liebe ihrem Gotte weihen. Mit Bewilligung der Ihrigen eilte sie nach Monthey, nahm das Kleid des heiligen Bernhard's, legte nach Zurücklegung des Probjahres die heiligen Gelübde ab und starb zwei Jahre darauf, erst achtzehn Jahre alt. Sie hatte zwar nur kurze Zeit der klösterlichen Gemeinde angehört, aber ihr frommer Wandel und ihre Berufstreue hatten in derselben den lieblichsten Wohlgeruch verbreitet. Wie sie von Kindheit an nur für das Himmlische Sinn und Gefühl hatte, so war sie auch unabläſſig besorgt dasselbe in ihrem Wandel auszudrücken und sich das verborgene Leben Jesu anzueignen. In der Beobachtung der heiligen Regel scheute sie weder Anstrengung noch Mühe, sie verlangte sie dem Geiste und dem Buchstaben nach zu erfüllen, und hatte sie ihrem Gedächtnisse so eingeprägt, daß sie dieselbe ohne Anstoß wörtlich hersagen konnte. Bei ihrem Tode hatte sie noch einen Anfall des Bösen zu bestehen; sie wurde nämlich durch den Gedanken beängstigt, daß sie zu zweien Malen ein wenig Faden aus dem Nadelkissen zum Nähen genommen, ohne darum die Oberin gefragt zu haben. In ihrer Gewissenhaftigkeit klagte sie dieß der Vorsteherin, die sie beruhigte, worauf sie ganz fröhlich ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab. Die Klosterannalen berichten von dieser Braut Gottes: „Sie hatte einen freundlich liebevollen Charakter, auf ihrem Gesichte strahlten die Züge der Aufrichtigkeit und sowohl ihre gewöhnliche Schönheit, als auch ihre ungekünstelte Demuth, empfahl sie Allen, die mit ihr in Berührung kamen oder sie kannten. Das war auch die Ursache, warum ihr bei der Einkleidung der Name Angelika — Amabilis beigelegt wurde; weil sie wie ein Engel im Fleisch war und ihrer Unschuld und reinen Sitten wegen nicht nur von den Menschen, sondern auch von Jesus Christus, ihrem Bräutigam, geliebt wurde. Wir dürfen billig hoffen, sie werde bei Gott für uns bitten." — Das Andenken der Verklärten, deren Seele nun im Reiche Gottes lebt, sollte an dem Orte nicht gänzlich verschwinden, wo ihre sterbliche Hülle beigesetzt wurde. Nach fünfzig Jahren ihres seligen Hinscheidens, als Herr Marietioud die Pfarre Collombey verwaltete, öffnete man an dem Platze, wo früher die Schwestern beerdigt wurden, ein Grab, um eine Leiche einzusenken. Man stieß auf einen Sarg, und als man diesen öffnete, fand man darin die Schwester Angelika — Amabelis;

der Körper lag im Klosterkleide, ganz frisch und unverwest und gab einen lieblichen Geruch von sich. Der Sarg ward wieder zugeschlossen und Herr Claudius Donnet, Pfarrer von Collombey, gab später den Befehl Niemanden dort zu begraben. Seitdem ist der Sarg nicht mehr geöffnet worden. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Angelsaxen, drei heilige, Martyrer bei Sarmenstorf (Zusatz zu dem Art. B. I. S. 38 ff.) Abweichend von Murer und Andern erzählt E. L. Rochholz die schon erwähnte Begebenheit, wie folgt: Drei fromme Männer, gebürtig aus Angelsaxen, waren von einer Wallfahrt von Einsiedeln nach Muri in's Freienamt gekommen. Als sie hier am Grabe des heiligen Leontius ihr Gebet verrichtet hatten, wollten sie im Dorfe Lebensmittel kaufen und noch selbigen Abend nach Sarmenstorf wandern. Als sie sich aber dem Wirthshause zum Ochsen näherten, war in der Gaststube Musik und ein fröhliches Brautpaar lud die Fremdlinge ein, am Hochzeitstische sich zu sättigen und auszuruhen; nach der Feier hieß es, wolle man sie selbst zum Hofe Bühlisacker, dem Heimatsorte des Brautpaares, begleiten, von wo aus sie dann bald nach Sarmenstorf gelangen werden. So geschah es. Es war schon spät geworden, als die Pilger mit den Brautleuten Bühlisacker erreichten; sie dankten dem abermaligen Anerbieten dort zu übernachten, sagten dem gastfreundlichen Paare ein dankbares Lebewohl, schenkten der jungen Frau einen goldenen Pfennig zum Andenken und setzten unverweilt ihre Wanderung fort. Drei verwegene Gesellen hatten dieses mitangesehen, und sie schlichen raubluſtig den Pilgern nach. Von Bühlisacker bis nach Sarmenstorf führt die Straße lange berg an und hat zu beiden Seiten Tannenwald. Um so eher konnten die Fremdlinge eingeholt und ungesehen überfallen werden. Die Bösewichte drangen auf sie ein, hieben ihnen die Häupter ab und schleuderten diese weg; als sie jedoch auf den Leichen nichts von der verhofften Beute fanden, entflohen sie. Die Ermordeten erhoben sich wieder, gingen zu ihren abgeschlagenen Häuptern, nahmen sie aus dem Staube auf und wuschen sie sauber an einem Weidbrünnlein ab, das an dem Berge bei Bühlisacker quillt. (Es fließt seitdem mit röthlichem Wasser; war früher nur eine bloße Viehtränke, jetzt aber wallfahrtet man hieher und wäscht die offenen Wunden,

damit ſie um ſo eher zuheilen. Auch der Boden auf dem Mordplatze, obſchon er mannstief ausgegraben und weggetragen wurde, zeigt noch immer die blutige Färbung.) Dann gingen die Angelſaxen die Anhöhe hinunter, und als es eben zu regnen begann, ſetzten ſie ſich zuſammen in den Schutz eines großen Steines, der bald als Schirmdach über ſie herabgewachſen ſein ſoll. Ein armer Mann aus Sarmenſtorf fand ſie hier todt, den Kopf in den Händen tragend. Man beerdigte ihre Leichen in der nahen St. Wendelskapelle, welche ſpäter erweitert wurde; aus einer der Mauerſeiten ragt ein Fels weit in den Bau herein, nämlich der Stein, unter welchem die drei Pilger verſchieden ſind. Ein alter Bittgeſang, der am Gedächtnißtage der Heiligen noch jetzt geſungen wird, ſagt darüber:

„Gleichwie ein Dach
Hat Schatten gemacht
Der Stein und hat Schirm geben.“

Neben dem Altar ſteht ein alter Steinſarg, in den man ihre Körper gelegt hatte; derſelbe trägt eine Inſchrift, welche man auf jenen ſiegreichen Hallwil deutet, der den Burgunderherzog Karl in der Schlacht bei Murten überwunden hat; ſie lautet:

„In dieſem Stein iſt ihre Ruh',
Man wollt's gar wohl bewahren.
Alt-Hallwil gab den Stein dazu
Vor mehr denn hundert Jahren. 1471.“

Als man ſpäter ihre Gebeine erhob und in den Hauptaltar der Sarmenſtorfer Pfarrkirche verſetzte, verlor dieſer Steinſarg nichts von der ihm gewidmeten Verehrung. Man beſteckt ihn noch immer mit brennenden Wachskerzen und läßt den Deckel abheben, um in demſelben zu beten. Auch jenes Brautpaar, ihre Gaſtfreunde, ſoll ihnen in der Nähe ſeines Wohnſitzes zu Bühlisacker, wo ſie ſich von ihm trennten, eine Kapelle errichtet haben, welche an der Straße gegen Muri ſteht und jetzt dem Einſturze nahe iſt. Ein Gemälde zeigt drei Männer, die eben angefallen und niedergemacht werden und trägt folgende verblichene Inſchrift:

„Drei Bilger ſind allhier zu todt erſchlagen,
Zu Sarmiſtorff liegen ſie begraben,
Aus Saxen ſind ſie harkomen,
Darum thuet man ſie Engel-Saxen nännen.“

Urkunde, Pergamen.

1712, 26. November.

(Pfarrlade Sarmenſtorf.)

Es Iſt Zu Wiſſen Allen Vnd Jedlich Geiſtlich | vnd Weltliche Edlen vnd vnedel das in dem Jar do Man zalt von der Geburt | Criſti vnſers Herren Tuſent vnd iij Hundert vnd IX. Jar an dem Nechſten Tag nach der vffart vnſers Herren | Do iſt geſchehen ein Groß Wunderbar Zeichen an den Edlen Bilgerin ein edel ritter mit Namen Herr Caſpar von | Brunaſchwil, daß ander ein Hochgeborner Grof Erhardt von Sachſen vnd Hertzig in Mixen, die Habend Sich vermeſen | zu geben in den dienſt Gottes almechtigen zu verloßen aly ir Hab vnd Zitlich gut, vnd Habend mit Inen genumen | einen Bruder vnd getrüwen Knecht, vnd Habend Sich vermeßen zu wandlen von einem Helgen zum anderen vnd Sind | deß erſten komen Gegen Einſidlen zu vnſer Lieben Frowen, vnd darnach Sind ſi komen gen Boßwil vff ein Hochzit | Hat Sich derſelby Brügem geladen zu Gaſt, vnd do Sy Gaſſen vnd Trunckend do Wotend Si Referentz Tuon vnd err | Dem Heligen Sackerment der en, vnd Hatent nit me dan einen Guldin Pfening den gabend Sy der Brut, deß | Nomend War iij Mörder vnd yltenen Inen nach, vnd ermurtend Sy alle iii nit Wit Nebend dem Haf do Sy vff dem | Hochzit warend Geweßen vnd vermeintent vil gelt bi enen zu finden, do fundent Sy nit vnd Hawend Inen Ir | Höpter ab do Nemend Sy ir Höpter vnd wuſchend Sy In einem Brunen vnd Schieden do von einanderin vnd der | Graaf vnd Ritter koumend gen Sarmenſtorff, vnd der knecht gieng gen Boßwil, vnd do fand man die Zwen | Edel Ritter vnd Grafen Sitzen mit Iren Höpter Zu Sarmenſtorff vor der kilchen, do vergrub man Sy in die | kilchen do Woltend Sy nit Bliben, vnd an dem Andern Tag Vand man Sy Wider vor der kilchen, die da Sy | Nach Hütbetag Rubend vnd Raſten In dem frid Gottes Almechtiger Amen. |

Daß Diſes Auß Einem Vhralten Pergament Geſchribnen, vnd in der | Kirchen-Lad Zue Sarmenſtorff Hinderlegten Brieff, von Wort, zu Wort abgeſchriben | Vnd damit Solche Sachen Alters Halben nit in vergeß oder verlurſt kom-

men, Erneüweret | worden, Beſcheine Ich Krafft Habenden Ampt vnd alß Notarius Apostolicus |

Michaël Leontius.
Eberlin Ss. Theologiæ et
Ss. Canonum Doctor Loci
Parochus et Notarius Apostolicus.

Den 26. Novembris. Anno 1712."

Copia.

(Kirchenlade Boswil, Nr. I., 15.)

Wir nachbenanten Dietrich von Hallwil, Hans Joſt von Schwitz alter Vogt, Statthalter von ir von Vnderwalden jetzt Obervogt daſelbß in ämpteren thunt kundt manniglichen mit dieſem Brief, als von ſpän vnd ſtöſſen wegen hie zwiſchent dem Ehrwürdigen Herren Herr Jacobum Lüpprieſter Zu Sarmiſtorf am andern theil ein gantze gemeind des genanten Dorffs, wie die mit einanderen gen Baden zu pfingſten für vnſer Eydtgnoſſen kommen ſind in dem jahr als man zalt von der Geburt Chriſti Fünffzechen hundert vnd fünf jahr vnd, da jeder theil ſin ſach dar dan hat, vnd iſt das die ſach vnd meinung. Daß vor etwan vill jahren bei Zwey hundert jahren kommen ſint Frömd Lüt vnd Bilgeri uff ein Hoff genant Büllisacker, da iſt zu der Zit ein Hochzeyt geſin, vnd die genanten Bilgeri ſint auch geladen mit der Brut zu äſſen, vnd alſo Hand ſy der Brut gabet nach irem Vermögen. Das hand bös lüt war genommen, und als ſy da dannen geſcheyden ſint, auff die genanten Bilgeri gewartet, vnd ſy ermürt, vnd vmb ihr Leben bracht, vnd inen ire hoüpter abgeſchlagen, alſo Hand die genanten Ertödten Bilgeri ire hoüpter in ihr Händ genommen, vnd ſind alſo gangen gän ſarmenſtorff für die kilchen thür, vnd ſich darundet nidergeſetzt, alſo hand Erbar fromme lüt die genannten Bilgeri vergraben in den Kilchhoff, am Morgen frü ſint ſy aber da geſeſſen, das iſt Beſchehen me dan einmall, vff das iſt man zu rath worten, dieſelben lüt da zu vergraben, da ſy geſeſſen ſint, vnd da das Beſchehen iſt, da ſint ſy Bliben Ligen, vnd ruhen da noch biſ vff diſe Zyt, darumb ſy für heilig gehalten ſint worden von dem gemeinen Volk, vnd vmb das from erbar Lüt ihr ſtür vnd Hilff dar zu gethan hand, vnd ein Cappell an dieſelben ſtatt über die Heyligen gebawen, vnd ein ſtockh in dieſelben

Cappell gemacht, vnd was darin geleit vnd gän wurd durch Gott vnd ſin würdige Mutter Maria vnd in der heyligen ehre willen, damit die Cappell geeiffnet vnd der Gottzdienſt gemehret möcht werden."

Angelus von Mailand, Capuciner. Der liebe Gott, der den Menſchen für ſein Reich erſchaffen, hat zur Erreichung ſeiner Beſtimmung hienieden verſchiedene Stände eingeſetzt, in denen Jeder nach ſeinen Anlagen und dem Maße der ihm zugetheilten Gnaden ſein Seelenheil wirken kann. Unter den verſchiedenen Ständen aber hat der Ordensſtand für Viele gewiß einen Vorzug. Der Jüngling, der von Jugend an der Welt fremd geblieben, findet im klöſterlichen Leben Alles, was geeignet iſt, ſeinen Sinn und Wandel zum Himmliſchen zu leiten. Die Abgeſchiedenheit von der Welt und ihren Gefahren, die Befreiung von Familien- und Nahrungsſorgen, die angemeſſene Eintheilung des Tages in Gebet, Betrachtung und Berufsarbeiten, der ebenſo erheiternde als belehrende und erbauende Umgang mit geliebten Mitbrüdern, die väterliche Leitung der Vorgeſetzten, der zuverſichtliche Hinblick auf Tod, Gericht und Ewigkeit u. ſ. w. ſind nicht nur tägliche Weckmittel für den frommen Religioſen, damit ſeine erſte Liebe nicht erkalte, ſondern ſie gewähren ihm auch unausſprechlichen Troſt und laſſen ihn fühlen, daß das Joch des Herrn ſüß und ſeine Bürde leicht ſei. Das iſt der Grund, warum zu allen Zeiten ſo Viele Vater, Mutter, Geſchwiſter und Alles verließen und ſich in die ſtillen klöſterlichen Hallen zurückgezogen haben. Die nämlichen Gründe machten unſern P. Angelus unempfindlich für alle irdiſchen Auszeichnungen und bewogen ihn, das väterliche Haus mit der armen Kloſterzelle zu vertauſchen. Aus einer adeligen Familie Mailands entſproſſen, wuchs er fromm und ſittlich zum Jüngling heran, erkannte frühzeitig den betrügeriſchen Schein der Welt, verabſchiedete ſich von ihr und ging zu den VV. Franziskanern, bei denen er die heiligen Gelübde ablegte. Nach einigen Jahren begab er ſich in den Capucinerorden, um einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erlangen, und übte ſich in den Tugenden des Gehorſams, der Armuth, Demuth und der Selbſtverläugnung. Da wandte ſich der heilige Erzbiſchof Karl Borromäus an den P. General Johann Maria und bat ihn, einige Väter nach der Schweiz zu ſenden, um dort neue Convente des

Capucinerordens zu errichten und der gefährdeten katholischen Religion wieder aufzuhelfen. Papst Gregor XIII. billigte das Ansuchen des heiligen Prälaten von Mailand und es wurden sofort einige Väter, unter denen sich auch unser P. Angelus befand, nach der Schweiz beordert. Er half seinen Genossen Klöster errichten, sammelte von reichen Leuten milde Gaben zur Aufführung derselben und gab sich viele Mühe, gründliche und der Zeit angemessene Predigten zu halten. Weil er der deutschen Sprache fast unkundig war, schrieb er sie in lateinischer Sprache, ließ sie durch einen Andern ins Deutsche übersetzen, lernte sie mit großer Anstrengung von Wort zu Wort auswendig und trug sie dann ohne Anstoß und geläufig zur allgemeinen Verwunderung dem Volke vor. Alle, die ihn kannten, erklärten, daß er diese Gabe vom Himmel erhalten habe. Man sandte ihn zuerst in jene Gegenden, wo Katholiken und Protestanten untereinander lebten und die Irrlehren überhand nahmen. Einst ging er an einem Freitage mit einem Begleiter von Baden nach Zürich, wo eben Wochenmarkt und eine große Volksmasse zusammengekommen war. Der Weg führte sie über den Markt. Der neugierige Pöbel schaarte sich um sie, spottete ihrer seltsamen Kleider und trieb mit ihnen lächerliches Spiel. Die Prädikanten knüpften alsobald ein Religionsgespräch an; P. Angelus widerlegte die Irrlehren, erörterte die katholischen Glaubenssätze mit vieler Gewandtheit und trieb die Herausforderer dermaßen in die Enge, daß sie nichts Gründliches mehr zu sagen wußten. Beschämt und ergrimmt machten sie sich auf, Hand an sie zu legen. Da rief ein kleiner Knabe, der kaum die ersten Worte der deutschen Sprache kannte, den Pastoren auf lateinisch zu: „Lasset diese gehen, denn sie sind Menschenfischer"; (sinite hos, quia sunt piscatores hominum.) Die Prädikanten erschracken, kehrten um, und die Diener Gottes zogen, dem Himmel für ihre Rettung dankend, weiter. — Mit der Anzahl der Convente stieg auch die Zahl der eintretenden Novizen, und P. Angelus ward zum Führer derselben auserkoren. Er war der geeignete Mann dazu und verstand die Kunst, die Novizen sowohl für den Orden als für den Weinberg des Herrn heranzubilden. Unter Vielen hier nur Eines: Als er 1611 zu Freiburg im Breisgau als Definitor und Guardian das Kloster leitete, nahm am 4. Weinmonat der heilige Fidelis aus seiner

Hand den Habit; er kleidete ihn unter den üblichen Gebeten ein und richtete vom Altare herab an ihn die Worte: „Bis dahin hießest du Markus, nun aber Fidelis; sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Im prophetischen Geiste sagte er ihm die Zukunft und seinen Martertod vorher. P. Angelus war sehr demüthig, floh die Aemter; aber je mehr er sich von diesen zu entfernen suchte, desto mehr wurde er mit ihnen bekleidet. Er war Novizenmeister, Professor der Philosophie und Theologie, Guardian, Definitor und Provinzial, und verband mit seiner Demuth einen liebvollen und väterlichen Charakter, mit dem er die Fehlenden besserte und die Untergebenen an sich zog. Auf gleiche Weise benahm er sich gegen die Weltleute, nahm die, welche bei ihm Rath suchten, freundlich auf, und stiftete viel Gutes. Die vielen Arbeiten erschöpften seine Gesundheit dermaßen, daß er sich auf Anrathen der Aerzte genöthigt fand, eine Badekur zu gebrauchen. In dieser Absicht richtete er seine Schritte zu den warmen Bädern nach Pfäffers. Auf der Reise dahin befiel ihn und seinen Gefährten, den P. Aegidius von Luzern, im Taminathale die finstere Nacht; sie verloren den Weg und fanden die Brücke nicht, die über den schäumenden Bach der Landquart führte. Durch die Beschwerden der Reise und den mühevollen Waldweg erschöpft, wurde der Begleiter muthlos; P. Angelus aber mahnte ihn zum Gottvertrauen. Beide knieeten nieder und riefen die Gottesmutter an. Nach verrichtetem Gebete stunden sie auf, gingen einige Schritte weiter, und sie sahen in der Ferne ein Licht. Bald stund ein häßlicher Mann von abschreckendem Aussehen mit einer Leuchte vor ihnen; sie baten ihn, er möchte sie auf den rechten Weg geleiten, worauf er rauh erwiederte: „Folget mir, ich will euch den Weg zeigen.“ Die Diener Gottes folgten ihm mit klopfendem Herzen, kamen bis zu der Brücke, wo ihr Führer stehen blieb und mit wildem Tone zu ihnen sagte: „Gehet da hinüber; beschleuniget eure Reise!“ und darauf verschwand. Bald erreichten sie ein Dorf, kehrten bei einem frommen Bauer ein und nahmen da Herberge. — Nachdem P. Angelus in der Schweiz sowohl im Orden als in der Welt viel Großes zu Tage gefördert, manche Aufträge besorgt und wichtige Dinge der Provinz geleistet hatte, ging er 1616 in neuen Angelegenheiten des Ordens nach Rom; Papst Paul III. empfing den Gesandten, von

dem er schon viel Erfreuliches gehört hatte, sehr gewogen und gewährte ihm Alles, um was er nachsuchte. Nachdem er auch hier seine Geschäfte geordnet sah, machte er sich reisefertig nach der Schweiz, wurde aber plötzlich von einer Krankheit überfallen. Der heilige Vater, über den Vorfall berichtet, schickte einen Priester zu ihm, der in seinem Namen dem Kranken den vollkommenen Ablaß ertheilte. Er empfing mit größter Andacht die heiligen Sterbsakramente und entschlief in der heiligen Stadt den 14. Heumonat 1616 sanft und ruhig in der Liebe seines Gottes. (Cf. Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III. p. 77—80.)

Anna, Nonnen von Töß. C. Greith von St. Gallen gibt in dem Buche: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden" (Freiburg im Breisgau, 1861) treffliche Notizen von den Frauen von Töß, namentlich auch von Anna von Klingnau und Anna Mansaseller. Aus seinen Berichten entnehmen wir Folgendes:

1) Anna von Klingnau war eine gebildete Frau und hatte ihre Mitschwestern im Latein und im Lesen zu unterrichten. Weil Fleiß und Pünktlichkeit bei der Arbeit im Kloster für besondere Tugenden angesehen wurden; so wird von unserer Anna gerühmt, daß sie nach Beendigung der gemeinsamen Arbeit noch viel in der Zelle bei ihrem Bette spann. An ihrer Kunkel war der Denkspruch zu lesen: „Je kränker du bist, desto lieber du mir bist; je verschmähter du bist, desto näher du mir bist; je ärmer du bist, desto gleicher du mir bist." Sie brannte in Liebe zu Gott und noch in ihren alten Tagen war sie von der göttlichen Liebe so entzündet, daß sie nur von Gott zu reden und zu hören begehrte. Sie ging im kalten Winter manchmal in den Garten und saß auf eine alte Bank. Dann eilten die andern Schwestern herbei und drangen in sie, ihnen von göttlichen Dingen zu sprechen (s. d. A. Bd. I. S 40). Sie saßen bei solchen Unterredungen oft lange beisammen, bis ihnen das Gewand gefror. Doch wunderte man sich hierüber nicht; denn wenn sie auch bei ihrer Liebe zum Stillschweigen nichts Unnützes redete, so hatte sie dagegen die Gnade, zur rechten Zeit die Herzen zu rühren, weil auch ihre Worte aus übervollem Herzen kamen. Ließ etwa eine Schwester bei ihren Gesprächen über göttliche Dinge ein unnützes Wort fallen, so pflegte sie zu sagen: „Ach, nun bist du Jene, von der das Wort Gottes zertreten

wird." Sie wußte auch Gottes Wort bei gewöhnlichen Unterhaltungen gar schicklich in das Gespräch einzuflechten und dadurch unnütze Reden zum Schweigen zu bringen. Schwester Anna wußte von vielen Erscheinungen zu erzählen, die ihr in ihrem gottgeweihten Leben zu Theil geworden. Dem Convent war einmal ein Schaden widerfahren, was sie ziemlich in Sorgen versetzte; betrübt und bekümmert ging sie in den Chor und hätte gerne die Beklommenheit ihrem Beichtvater eröffnet. Da sah sie unsern Herrn in seiner Leidensgestalt vor sich hergehen. Er sah sie mit ernstem Blicke an und sprach: „Ich bin allezeit derjenige, von dem Alles abhängt." Als die Schwestern einmal in besondern Sorgen waren, sprach sie fröhlich zu ihnen: „Seid gutes Muthes, es wird euch nichts geschehen; denn es hat mir geträumt, wie der Herr am Altare gestanden, sich gegen den Convent gewendet, ihn gesegnet und dann mich getröstet hat, daß uns nichts geschehen werde." Ich sprach: „Ach, lieber Herr, wer bist du?" Er erwiederte: „Ich heiße ein Wiederbringer." Sie übte sich allzeit gerne in ihrer Andacht, je nach den festlichen Zeiten, die gefeiert wurden. Zur Weihnacht saß sie einst in dem Chor und dachte über unsers Herrn Kindheit nach, und alsbald sah sie das liebenswürdigste Kind Jesu auf dem Altar; sein Haupthaar war wie Gold, seine Locken bewegten sich, als er einherging, und von seinen Augen strahlte ein Glanz, der den ganzen Chor zu beleuchten schien. Sie wäre gerne zu ihm hingegangen, war aber von der Andacht so ergriffen, daß sie sich nicht bewegen konnte. Es war auch eine fromme Klausnerin bei Klingnau, welche von Endingen hieß; Schwester Anna hatte sie nie gesehen, und doch gab sie Gott ihr so zu erkennen, daß sie dem Beichtvater dieser Klausnerin, Bruder Berchtold mit Namen, alle Gewissensachen derselben sagen konnte, wie sie ihm auch mittheilte: „Ich habe die Klausnerin im Geiste in dem Spiegel der Gottheit gesehen, und ihr Lohn wird bei dem Allerhöchsten im Himmel sein." Oft war sie in das Himmlische und Göttliche versenkt, der Sinnenwelt entrückt und mochte wohl mit dem heiligen Paulus sprechen: „Ob ich in dem Leibe war oder nicht, das weiß ich nicht, Gott aber weiß es wohl." Als die Zeit ihres seligen Ueberganges nahte, prüfte sie der himmlische Vater sehr hart. Er wollte sie seinem eingebornen Sohne gleich machen und entzog ihr allen innerlichen Trost. Sie erin-

nerte oft unſern Herrn an ſein Leiden; die anweſenden Schweſtern glaubten, ſie thue dieſes aus Ungeduld und mahnten ſie zur Geduld; ſie aber erwiederte: „Ich leide gar große Schmerzen und es dünkt mich, daß tauſend Meſſer in meinen Eingeweiden wühlen.“ Auf dieſes ſprach eine Schweſter zu ihr: „Gedenkeſt du nicht, wie oft du den Herrn gebeten, daß er dich bei deinem Tode ſein Leiden empfinden laſſe.“ Da ſchwieg ſie, und über eine Weile kehrte ſie ſich ſchnell um und ſprach: „Alle Geiſter ſollen Gott loben!“ Dann lag ſie ſanft da, bis ſie verſchied.

2) Anna Manſaſeller war eine beſondere Freundin des Stillſchweigens, wußte aber bei geiſtlichen Unterhaltungen gar ſchicklich das Geſpräch angenehm zu machen und unnütze Reden zum Schweigen zu bringen. Oft wurden bei ſolchen Unterhaltungen Stellen aus geiſtlichen Liedern oder Verſe aus dem Pſalterium vorgetragen, wozu Schweſter Anna eine beſondere Fertigkeit beſaß. Sie pflegte öfters vor dem Kapitelhauſe bei dem Ecce-homo-Bild die Sequenza Salve Deitatis zu beten. Wenn ſie dann zu dem Verſe kam: „Ich grüße dich tauſendmal“ — neigte ſie andächtig ihr Haupt und wiederholte es in Herzenswonne. Da redete einmal eine Stimme aus dem Antlitz unſeres Herrn und ſprach zu ihr: „Du ſollſt mich bitten, daß ich dir deine Sünden vergebe, wie ich ſie an dir erkenne, und daß ich dir mein Leiden zu ehren gebe, wie ich es erlitten habe, und daß ich dich meiner Mutter und dem heiligen Johannes empfehle, wie ich ſie einander am Kreuze befohlen, und daß ich ſelber zu deinem Ende komme.“ Anna führte ein heiliges Leben bis an ihr Ende. Ihre treue Gefährtin, die ſelige Schweſter Lucia, betete viele Salve Regina um ein ſeliges Ende für Beide zur himmliſchen Gnadenmutter und zugleich für die Gnade, vor der Schweſter Anna Manſaſeller, ſterben zu können (ſ. d. Art Bd. I. S. 40). Der Herr gewährte ihre Bitte; denn als man Lucia beſtattete, erkrankte Anna und ſtarb fünf Tage darauf. „Es war das ſchönſte Ende,“ ſagt die Verfaſſerin, „welches wir an einer Schweſter je ſahen.“ In Worten und Wandel bewährte ſich ihre Zuverſicht zu Gott und dabei war ſie voll demüthiger Furcht. Zuweilen redete ſie gar tröſtlich und ſüß und wiederholte oft die Verſe: „Herr, vor deinen Augen ſind tauſend Jahre wie ein Tag! O Herr, wie ſüß und wie ſanftmüthig und wie voll Erbarmung biſt du allen denen, die dich anrufen!“ Wollte

man sie zum Reden bewegen, so gab sie zur Antwort: „Warum soll ich reden? Heute noch werde ich vor Gottes Gericht erscheinen, und da muß ich für meine Worte und Werke Rechenschaft geben, und das wird wohl genug sein.“ Von nun an schwieg sie und redete nicht mehr, bis sie verschied. Als man sie frug, ob unser Herr anwesend wäre, hub sie ihr Haupt auf, legte die Hände kreuzweise zusammen und neigte sich tief. Die Oberin frug sie, ob auch unsere liebe Frau da sei? und sie gab es auch zu verstehen wie zuvor, machte ein Kreuz auf das Angesicht und verschied noch in derselben Stunde.

Anna (s. Agnes von Büren u. s. w.).

Anna von Ramschwag, Nonne von St. Katharinenthal (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 39 ff.). Der große Dominikaner Magister Eckhart, wahrscheinlich in Sachsen geboren, verlebte seine Jugend zu einer Zeit, wo Albert der Große und Thomas von Aquin auf der höchsten Stufe ihres Ruhmes und Wirkens standen. Der Predigerorden feierte seine glänzendste Periode. Der neue Orden und sein Streben mochte den geistvollen Jüngling leicht angezogen haben; wir finden ihn schon frühe auf dem Lehrstuhle der Philosophie an der Schule der Dominikaner zu St. Jakob in Paris, später von Papst Bonifaz VIII. mit der Würde eines Doktors der Theologie beehrt; endlich 1304 als Ordensprovinzial für Sachsen nach Köln versetzt. Im Jahre 1307 zum Generalvikar des Ordens in Böhmen erwählt, lebte er längere Zeit in diesem Wirkungskreise und kehrte dann in seinen letzten Lebensjahren an den Rhein nach Köln zurück, wo er seine Lebenstage vollendete. Er war ein gewaltiger Geist, mit einer scharfen Denkkraft ausgerüstet und in dem Studium der heiligen Schriften und Väter wohl begründet. Die allgemeine Achtung, die man ihm zollte, gründete sich nicht nur auf den Ruf seiner Gelehrsamkeit, sondern besonders auf die Strenge des Lebens, die er in seinem Wandel beobachtete. Ueberall, wo er auf seinen Reisen in Klöstern einkehrte, wurde er in Sachen des Gewissens und des beschaulichen Lebens zu Rath gezogen. Darüber hier ein Beispiel: Als Eckhart im Jahre 1324 auf seiner Reise nach Straßburg bei den Schwestern im Kloster St. Katharinenthal bei Dießenhofen eintraf, ruhte Schwester Anna von Ramschwag nicht, bis sie vor ihn kommen konnte, um ihm ihre Zustände im übenden und be-

ſchaulichen Leben vorzutragen. „Magiſter Eckhart," ſo erzählt die Verfaſſerin der gottſeligen Frauen von St. Katharinenthal, „war damals bei uns zu Dießenhofen, da kam die ſelige Schweſter Anna von Ramſchwag heimlich zu ihm vor das Beichtfenſter. Ich fragte ſie um die Urſache dieſes Beſuches; ſie wollte mir aber davon nichts ſagen, als fünf einzige Worte. Nach langer Zeit und kurz vor ihrem Tode befragte ich ſie nochmals ernſtlich, damit ſie mir es ſage, und ſie fing herzlich an zu weinen, daß ſie mir kein Wort zu erwiedern vermochte. Als ſie wieder reden konnte, ſprach ſie: „Du fragſt mich über Dinge, die ich mit großem Verlangen erfahren wollte, ehe ich ſtürbe, doch bin ich nicht Willens, es einem Menſchen zu ſagen." Nachdem ſie um Erleuchtung gebetet hatte, ob ſie der Schweſter eröffnen ſollte, was ſie damals mit Magiſter Eckhart in vertraulicher Unterredung beſprochen, theilte ſie ihr drei Dinge mit, die ihr widerfahren waren. An einem Freitag in der Faſten hatte ſie einmal in der Betrachtung das Leiden unſers Herrn betrachtet, wobei ſie ſo in Liebe aufgelöst wurde, daß alle Kraft von ihr wich. Das zweite geſchah ihr an dem heiligen Oſtertag; ſie kniete nach der Mette vor dem Bilde der Auferſtehung des Herrn und gedachte des Wortes, das unſer Herr zu ſeinen lieben Jüngern ſprach, nachdem er von dem Tode auferſtanden war: „data est — mir iſt gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden!" und ſprach zu unſerm Herrn: „Herr, gedenke, daß der Vater dir alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben hat, und bitte dich Herr, daß du mir auch gebeſt (Gewalt)." Das dritte ereignete ſich ſpäter. An einem ſchönen Maitag ſah ſie die Blumen ſo lieblich grünen und blühen und ging in ihrer Betrachtung auf die Creatur und gedachte, wie alle Dinge aus Gott gekommen ſind, und wie alle Creaturen ihr Weſen und Leben von Gott empfangen haben, und ſuchte ſo Gott in der Creatur. Sie theilte mir Alles mit, was ihr in dieſen drei Malen geoffenbaret worden; es war aber ſo erhaben, daß ich wenig davon begriff. Meine eigene Schwachheit war daran ſchuld, daß ich es nicht verſtand, während ihr dieſes zu verſtehen, zu empfinden und zu genießen gegeben ward. Nach ihrem Tode ging ich zu Bruder Hugo von Staufenberg, welcher Leſemeiſter zu Konſtanz, ihr nahe verwandt und mit ihr ſehr vertraut war. Auf meine Bitte, mir etwas von ihr zu ſagen,

entgegnete er: „Sie hat mir viel von ihren innern Uebungen gesagt und was Gott mit ihr gethan, und in Allem, was sie mir gesagt, konnte ich niemals einen Irrthum finden, sondern mußte erkennen, daß es Gott war, der in ihr wirkte.“ Offenbar knüpfte Schwester Anna von Ramschwag an die drei Beschauungen, die sie dem Magister Eckhart vorgelegt, Fragen, die sich auf sein Lehrsystem bezogen. Die Ohnmacht und Entkräftung, die sie bei der Betrachtung des Erlösers erlitt, erinnern an die Lehre „von dem Sichversenken der Seele in Gott“; die Bitte um Ertheilung der göttlichen Gewalt stimmt mit dem Irrthum überein: „was der göttlichen Natur eigen ist, sei auch dem gerechten und in Gott versenkten Menschen eigen, daher dann dieser wirke, was Gott wirkt, und mit ihm die Gewalt im Himmel und auf Erden besitze“; endlich bezieht sich die Betrachtung, worin sie Gott in der Creatur suchte, auf die einseitige Lehre der gleichen Schule, daß sich „die Seele von allen äußern Bildern und allen Creaturen ab und in sich selber zurückziehen müsse, um Gott in seinem Wesen zu schauen, oder vielmehr in dieser Seelenstille zu vernehmen, was Gott selbst in der Seele spreche und wirke.“ Ueber die hervorgehobenen Punkte wurde die Schwester beunruhigt und legte ihre Zweifel dem Magister Eckhart vor, um darüber beruhigende Aufschlüsse zu erhalten. (Greith, C., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Anna Größ, Nonne von Rathhausen. Im Jahre 1241 findet man Waldschwestern in Ennerthorn am Fuße des Pilatusberges, wo ihnen eine ehrwürdige Frau Hemma ein Grundstück überlassen hatte; sie lebten unter einer Meisterin, jedoch ohne bestimmte Ordensregel, und darum heißt die Gegend heute noch der „Schwesternberg“. Schon vier Jahre später (1245) finden wir sie nach dem Riedholz übersiedelt, zwischen der Reuß und dem Rothsee, wo sie das Gut in Besitz nahmen, welches Peter Schnyder, Bürger von Lucern, für sie gekauft und ihnen abgetreten hatte. Bischof Eberhard II. von Constanz (1248—1274) gestattete den Frauen den Bau der Kirche und des Klosters und die Anlegung des Friedhofes; er wollte, daß die neue Stiftung künftig Rathhausen (Domus Consilii) genannt werde, weihte im März 1259 Kloster, Kirche und Altäre feierlich ein und unterwarf die Frauen, die inzwischen

den Orden von Cisterz angenommen hatten, der geistlichen Pflege des Abtes von Cappel; bald jedoch wurden sie unter den Abt von St. Urban gestellt, unter dessen Leitung sie bis 1848 verblieben. Im Jahre 1588 wurden die Klöster Eberseg und Neuenkirch, die beide ursprünglich schon mit Frauen aus Rathhausen bevölkert worden waren, gleichzeitig aufgehoben und mit ihren Rechten demjenigen von Rathhausen einverleibt. Deßhalb mußte letzteres Kloster, das ohnehin sehr baufällig geworden, abgetragen und größer aufgebaut werden. Die Frauen wurden inzwischen im Cistercienser-Frauenkloster Friedenwyler bei Neustadt im Schwarzwalde untergebracht und blieben daselbst, bis sie den 14. Mai 1592 von dort wieder in Rathhausen anlangten und den 20. Mai darauf unter dem Vorsitz des Abtes von St. Urban (Ulrich V. Amstein von Willisau) eine neue Wahl vornahmen, bei welcher die fromme und tugendreiche Salome Suter, aus Baden im Aargau, gewählt wurde. Dieses Gotteshaus hatte von jeher ausgezeichnete und heiligmäßige Personen, und seit der Entstehung desselben wäre gewiß Vieles zu Gottes Ehre und zu unserer Erbauung zu berichten. Was haben aber nicht Zeit, Kriege und andere Unfälle zu Grunde gerichtet? Indessen liegen die Annalen seit der Erneuerung des Gotteshauses ununterbrochen vor, und aus diesen hat man mir merkwürdige Notizen von gottseligen Frauen und Schwestern mitgetheilt. — Ein Muster der Frömmigkeit und des religiösen Lebens war Anna Größ, aus Lucern gebürtig. Als sie sah, daß viele vornehme Töchter der Stadt auf die Weltfreuden verzichteten und nach Rathhausen eilten, um dort still und einsam ihre Tage im Umgange mit Gott zu beschließen, wandelte auch sie die Lust an, ihrem Beispiele zu folgen und das Kleid des hl. Bernhard's anzunehmen. Sie verwirklichte ihr Vorhaben durch den Eintritt ins Kloster und zeigte sich ihres Berufes durch heiligen Tugendwandel würdig. Anna verstand das innere Leben und war eine besondere Freundin der Betrachtung. Täglich widmete sie derselben zwei Stunden und zwar zur bestimmten Zeit. Mit der ersten begann sie vor der Mette, die andere mit den übrigen Frauen, wenn diese nach Vorschrift der Regel ihre Betrachtungsstunde hielten. Mit wahrer Herzensfreude wohnte sie dem Gottesdienst im Chor bei, nie versäumte sie die Mette, selbst in kränklichen Umständen nicht, und die Psalmodie begei-

sterte sie für das Himmlische und Göttliche. Man sah sie auch außer dem Chor stets in sich vertieft; darum redete sie sehr wenig; wenn man sie befragte, antwortete sie kurz und bescheiden, mied aber jedes überflüssige Wort, um nicht ein unnützes Gespräch anzuknüpfen. Täglich erneuerte sie die heiligen Gelübde, brachte sich ihrem Heilande zum Opfer dar und suchte ihm besonders in der heiligen Armuth ähnlich zu werden. Die Dienerin Gottes lebte äußerst dürftig, versagte sich oft das Nothwendige und wollte lieber Mangel leiden als Etwas besitzen. Ueberdieß sah man sie keinen Augenblick müssig, sie beschäftigte sich in freien Stunden mit Handarbeit und wußte so ihre Mitschwestern zu einem geschäftigen Leben aufzumuntern. Der Himmel, der die Seinigen in diesem Leben prüft, um sie jenseits mit der Himmelskrone zu schmücken, schickte ihr eine langwierige Krankheit zu. Sie wurde lungensüchtig, und wie es bei solchen Krankheiten der Fall ist, stellte sich ein starker Husten, verbunden mit Auswurf, ein. Die Oberin wollte sie von der Pflicht des Chor's entbinden, aber das wollte sie nicht. „Ich bitte", sprach sie, „um die Gnade, daß Sie mich nicht vom Chor ausschließen; lassen Sie mich vielmehr denselben besuchen, damit ich mit meinen Schwestern meinen Gott preise, der mich so zärtlich liebt. Ich will Niemanden belästigen, wähle im Chor einen abgesonderten Platz und werde so Niemanden stören." Die Aebtissin Anna Hartmann erwiederte gerührt: „So thun Sie, wie Sie wollen und wie es Ihnen beliebt; ich will Sie nicht abhalten." Wie früher war sie die erste und letzte im Chor. Indessen nahm ihre Krankheit dermaßen zu, daß sie ihr letztes Lebensjahr im Krankenzimmer zubringen mußte. Während dieser Zeit bewährte sie sich als ein wahres Muster der Geduld, übte sich in allen Tugenden und bereitete sich nach Kräften auf die Ankunft des Herrn vor, den sie mehr liebte als fürchtete. Zuweilen hörte man sie sagen: „Herr, ich komme bald, übe Barmherzigkeit an deiner Dienerin und gehe mit ihr nicht in das Gericht." Vor ihrem Hintritt bat sie alle Schwestern um Verzeihung, empfieng mit der größten Andacht die heiligen Sterbsakramente und wollte aus Liebe zur Armuth selbst in der letzten Nacht nicht zugeben, daß vor ihrem Bette ein Licht brenne. Mit heiterer Miene schaute sie dem Tode ins Angesicht, hieß ihn willkommen

und hauchte ihre ſchöne Seele 1622 aus.[1]) Die Chronik ſagt von ihr: „Ir guotes Exempel hat viele from und löblich Bräuch

---

[1]) Die Kloſterchronik enthält noch andere gottſelige Frauen und Laienſchweſtern; die merkwürdigeren ſind folgende:

1) Verena Heer, gebürtig aus Emmen, ward frühzeitig mit Rathhauſen bekannt, gewann dasſelbe lieb und legte noch ſehr jung die Ordensgelübde ab. Ausgezeichnet durch Tugend und Frömmigkeit und andere gute Eigenſchaften, wurde ſie bald zu Kloſterſtellen befördert und im Jahre 1573 wurde ſie zur Aebtiſſin von Rathhauſen gewählt. Die Frauen von Eſchenbach, die 300 Jahre die Regel des heiligen Auguſtin befolgten, nahmen 1588 den Orden von Ciſterz an (das Wappen des Kloſters iſt ein ſchwarzes Ankerkreuz, bald in ſilbernem, bald in goldenem Felde). Sie bedurften einer guten und erfahrnen Vorſteherin, um ſie in die neuen Ordensſatzungen und in den Geiſt des heiligen Bernhard's einzuführen. Keine war dazu tauglicher und gewandter als eben die Aebtiſſin von Rathhauſen, welche deßwegen nun als erſte Aebtiſſin der Ciſtercienſerinnen nach Eſchenbach berufen wurde. Verena folgte dem Rufe, übernahm die Leitung des Gotteshauſes, regierte mild und weiſe, brachte die neue klöſterliche Gemeinde zur beſten Ordnung und entſagte 1595, vom hohen Alter gebeugt, ihrer Würde, um den Reſt ihrer Tage in Ruhe mit Gott zuzubringen. Die Chronik meldet von ihr: ſie habe in 30 Jahren, weder bei Tag noch bei Nacht, unterlaſſen, dem Gottesdienſte beizuwohnen; es ereignete ſich ſogar zuweilen, daß mehrere Frauen krank waren und ſie ſich allein im Chor befand. Da wechſelte ſie ab und verſah mit lauter Stimme beide Chöre. Sie faſtete drei Tage in der Woche und begab ſich nach der Mette, die um 12 Uhr Nachts gehalten wurde, wieder zum Gebet und zur Betrachtung. Oft fand man den Boden, auf dem ſie kniete, mit Thränen befeuchtet. Am 24. Jänner 1599 nahm der Himmel ſeine treue Dienerin zu ſich.

2) Maria Magdalena Schumacher war eine ſehr tugendhafte Frau und einige Jahre Priorin, welches Amt ſie zum Nutzen und Frommen des Stiftes verſah. Obwohl noch jung und rüſtig, wurde ſie an ihren Gliedern gelähmt, litt große Schmerzen, duldete aber ſtarkmüthig und vereinigte ihre Leiden mit jenen des Herrn. Ihre einzige Klage war: Ich bin dem Convent zur Laſt, kann weder mit Arbeit noch im Chor behülflich ſein und ſomit meinen Schweſtern in keinem Fache nützen. Sie dachte auf ein Erſatzmittel, welches ihr die Oberin bewilligte, nämlich ſie faſtete alle Samstage zu Ehren der göttlichen Mutter für das ganze Kloſter und beobachtete zugleich die vom Orden vorgeſchriebenen Faſttage. Sie ſtarb den 9. Wintermonat 1624 im gottſeligen Rufe.

3) Maria Martha Ziegler, in Schaffhauſen von proteſtantiſchen Eltern geboren, wurde frühzeitig mit Katholiken bekannt und von dieſen in der chriſtlichen Lehre unterwieſen. Sie trat feierlich in den Schooß der katholiſchen Kirche über, ließ ſich in Rathhauſen aufnehmen und legte da 1594 dem Himmel ihre Gelübde ab. Sie war ſtreng und eifrig in der Haltung der

ins Kloſter eingeführt.“ Und in der That, ſie hat nicht nur auf die Zeitgenoſſen, ſondern auch auf die Nachkommen heilſam

---

Ordensſatzungen, ſah die geringſte Vernachläſſigung oder Vergeſſenheit als einen großen Fehler an und führte einen überaus empfehlungswerthen Ordenswandel. Den 13. Weinmonat 1646 erfolgte ihr gottſeliger Hintritt.

4) Catharina Muff, Laienſchweſter. Wie es ſcheint von dürftigen Eltern entſproſſen, ſuchte ſie ihr Brod im Dienſte anderer Familien und bewährte ſich als eine fromme, gewiſſenhafte und thätige Dienſtmagd. Ihr unbeſcholtener und guter Ruf öffnete ihr die Kloſterpforte Rathhauſen's und ſie fand darin willige Aufnahme, obſchon ſie im Alter vorgerückt war. Vierzig Jahre verſah ſie den Küchendienſt, kehrte täglich mit dem Beſen die Conventzimmer, reinigte ſie vom Staube, trug Holz in die Küche und that Alles zur Ehre Gottes, ohne ſich dadurch irgendwie Ehre verſchaffen zu wollen. Sie trug eine ſolche Liebe zu den Mitſchweſtern, daß man von ihr zu ſagen pflegte: „Sie würde nur ungern einen Befehl annehmen, weil ſie ohnehin ſchon einer jeden Schweſter mit einer ſolchen Bereitwilligkeit diente, als diente ſie unſerm Herrn ſelbſt.“ Die Augenblicke, die ſie von den vielen Geſchäften erübrigte, brachte ſie in der Kapelle Unſerer lieben Frau zu, grüßte die Himmelskönigin mit einem „Ave Maria“ und opferte ihr ihre Werke auf. War ſie nicht bei der Arbeit, ſo war ſie immer an dem genannten Gnadenorte zu finden, an einem andern Orte ſuchte man ſie nicht. Vor ihrem Ende fiel ſie in eine langwierige Krankheit, die Füße ſchwollen an und die Frauen beeiferten ſich, die früheren Liebesdienſte ihr mit Gegenliebe zu vergelten. Sie zeigte ſich gegen jede Schweſter ſehr dankbar und ſagte: „Gott wolle es ihnen lohnen.“ Sie ſchied den 22. Weinmonat 1620 wohlgetröſtet von dieſer Welt.

5) Margaretha Grättlin, Laienſchweſter, eine Gott und Menſchen liebende Seele, verrichtete ihre Arbeiten mit einer ſolchen Hingebung und Bereitwilligkeit, daß man oft ihren guten Willen bewunderte. Ihre werkthätige Hingebung zu den Schweſtern war außergewöhnlich, denn ſie ſuchte den Willen einer jeden zu erfüllen. Man ſah ſie niemals unwillig, obſchon ſie ſich des Abends oft ſehr ermüdet zu Bette legte. Sie litt an vielen ſchweren Krankheiten, mußte längere Zeit im Krankenzimmer zubringen, wo ſie nur allein bedauerte, daß ſie nun den Schweſtern nicht mehr dienen könne. Wie ſie gelebt, ſo ſtarb ſie 1637, fromm und gottſelig.

6) Clara Krepfiger war eine fromme und gottſelige Laienſchweſter, eine innige Verehrerin der göttlichen Mutter, von der ſie wiederholt wunderbar, beſonders bei ihrem Tode getröſtet wurde, der den 28. Wintermonat 1637 erfolgte.

7) Marina Caſpar, Laienſchweſter, eine auserleſene Blume in dem Garten Gottes, in welchem ſie den Wohlgeruch ihrer Tugenden verbreitete. Die Annalen geben weder ihren Geburtsort noch ihre Heimath an. Man entdeckte ſie zu Unterwalden in einem Walde, und die Finder hielten ſie anfangs für eine Hexe; denn in jener Zeit war alles Ungewöhnliche ver-

eingewirkt; indem viele Perſonen ihrem Beiſpiele folgten und ſich in Rathhauſen heiligten. Seit der Erneuerung des Kloſters

---

dächtig und viele unſchuldige Perſonen mußten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen aushauchen. Marina wurde eingezogen, nach Lucern geführt und den Gerichten ausgeliefert. Sofort wurde ſie verhört, und genau befragt; aber wie erſtaunten die Verhörrichter, als ſie in ihr eine fromme und mit heiliger Einfalt erfüllte Perſon ſahen. Herr Schultheiß Pfyffer, damaliger Pfleger des Gotteshauſes Rathhauſen, hielt den Convent bittlich an, daß er die Jungfrau Marina Caſpar in den Verband der Laienſchweſtern aufnehme, was dieſer bereitwillig zuſagte. Um jedoch den Frauen keine Laſt aufzulegen, zahlte er für ſie 400 Gulden zur Ausſteuer. Gleich beim Eintritt wurde ſie ſtrenge gehalten, vielfältig geprüft; ſie aber zeigte keinen Eigenwillen, unterwarf ſich der Oberin ſelbſt in den kleinſten Dingen und erregte die Bewunderung Aller, ſo daß die Vorurtheile, die man gegen ſie gehabt hatte, ſchwanden, und einige Frauen ſprachen: „Hier hat ſich der Ausſpruch der hl. Schrift erfüllt: „„Gott iſt wunderbar in ſeinen Heiligen.““ Wunderbar aber war auch ihr Leben, darum wurden ihr in der Ausübung ihrer Andacht keine Hinderniſſe mehr in den Weg geiegt. Sie begab ſich Abends mit den übrigen Schweſtern zur Ruhe, erhob ſich aber ſchon um 9 Uhr wieder von ihrem Lager, ging in die Kirche und lag dort dem Gebete ob. Als ſie einmal in Unterwalden in einer Kirche betete, ſprach ihr eine unſichtbare Stimme ein langes Gebet vor, welches von Wort zu Wort ihrem Gedächtniſſe eingeprägt blieb, und das ſie täglich verrichtete. Wenn ſie zur Nachtzeit in der Kirche weilte, hörte man ſie bald ſeufzen, bald ſchreien; aber Niemand ſtörte ſie, weil man wußte, daß ſie für die Sünder betete. Schweſter Marina hatte manchen Kampf gegen den Fürſt der Finſterniß zu beſtehen, der ihr oft zuſetzte; ſie aber überwand die hölliſche Beſtie und ſchlug ſie ſiegreich in die Flucht. Sie verrichtete ſehr viele Bußwerke, gab ſich nicht nur die Geißel, ſondern wendete noch andere Mittel an, um das Fleiſch zu bezähmen und unter die Herrſchaft des Geiſtes zu bringen. Sie ſchlief auf Brettern und zum Kopfkiſſen diente ihr ein Stein. Nach der erſten Morgenſtunde begab ſie ſich wieder zur Ruhe, ſtand abermal um 3 Uhr auf, machte ſich an die Arbeit und verrichtete die niedrigſten Geſchäfte, über die ſich andere hinwegſetzten und welche ſie nicht einmal mit einem Finger berühren wollten. Ueberhaupt wurde ſie oft verfolgt, mißkannt und mit Schmach und Unbilden überhäuft, allein die demüthige Magd des Herrn duldete, ſuchte Troſt bei den Füßen des Gekreuzigten und ſprach: „Wenn ich des Nachts betrübt in die Kirche gehe, ſo höre ich ein Vögelein wunderſchön ſingen, deſſen Stimme mein Herz bezaubert und mich ſo erfreut, daß ich Alles vergeſſe, was mir Widriges widerfahren iſt.“ Sie trug nichts von Leinwand und war nicht zu bewegen, einen neuen Habit anzuziehen, ſondern hüllte ſich immer in einen alten abgetragenen oder geflickten Rock, weßwegen ſie oft in einem ſo ärmlichen Anzug erſchien, daß man ſie den Weltleuten nicht vorſtellen durfte. Marina war eben ſo ſtreng im Genuſſe

herrſchte darin ein frommer Geiſt und das Gotteshaus blieb über 250 Jahre ruhig und ſtill im Beſitz ſeiner Güter und

---

der Nahrung, koſtete nur die gemeinſten Speiſen und verſagte ſich den Genuß des Weines. Als beſondere Verehrerin der Himmelskönigin, beſuchte ſie oft die Kapelle derſelben und führte mit ihr kindliche Geſpräche. Mit prophetiſchem Geiſte begabt, blickte ſie hell in die Zukunft, bezeichnete die kommenden Schickſale des Kloſters und mahnte zum Gebete. Lag eine Mitſchweſter krank, ſo erklärte ſie jedes Mal beſtimmt, ob ſie ſterbe oder wieder aufkomme, und ihre Vorherſagungen erfüllten ſich pünktlich. Im Alter ward ſie etwas kindiſch, doch hinderte ſie das nicht ihre gewöhnlichen Andachtsübungen fortzuſetzen und das Sprichwort zu bewahren: „Jung gewohnt, alt gethan.“ Schweſter Marina war, als die Zeit ihrer Auflöſung kam, nur einige Tage krank, jedoch ſchied ſie nur nach großen Schmerzen den 15. Jänner 1639 aus dieſem Thale der Thränen hinüber in das Reich der Verklärung. Das Leben der gottſeligen Schweſter Marina fand ſich früher in Rathhauſen in einem gedruckten Büchlein vor, in weſſen Händen dieſes ſich jetzt befindet, wiſſen wir nicht.

Die verehrte Einſenderin vorliegender Biographien ſetzt am Ende hinzu: „Ich habe Ihnen einige Notizen von gottſeligen Frauen und Schweſtern aus den Annalen mitgetheilt, die ſeit der Erneuerung des Kloſters (1592) in Rathhauſen durch einen heiligen Tugendwandel ſich ausgezeichnet haben. Indeſſen wäre aus der Chronik noch viel Schönes, leider aber zerſtreut, zu berichten, das ſich auf andere Chorfrauen und Laienſchweſtern bezieht. Hier leſe ich, wie kindlich eine Nonne die Mutter des Herrn verehrt, und wie hingegen dieſe ihr erſcheint, ſie tröſtet und belehrt; dort wie eine andere die Heiligen Gottes anruft und von ihnen außergewöhnliche Gnadenerweiſungen erhält. Hier finde ich eine Freundin der armen Seelen im Fegfeuer, die für Jene ihr Beten, Faſten und Bußwerke aufopfert; die Seelen erſcheinen ihr und verſichern ſie ihrer Erlöſung; dort leſe ich von Perſonen, die ſich in Demuth, Selbſtverleugnung u. ſ. w. ausgezeichnet haben; ſie übten aber dieſe Tugenden nicht blos auf die gewöhnliche Art, ſondern erreichten darin einen heroiſchen Grad. Merkwürdig ſind die Worte, welche die gottſelige Aebtiſſin Salome Suter von Baden in die Kloſterchronik zeichnete: „„Ich gebiete über Chorfrauen und Laienſchweſtern, die einen heiligen Wandel führen und eine wahre Zierde des Kloſters ſind. Jede ſucht die Andere auf dem Wege der Vollkommenheit zu übertreffen; jede zeichnet ſich in dem Dienſte Gottes, in der Arbeit und Haltung der Ordensſatzungen, wie auch in der Beobachtung des Stillſchweigens aus; jede liebt die Andere und ſucht den Frieden zu erhalten. Nebſtdem befleißen ſie ſich gar eifrig bei Tag und Nacht, das Leben, Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, unſeres Erlöſers, in ihrem Thun und Laſſen zu betrachten und die Zeit nie anders als mit Singen und Beten oder Arbeiten zum Nutzen des Kloſters zu verwenden. An Sonn- und Feiertagen gehen ſie nach vollendetem Gottesdienſte an ihr Pult; die Einen ſchreiben Geſangbücher für Chor und Orgel, die Andern zeichnen das Leben der lieben Heiligen Gottes. Alle thun dieſes in ihrer frommen Einfalt und bilden miteinander eine heilige Familie.““

Rechte. Da erfolgte 1847 der unſelige Sonderbundskrieg, der den religiöſen Anſtalten den Untergang brachte. Im Jahre 1848 wurde Rathhauſen durch einen Großrathsbeſchluß aufgehoben; ein gleiches Schickſal erfuhr das alte berühmte Stift St. Urban, das Tauſende und Tauſende, ſelbſt Proteſtanten, mit Wehmuth erfüllte. „St. Urban," ſagt Herr v. Mülinen, „dieſe Zierde des Landes, dieſe Zuflucht der Armen, dieſes Muſter von Hoſpitalität, hatte aufgehört." Die Frauen mußten ihr liebes Kloſter verlaſſen und das Kantonal-Schullehrerſeminar zog in ihre Zellen ein. Die Nonnen wurden meiſt im benachbarten Frauenkloſter Eſchenbach untergebracht und ſind ſeit 1855 zu St. Joſeph in Schwyz. Vor einiger Zeit wandte ſich die Aebtiſſin Benedikta Muff aus Neuenkirch an die Kantonsbehörde von Luzern und bat dieſelbe, die Rückkehr in ihr ehemaliges Kloſter zu bewilligen, wurde jedoch mit ihrer Bitte abgewieſen. Das Wappen des Kloſters Rathhauſen war ein fünfſpitziger ſchwarzer Stern im goldenen Felde. (Auszug aus dem Kloſterprotokoll von Rathhauſen, mst.)

Anna Thereſia Erhard, Urſulinerin von Luzern. Die Annalen dieſes Gotteshauſes enthalten von dieſer gottgeweihten Jungfrau nachſtehende Notizen. Im Jahre 1700, den 9. Herbſtmonat, um 9 Uhr Vormittags iſt gottſelig verſchieden unſere geliebte Schweſter Anna Thereſia Erhard, geboren zu Freiburg im Breisgau. Sie wurde mit allen heiligen Sakramenten verſehen und empfing dieſelben mit ſolcher Andacht, daß alle Anweſenden bewegt und erbaut wurden. Ihre Krankheit beſtund in einem ſchleichenden Fieber, welches ſie im 41. Altersjahre und im 23. des Ordensſtandes aufzehrte. Als Kloſterfrau übte ſie ſich in allen Tugenden. Von einem löblichen Eifer beſeelt, wollte ſie immer mehr ausführen, als ihr die Kräfte erlaubten. Sie war demüthig von Herzen und ſah ſich als die Geringſte unter ihren Mitſchweſtern an. Ihr Eifer zur Beförderung der Ehre Gottes kannte keine Grenzen und ebenſo war ſie für das Heil des Nächſten beſorgt. Gefällig gegen Jedermann war es für ſie eine wahre Herzensfreude, den Leuten zu dienen, wo ſich eine Gelegenheit darbot. Ueberhaupt war ſie eine Freundin des Stillſchweigens und öffnete ſie ihren Mund, ſo ſprach ſie von Gott und göttlichen Dingen. Nie kam ein

liebloſes Wort aus ihrem Munde, und wagte es Jemand, in ihrer Gegenwart vom Nebenmenſchen Uebles zu reden, ſo entſchuldigte ſie den Fehler des Nächſten und ſuchte das Geſpräch auf einen religiöſen Gegenſtand zu leiten. Anna Thereſia trug eine innige Andacht zum hochheiligſten Altarsſakramente, vor dem ſie ſtundenlang kniete und in Liebe verweilte. Mit kindlicher Anhänglichkeit verehrte ſie Maria, rief die Heiligen und Auserwählten an und ſuchte ſie dadurch zu ehren, daß ſie an ihren Feſttagen ihr Bild mit Blumen ſchmückte. Ihr Ordensleben war eine fortwährende Abtödtung, beſonders in Bezug der Nahrung und Kleidung; ſie wählte für ſich nur das Schlechteſte, hielt alles Beſſere für ſich zu köſtlich und ſtrebte ſtets nach der Verachtung ihrer ſelbſt. Alle, die bei ihrem Ende anweſend waren, ſprachen: „Wir ſahen heute eine Heilige ſterben.“ (Siehe Geſchichten des Hauſes der Geſellſchaft S. Ursulæ in Luzern, zwei Foliobände, im Stadtarchiv Luzern, mst.)

Anna Eliſabeth Gottrau, Aebtiſſin von Maigrauge. „Wie ſchön iſt ein keuſches Geſchlecht,“ ſagt der heilige Geiſt, „im (Tugend) Glanze, denn unſterblich iſt ſein Andenken, weil es bei Gott und den Menſchen bekannt iſt.“ Das Andenken der Frommen vergeht nicht, und die Nachkommen, in deren Gegenden ſie gewirkt oder gelebt haben, erzählen von ihren Tugenden. Eine ſolche, der Erinnerung würdige Frau iſt die Anna Eliſabeth Gottrau, ehemalige Aebtiſſin von Maigrauge. Sie ward den 25. Chriſtmonat 1607 zu Freiburg in der Schweiz geboren, und am 28. deſſelben Monats aus der Taufe gehoben. Ihre Eltern gehörten einer alten anſehnlichen Familie Freiburgs an und hießen Joſt Gottrau und Eliſabeth Reiff. Beide, von lebendigem Chriſtenthume beſeelt, faßten das zeitliche und ewige Wohl ihrer Kinder in's Auge und erzogen ſie in den ſtrengſten Grundſätzen unſerer heiligen Religion. Dieſe fromme Familie bot das Bild einer echt chriſtlichen Haushaltung dar; es war jedoch in den Rathſchlüſſen Gottes beſchloſſen, dieſelbe zu trennen, um ſie einſt im Reiche ſeiner Herrlichkeit wieder zu vereinigen. Herr Joſt Gottrau erkrankte und ſtarb 1617 in ſeinem beſten Mannesalter. Er hinterließ drei Töchter, einen Sohn und ſeine theure Gattin, die, um einer zweiten Vermählung zu entgehen, das Gelübde der Keuſchheit ablegte und die ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder verdoppelte. Anna Eli-

ſabeth zählte beim Tode ihres Vaters erſt zehn Jahre; ſie erfreute ihre Mutter durch ihre kindliche Anhänglichkeit, ſuchte in Allem ihren Willen zu erfüllen und entwickelte ſich ſchön an Leib und Seele. Die junge Tochter wählte ſich zu ihrer Geſellſchafterin Anna Reiff, Schweſter ihres ſeligen Vaters. Dieſes tugendhafte Fräulein wußte ihre Nichte geiſtig zu kräftigen, und rieth ihr den P. Moritz, einen erfahrnen Jeſuiten, zum Seelenführer an, unter deſſen Leitung ſie auf dem Wege des Heils ſchnelle Fortſchritte machte. Mit ihm berieth ſie ihre künftige Standeswahl und er ſchlug ihr das Kloſter Maigrauge vor, das ihr ebenfalls gefiel. Als die Mutter von dem Vorhaben der Tochter Kunde erhielt, wollte ſie zwar ſelbe vom Kloſterleben nicht abhalten, jedoch, weil ſie ſchwächlich und von ſehr zartem Körperbau war, fürchtete ſie für ihre Geſundheit und rieth ihr das Kloſter Montorge an, in welchem mildere Ordensvorſchriften befolgt wurden. Anna Eliſabeth blieb bei ihrem erſten Entſchluſſe, trat 1624 in Maigrauge als Koſttochter ein, zog ſpäter das Kleid des heiligen Bernhards an und zeigte ſich ihres Berufes würdig. Während ihres Probejahres hatte ſie nebſt Kränklichkeiten harte Prüfungen zu beſtehen, war zuweilen niedergeſchlagen, aber der Geiſt Gottes ſtärkte ſie, ſtählte ihren Muth, überwand alle Hinderniſſe und zeigte die Richtigkeit ihres Berufes zum Ordensſtande. Den 24. Mai 1627 erfüllte ſich ihr heißer Wunſch, nach dem ſie ſich ſo lange geſehnt hatte; ſie trat vor den Altar, ihr Angeſicht überſtrahlte himmliſche Wonne, und legte ihre Gelübde in die Hände der ehrwürdigen Aebtiſſin Anna Techtermann nieder. Von nun an ſuchte die Gottgeweihte noch mehr den alten Menſchen auszuziehen und in einen neuen umzuwandeln, der nach Gott geſchaffen iſt. Sie erfüllte gewiſſenhaft die Vorſchriften des Ordens, betrachtete ſich als eine Vermählte des göttlichen Heilandes und ſtrebte darnach, ſeine Liebe zu erwerben und ihm zu gefallen Sie entfernte alles Ueberflüſſige aus ihrer Zelle, ſogar die Erbauungs- und Gebetbücher, indem ihr das Gebet und die innere Betrachtung göttlicher Wahrheiten dieſelben erſetzten. Oft gerieth ſie in Verzuckungen und hatte dabei himmliſche Geſichte. Obſchon noch ſehr jung, ward Anna Eliſabeth gegen das Jahr 1630 zur Subpriorin gewählt Einige Frauen, eiferſüchtig darüber, murrten wegen ihrer Erhebung, legten ihr Hinderniſſe in den Weg und

verdächtigten sie sogar bei der Aebtissin; sie aber duldete schweigend, setzte den Unzufriedenen nur Milde und Liebe entgegen und beruhigte so die Aufgeregten. Bald wurde ihr die Leitung der Novizinnen übergeben, ein wichtiges Amt, von dem das Wohl oder Weh eines Gotteshauses abhängt. Anna Elisabeth löste ihre Aufgabe meisterhaft; unter ihr erhielt der Konvent einen namhaften Zuwachs an tüchtigen Frauen, die an Tugend und Frömmigkeit mit den Bejahrtern wetteiferten. Sie war eine gottliebende und reine Seele, floh den geringsten Schatten, der die Tugend der Reinigkeit beeinträchtigte und war im Reden sehr behutsam; darum ward sie mit dem Amte beauftragt, die Besuche und Fremden im Sprachzimmer zu empfangen, die Angelegenheiten des Klosters mit ihnen zu besprechen oder ihnen auf andere Anfragen zu antworten u. s. w. Im Jahre 1641 nahm man ihr diese Klosterämter ab und gönnte ihr einige Ruhe. Das war für sie eine kostbare Zeit; sie widmete sich dem beschaulichen Leben, verfaßte salbungsvolle Gebete zu Ehren der Heiligen Gottes, Litaneien und auf Anrathen ihres Beichtvaters eine Klosterchronik, die mit dem Jahre 1600 beginnt. Sie erzählt darin ausführlich, unter welchen Umständen die tugendreiche Aebtissin Wilhelmine Dupasquier 1602 die Klosterklausur einführte, die nützlichen Reformen der Anna Techtermann und beschrieb zugleich das Leben mehrerer Frauen, die von genannter Zeit an das Gotteshaus durch einen gottseligen Wandel geziert hatten. Indessen war ihre Ruhezeit von kurzer Dauer, denn schon 1643 wurde sie zur Priorin ernannt. In ihrer neuen Stellung hatte sie viel zu leiden sowohl von den Untergebenen als ihren Krankheiten, mit denen sie fortwährend behaftet war; nie aber kam ein Klagwort über ihre Lippen, noch unterließ sie ein ihr obliegendes Geschäft. Sie war jeden Morgen die erste im Chor, obschon sie die Nacht schlaflos zugebracht hatte. Sie betrug sich gegen Jedermann mild und nur gegen sich allein war sie strenge. Unsere Priorin fiel in eine schwere Krankheit, mußte über drei Monate im Krankenzimmer zubringen und sie litt mit einer unvergleichlichen Geduld. Weil nun ihr gefährlicher Zustand öfters während der Nacht etwas zu genießen sie nöthigte, konnte sie die heilige Kommunion nicht empfangen, was sie sehr schmerzte. Da aber wachte ihr eifriger Beichtvater, Dom. Edm. Werro, ein wahrer Mann der Liebe, zehn aufeinander folgende Nächte

und reichte ihr nach Mitternacht das heilige Abendmahl. Der Konvent betete um ihre Geneſung, und das Gebet der frommen Schweſtern ward bei Gott erhört. Sie trug zu den lieben Abgeſtorbenen ein herzliches Mitleiden; nicht ſelten klopften ſie bei ihr an und baten um ihre Hülfe. Ebenſo herablaſſend und liebreich bewährte ſie ſich gegen ihre Mitfrauen, und wenn Eine oder die Andere gefehlt hatte, bat ſie ſogar bei der Aebtiſſin um die Nachlaſſung ihrer verdienten Strafe. Als dieſe einmal ihr bemerkte: „Sie ſind gar zu nachſichtig, und darum werden die Fehlenden halsſtarrig," erwiederte ſie: „Was ſagt unſer Erlöſer von ſich? „„Lernet von mir, ich bin ſanftmüthig und demüthig von Herzen."" Wir Alle haben unſere Fehler, und wenn ich fehle, ſo will ich lieber aus Güte als aus Strenge fehlen." Ihre Liebe gefiel dem Himmel und er wirkte durch ſie auffallende Zeichen an kranken Schweſtern, zu denen ihre Hingabe keine Grenzen kannte. Sie verfaßte um das Jahr 1647 für dieſelben eine Schrift, betitelt: „Andacht zur guten Vorbereitung auf den Tod", welche reichlichen Nutzen ſchaffte. Der 17. März 1654 verſetzte das Gotteshaus Maigrauge in tiefe Trauer, weil an dieſem Tage die Aebtiſſin Anna Techtermann ihr Leben beſchloß. Sie hatte 46 Jahre die klöſterliche Gemeinde mit Eifer und Klugheit geleitet und nothwendige und nützliche Reformen eingeführt, die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen geboten, die leinenen Hemden und Betttücher abgeſchafft und dafür wollenes Zeug beſtimmt, den Geſang im Chor verlängert und ſtrenges Stillſchweigen und öfteres Faſten vorgeſchrieben (25. Mai 1624). Sie hatte das Kloſter ſichtbar gehoben und in guten Ruf gebracht, und darum blieb ihr Andenken lange im Segen. Die Frauen ſchritten zu einer neuen Wahl und aus der Liſte ging Anna Eliſabeth Gottrau als Gewählte hervor. Sie fügte ſich in die Wahl, erklärte aber, daß ſie feſt an den Verordnungen ihrer zwei letzten Vorgängerinnen halten werde; ernannte zugleich zur Aufſeherin über ſie ſelbſt eine erfahrne und eifrige Frau und verpflichtete ſie, ihr jeden Abend die wahrgenommenen Fehler vorzuhalten. Sie ſetzte großen Werth auf die würdige Abhaltung des Gottesdienſtes und fand ſich ſelbſt immer, wenn möglich, dabei ein Zum hochheiligen Altarsſakrament trug ſie eine glühende Andacht, und um dieſe unter ihren Schweſtern zu heben, führte ſie während der Fronleichnams-Oktav

eine Tag und Nacht dauernde Anbetung ein, eine Andacht, die alldort jetzt noch gehalten wird. Ein Sprüchwort sagt: „Die Ehrenstellen ändern die Menschen," dieß war aber bei ihr nicht der Fall; sie blieb sich vollkommen gleich, demüthig und gelassen wie zuvor, begnügte sich mit einer einfachen Kost und geringen Kleidung und wollte durchaus nichts von einer Auszeichnung wissen. Sie besaß einen tiefen Blick in die Geheimnisse göttlicher Dinge, hatte aber, wie sie in einem Briefe erklärt, den man nach ihrem Tode vorfand, diese Kenntnisse nicht aus Büchern, sondern von Oben erlangt. In Allem beseelte sie ein lebendiger Glaube; deßhalb sagte bei ihrem Hintritte Herr Werro, ihr Beichtvater: „Sie besaß den Glauben der Väter, die Hoffnung der Propheten und die Treue und den Eifer der Apostel, die Standhaftigkeit der Marthyrer, die Andacht und die Liebe der Beichtiger, die Reinheit der Jungfrauen, die Unschuld und Anmuth der unschuldigen heiligen Kinder." Während ihres ganzen Ordensstandes litt sie anhaltende Schmerzen; nie sah man sie ungeduldig, weil sie ihre Leiden mit jenen des Herrn zu vereinigen wußte. Sie besaß eine außergewöhnliche Menschenkenntniß und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie die Gedanken der Menschen kenne. Als eine Mitschwester starb und lange mit dem Tode rang, sprach sie: „Der Herr hat sie bestraft, weil sie seine Mutter zu wenig verehrte." Am ersten Fastensonntag des Jahres 1655 versammelte sie die Frauen und hielt im Kapitelsaale eine ernsthafte, vom Geiste Gottes belebte Rede, worin sie Alle ermahnte, unsern Herrn in seinem innern Leben nachzuahmen. Im Jahre darauf sprach sie in prophetischem Geiste, sie werde bald von dieser Welt scheiden; man wollte sie von diesem Gedanken abbringen, sie erwiederte jedoch nur: „Ich weiß es." Wirklich erkrankte sie schwer und bezog sofort die Krankenstube. Ihre geistlichen Töchter sammelten sich um ihr Bett und suchten noch da Belehrung und Trost; vor Schwäche unfähig zu sprechen, verlangte sie Tinte und Papier und schrieb einer Jeden Denkreime auf Zeddelchen, von denen noch mehrere vorhanden sind. Indessen ward die Krankheit immer gefährlicher, indem sich die Wassersucht dazuschlug. In den ersten drei Monaten des Jahres 1657 befand sie sich etwas besser, stund auf, ging in das Kapitel und sprach alldort einige Worte der Erbauung, allein ihre Stimme war so schwach, daß man sie kaum

verſtehen konnte. Sie empfahl ſich in das Gebet Aller und kehrte wieder in das Krankenzimmer zurück. In den letzten Tagen ihres Lebens mußte ihr die Schweſter Gertrud das Leiden Jeſu vorleſen; und als der Beichtvater ihr die Sterbſakramente reichte und einige Worte des Troſtes an ſie richtete, ſprach ſie: „Mir iſt es recht zu leben oder zu ſterben, wenn nur der Wille Gottes erfüllt wird.“ Ihr ſeliger Hintritt erfolgte den 26. Wintermonat 1657 in der fünften Morgenſtunde. Sie vollbrachte den Todeskampf mit verklärtem Angeſichte im Beiſein des ſämmtlichen Konvents, des Abtes von Altenryf, (Clemens I. Dumont), des P. Candidus Tiwa und ihres Beichtigers. Mehrere Perſonen verſicherten, ſie hätten, während Anna Eliſabeth in den letzten Zügen lag, einen himmliſchen Geſang vernommen. Sie wurde im Kapitelhauſe, in welchem der Beerdigungsplatz der Aebtiſſinnen iſt, beim Eingang rechts hinter der Pforte beigeſetzt, wo ihr Grab noch zu ſehen iſt. Wie im Leben, ſo auch nach dem Tode verherrlichte Gott ſeine treue Dienerin durch Wunder, welche in den Annalen des Kloſters verzeichnet ſind. Anna Eliſabeth hat mehrere Schriften verfaßt, von denen man einige erſt nach ihrem Tode auf dem Schreibtiſche vorfand. Die Aebte von Altenryf, St. Urban und viele Andere prüften dieſelben, fanden darin nichts Anſtößiges und empfahlen mit Wärme, ſie dem Druck zu übergeben. Leider gingen die Manuſcripte der Verfaſſerin durch dieſes Herumbieten verloren; wahrhaft für Maigrauge ein unerſetzlicher Verluſt! Die Selige war von mittlerer Größe, in der Jugend von ſchönem Körperwuchſe, im Alter ein wenig gekrümmt; ſie hatte kleine Hände, ein länglichtes Geſicht, welches ſich durch die Feinheit ſeiner Züge auszeichnete und beſonders im Gebete und in der Betrachtung edel erſchien, ihr Blick war anziehend, die Geſichtsfarbe aber ſehr bleich; die Stirne war etwas breit, die Naſe und Augenbraunen gut geformt und die Augen ſchwarz, ſchön und lieblich. Sie hatte einen hübſchen Mund, obſchon deſſen Unterlippe größer als die obere ſchien. Gang und Stellung waren ungezwungen, paſſend und natürlich, mochte ſie knien oder ſitzen; beſonders wenn ſie am Schreibtiſche ſaß, erregte ihr Anblick Bewunderung; die Feder in der Hand haltend, war ihr Blick gen Himmel zur hochheiligen Dreieinigkeit gerichtet, von der die Strahlen des Lichtes ſich in ihre Seele herabſenkten. Ganz Freiburg und Alle, welche

die Selige kannten oder mit ihr in Berührung kamen, hielten sie für eine Heilige. „Indessen," sagt der Verfasser ihres Lebens, „ist es uns nicht erlaubt, sie öffentlich auf den Altären zu verehren, weil unsere heilige, katholische, apostolische und römische Mutterkirche die Seligsprechung nicht vorgenommen hat. Würden wir im Mittelalter leben, so wären die Volkswünsche Gottesstimme gewesen und hätte die öffentliche Verehrung ohne Anstand stattgefunden. Nun aber fordert die Kirche genauere Angaben in den Prozeßakten. Wir halten Anna Elisabeth für eine Selige, und was soll uns hindern, in unsern leiblichen und geistlichen Anliegen zu ihr Zuflucht zu nehmen?" Der hochwürdige P. Marcell Moreau von Delsberg, Beichtiger des Gotteshauses Maigrauge, hat 1796 ihr Leben aus den Klosterannalen treu gesammelt und beschrieben; das Manuscript enthält ohne Vorwort 107 Quartseiten, wie auch das Porträt der Seligen. Diese Schrift wird noch in Maigrauge aufbewahrt, von wo aus selbe gefälligst mitgetheilt wurde. — Das Klosterwappen ist jenes der Kyburge: zwei goldene Löwen im rothen Felde, getheilt durch einen goldenen rechten Schrägbalken.

Anna Techtermann, s. Anna Elisabeth Gottrau ꝛc.

Anonyma, eine ungenannte Nonne von Rathhausen. Es lebte zu Rathhausen eine gottselige Nonne, die einen heiligen Wandel führte und in der Beobachtung der Ordenssatzungen vor Allen sich auszeichnete. Als eine Freundin des beschaulichen Lebens vertiefte sie sich oft in die Geheimnisse Gottes und mehrere Offenbarungen wurden ihr zu Theil. Ebenso beschäftigte sie sich mit der Erwägung der Kürze des Menschenlebens, und je mehr sie darüber nachdachte, desto unglaublicher schien es ihr, daß der Herr den letzten Gerichtstag halten werde. Sie sprach zuweilen zu sich: „Wie kann Christus der Herr den jüngsten Tag halten und die Menschen für die Ewigkeit richten, deren Leben nur einige Augenblicke dauerte? Es wäre fast nicht der Mühe werth und des Herrn unwürdig." Indessen sah sie wohl ein, daß sie fehle und an einem wichtigen Glaubensartikel zweifle; sie bat Gott um Erleuchtung und Kräftigung im Glauben und dieser erbarmte sich ihrer. Als sie am Neujahrstage in der Morgenstunde, während die Frauen die Mette im Chor beteten, in der Kapelle Unserer Lieben Frau ihrer gewöhnlichen Andacht oblag, bat sie abermal Gott und Maria um die Gnade

der Erleuchtung, und da der Chor nach dem „Te Deum“ das Evangelium sang, fiel sie in eine Verzückung, die bis „Te deutans“ anhielt. Sie sah Himmel und Hölle geöffnet, den Richter umflossen von seiner Herrlichkeit in Begleitung der seligen Geister aus der Höhe herabsteigen, die Todten erstehen, die Gerechten von den Gottlosen absondern, die Lebendigen und die Todten richten, die Himmelfahrt der Auserwählten und den Untergang der Verdammten. Von nun an zweifelte sie nicht mehr. Die Erscheinung hatte einen sehr tiefen Eindruck auf sie zurückgelassen; sie dankte Gott für dieselbe und bereitete sich nun noch mehr auf jenen schrecklichen Tag vor. Andere Umstände liegen von ihr nicht vor. (Auszug aus dem Klosterprotokoll von Rathhausen.)

Anonymä, oder die drei ungenannten frommen Schwestern auf dem Rigiberg beim kalten Bade, Einsiedlerinnen. Im Mittelalter und auch noch später spielten die Grafen auf ihren Burgen eine mächtige Rolle; Reichthum, Dienstboten und Mannen standen ihnen zu Gebote, und nicht selten geriethen sie, um ihre Besitzungen auszudehnen oder aus andern Ursachen unter einander in blutige Fehden Darauf deuten die hundert und hundert Romane, die in neuerer Zeit erschienen und fast die einzige Lektüre unserer Lesewelt sind, in denen die Ritter und ihre Abenteuer den Hauptstoff bilden und die oft wirklich etwas Historisches zum Grunde haben. Die Herren beschäftigten sich gerne mit der Jagd, trieben aber zuweilen Jagd auf die Unschuld, entführten schöne Jungfrauen, die ihren Gelüsten dienen mußten, oder auf ihre Burgen geschleppt, oft lange in Kerkern gehalten wurden. Solch trauriger Vorfälle erwähnen die Annalen mehr als einen, welche ein unheimliches Licht auf das alte Ritterwesen werfen; selbst der edlen Familie von Thurn-Gestelnburg in Wallis wird nach glaubwürdigen Akten zur Schuld gelegt, daß einzelne Glieder aus dem genannten Geschlecht eine förmliche Jagd auf die Töchter des Löschthales machten.[1]) Nicht besser war der Stand der Dinge, als

[1]) Die Familie von Thurn-Gestelnburg wurde nach der Ermordung des Bischofs Tavelli (8. Aug. 1375) aus Wallis verjagt; sie hatte mehr als drei Jahrhunderte das Land in Fehde versetzt und ihm viele Unannehmlichkeiten bereitet; indessen zählte sie früher auch mehrere verdienstvolle Männer. Die Ge-

Albrecht von Habsburg über die Schweiz regierte; seine Vögte Geßler, Landenberg u. s. w. hausten gewaltthätig in den Waldstätten, indem sie die Bauern mit Steuern und Frohndienst quälten und sich Alles erlaubten und weder göttliche noch menschliche Rechte achteten, um ihre Leidenschaften in wilder Lust zu befriedigen. Wenn auch manche arglosen und unschuldigen Mädchen in die Schlingen dieser Wüstlinge geriethen und ihre Ehre und Sittlichkeit um schnöden Preis hinwarfen, so gab es doch Viele, an deren Tugend und Unschuld ihre Angriffe scheiterten und zu Schanden wurden. Ein Beispiel hievon liefern uns die drei frommen Schwestern auf dem Rigiberg beim kalten Bade, deren Sage wir hier anführen wollen, wie sie immer erzählt und uns eingehändigt worden In Greppen [1]) zum heiligen Wendelin wirthete Walther Greter (so nennt ihn Herr Pfyffer zu Neueck, s. Weggis, Vorzeit und Gegenwart, Lucern 1853), der einen Schatz besaß, welcher der umsichtigsten Sorge bedurfte, nämlich drei Töchter, ebenso ausgezeichnet durch Schönheit, als durch Unschuld, Sittsamkeit und kindlichen frommen Sinn. Sie zierten die Kapelle des hl. Wendelin, gaben mit dem Glöcklein des Morgens, Abends und Mittags das Zeichen zum englischen Gruß, empfingen die Pilger, wuschen ihnen die Füße, trugen ihnen die schwere Bürde nach, führten die Wanderer im Kahn über den See, unterhielten sie mit heiligen Gesprächen und verkürzten ihnen damit die Ueberfahrt. Ihr Vater, der stattliche Wirth, der sich stets vieler Gäste erfreute, war gegen Jedermann leutselig und zuvorkommend, nur gegen einige Herren, nämlich gegen die Landvögte und ihre Begleiter, machte er ein ernsthaftes und verdrießliches Gesicht.

---

schichte derselben liegt in der Bibliothek von Aarau, gehörte wahrscheinlich dem Abt Placidus Zurlauben von Muri, Freiherrn von Thurn-Gestelnburg, der dieser Familie angehörte, und ist bei der Aufhebung des Klosters (1841) dahin gekommen. Sie umfaßt mehrere geschriebene Bände, für die Geschichte des Wallis ein unersetzlicher Verlurst.

[1]) Greppen liegt einsam an dem gegen die Küßnachter Seebucht sanft ansteigenden Fuß des Rigi zwischen Waldungen und Kastanienbäumen, wurde 1799 zur Pfarrei erhoben und von Weggis, wohin es früher eingepfarrt war, getrennt. Im Dorfe Greppen führt jetzt noch das Wirthshaus den hl. Wendelin im Schilde.

Dieſe Herren hatten ihr Hauptquartier auf der Burg Hertenſtein; blieben aber oft zwei bis drei Nächte aus und brachten dieſelben auf Neuhabsburg in Küßnacht, Weggis und Vitznau in ausgelaſſenen Trinkgelagen zu. Nachdem ſie aber die Töchter des Gaſtgebers in Greppen kennen gelernt hatten, kamen ſie meiſtens dahin und ſuchten da ihren Aufenthalt in die ſpäte Nacht hinauszuziehen. Gegen die Töchter benahmen ſie ſich zwar zurückhaltend, hingegen die ſchamloſen Reden, die ſie in ihrer Gegenwart oft führten, und ihr zudringliches Weſen gaben deutlich zu erkennen, was ſie beabſichtigten. Der Vater erkannte bald die Gefahr, in der ſeine Kinder ſchwebten, und fürchtete ſehr, man möchte ſie ihm entführen. Die Herren führten auch dieſen Plan wirklich im Schilde und warteten nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, denſelben auszuführen. Um ungeſtörter darüber ſprechen zu können, gaben ſie dem Wirth verſchiedene Aufträge, ſo daß er immer auf den Beinen ſein mußte, um im Keller die leeren Humpen zu füllen. Sobald er ſich entfernt hatte, beſprachen ſie ſich über die Art und Weiſe, der drei Jungfrauen habhaft zu werden und ſie dann in die Nähe einer befreundeten Burg zu bringen. Dieſer ſchändliche Plan wurde jedoch gehört und erfüllte die frommen Jungfrauen mit Entſetzen. Aber, könnte man fragen, wer gab ihnen das Recht dazu? Derjenige, welcher die bedauerlichen Rechtszuſtände der damaligen Zeit kennt und weiß, wie ungeſcheut und ſtraflos ſich die Großen und Mächtigen über jedes Geſetz ſtellten und Sitte und Ordnung nur für den gemeinen Mann verbindlich betrachteten, wird begreifen, wie ſehr die drei frommen Töchter für ihre perſönliche Freiheit zu fürchten hatten. Die erſte Frage, die ſie ſich ſtellten, war: „Kann uns der Vater gegen die beabſichtigte Gewaltthat ſchützen?“ Keine konnte dieſelbe bejahend beantworten und alle drei kamen zu dem Schluß, daß er ungeachtet ſeiner eigenen und ſeiner Freunde Entſchloſſenheit nichts gegen Leute vermöge, denen alle Mittel zu Gebote ſtehen und keines zu verwerflich ſei, wenn es ſich darum handle, ihre Zwecke zu erreichen. In ihrer Herzensangſt warfen ſie ſich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehten, er möchte ihnen eingeben, was ſie in dieſer troſtloſen Lage zu thun hätten. Nach einem Gebet voll Innbrunſt und kindlichen Vertrauens ſchien es plötzlich, als wäre ein himmliſcher Strahl in ihre Seele gedrungen. Sie

ſtunden auf, das Feuer der Begeiſterung glänzte in ihren Augen und jede für ſich hatte den Entſchluß gefaßt, den alle drei theilten: das väterliche Haus zu verlaſſen und außer den Bereich der Verfolger zu fliehen. Sie rafften ſchnell einige Habſeligkeiten zuſammen, nahmen Nahrung mit ſich und ſchlichen unbemerkt durch eine Hinterthüre des Hauſes hinaus in's Freie. In weiter Ferne noch hörten ſie das ſchallende Gelächter und Lärmen der zechenden Herren, die ſich wahrſcheinlich ſchon im Voraus über das Gelingen ihres Bubenſtückes freuten. — Da die Nacht ziemlich hell war, ſo ſtiegen die Schweſtern ohne Raſt den Rigi hinauf, bis ſie den Stutzberg erreicht hatten. Bei Tagesanbruch kamen ſie zu einer Hütte, von wo aus ſie einen Geißbuben zum Vater ſchickten, um ihm von ihrem Aufenthalte Kenntniß zu geben und ihn dadurch einer fernern Beſorgniß zu entheben. Der liebende Vater ging ſogleich ſelbſt hinauf, brachte ihnen einige Lebensmittel, äußerte jedoch gerechte Zweifel, daß der Aufenthalt auf dem Stutzberg ſicher und ſomit rathſam ſei. Er kehrte in aller Eile nach Hauſe zurück und fand dort die unwillkommenen Gäſte wieder in ſeinem Hauſe, die nach den verſchwundenen Töchtern ſuchten und endlich drohend und fluchend davongingen. Nach einigen Tagen ſandte der Vater durch einen treuen Dienſtboten ſeinen Töchtern einige Ziegen auf den Stutzberg hinauf, der aber von den drei Schweſtern keine Spur zu entdecken vermochte. Nach langem Suchen fand er endlich einen alten halbtauben Hirten, der ihn nach wiederholtem Fragen in abgebrochenen Worten, unter denen „Kuohn", „Müſſer", „Schlengge", „Jungfrauen" vorkamen, und während er an den Fingern drei zählte, nach Oben zeigte. Der Bote ſtieg auf dieſe Anweiſung aufwärts und fand nach langem Suchen die drei Schweſtern in der Gegend, wo heut zu Tage das ſogenannte, zum Kurhaus im kalten Bade gehörige „Känzeli" ſich befindet. Sie hatten große Freude, daß ihnen der Vater die Ziegen ſendete, und trugen dem Boten auf, denſelben recht herzlich zu grüßen und ihm für alle Liebe und Güte zu danken, bemerkten ihm jedoch zugleich, es ſei ihr Wunſch, daß man ſich vor der Hand nicht um ſie annehmen möchte, indem durch eine fernere Fortſetzung des Verkehrs mit ihnen nicht nur Verdacht entſtehen müßte, ſondern auch ihr Aufenthalt ihren Verfolgern entdeckt werden könnte. Von da an bildete ſich in dem Leben der drei Schwe-

ſtern ein merkwürdiger Wendepunkt. Von dieſem Tage an betraten ſie die liebliche Gegend am See, wo ſie das Licht der Welt erblickt, wo ſie die ſchönen Jahre der Kindheit verlebt und wo ſie nach dem Tode der geliebten Mutter des alten Vaters einzige Freude und Stütze geweſen, nicht wieder. Sie blickten bisweilen wohl auf die blühenden Thäler und Hügel der Heimath und auf die Städte, Seen, Flüſſe und Dörfer hinab, allein alle dieſe Herrlichkeiten hatten für ſie keinen Reiz mehr und belebten nur ein Gefühl in ihnen: die Bewunderung der Allmacht Gottes in ſeiner Schöpfung. — Ihre durch die jüngſterlebten Vorfälle getrübte Herzensruhe kehrte wieder zurück und mit ihr eine früher nie gekannte Zuverſicht und Zufriedenheit, welche zwar die Erinnerung an den alten Vater manchmal ſtören wollte, jedoch bald wieder bei dem Gedanken ſchwand, ſie wären nun doch todt für die Welt und würden ihm mehr durch ihr Gebet als durch fruchtloſe Traurigkeit nützen. Sie ſchlugen in einer durch Gebüſche verborgenen und von überhängenden Felſen gebildeten Grotte ihren Wohnſitz auf und ſtellten daneben auch für die Ziegen mittelſt Steinen und Laubäſten ein ſchützendes Obdach her. Die Hirten auf den Alpen wurden bald ihrer gewahr und beobachteten ihr Benehmen. Wenn ſie ihr kleines Hausweſen beſorgt hatten, ſah man ſie regelmäßig lange vor dem Bilde des Gekreuzigten, das ſich früher in ihrem Schlafgemach befand, in frommer Andacht knieen, worüber man ſich ſehr erbaute. Es wird noch von dieſen drei Schweſtern Manches erzählt, namentlich daß ſie in Anwendung der Heilkräuter und in Beſorgung von Wunden und Zerquetſchungen ſehr glücklich geweſen ſeien, was ihren Ruf auf dem Rigiberge mehr und mehr bekannt machte. Die Hirten verehrten ſie gleich Weſen höherer Natur, zogen ſie zu Rath, wo ihre eigenen Ausſichten nicht ausreichten, und ſuchten Troſt bei ihnen, wenn ſie irgend ein Mißgeſchick traf. Und wirklich, die Worte der frommen Jungfrauen goſſen Balſam in die Wunden der Leidenden, erhellten wunderbar das Dunkel, welches manche Seele umhüllte, und flößten den Zuhörern eine Begeiſterung für alles Gute ein. Das vermag nur die Religion des Herzens, die nicht in eitlem Gepränge beſteht, welches nur für kurze Zeit die Sinne einnimmt, ſondern deren göttliches Feuer den Willen entflammt und wohlthuend erwärmt. – Die Hirten bewahrten das Geheimniß

der drei Schweſtern und entzogen ſie den Augen aller Fremden. — Sie erbauten ihnen eine kleine Kapelle und ſchmückten dieſelbe, ſoviel in ihren Kräften lag. — Der alte Vater ſah ſeine lieben Kinder nur noch einmal. Mit Dank erfülltem Herzen erzählten ihm die Alpenbewohner ſo viel Schönes und Außerordentliches von ſeinen Töchtern, daß er vor Rührung nichts anderes ſagen konnte, als: „O Gott, nun iſt all' mein Leid vergeſſen, das die Trennung von meinen Kindern mir verurſachte! Die Hand des Herrn ſchien ſchwer auf mir zu laſten, allein es war die Hand der gütigen Vorſehung, die mir bald wieder die Geliebten zuführen wird." Er ſtarb bald nach dieſem Beſuche, ſeine frommen Töchter aber lebten noch mehrere Jahre. Ihre ſterbliche Hülle ruhet dort, wo jetzt die ſchöne, dem heiligen Erzengel Michael geweihte Kapelle ſteht, ihre Grabſtätte aber iſt gänzlich verſchwunden. Am Todestage der letzten der drei Schweſtern fand ein wunderbares Ereigniß ſtatt. Da wo ſie gewohnt, ſprudelte auf einmal aus dem harten Felſen eine kryſtallhelle Quelle hervor, welche ſpäter mit dem glücklichſten Erfolg als Heilquelle benutzt wurde. Es ſchien, als wolle die gütige Vorſehung die Segnungen, welche die Lebenden verbreiteten, durch die außerordentlichen Wirkungen dieſer merkwürdigen Quelle, welche der „Schweſternborn" genannt wurde, auch auf die künftigen Geſchlechter fortpflanzen. — Die Kapelle, welche die Hirten den drei Schweſtern erbauten, und wozu der Vater wahrſcheinlich die Beiſteuer lieferte, iſt längſt verſchwunden. Das jetzige Kirchlein ſteht ſeit 1779. Im Innern der Kapelle hängt an der Mauer eine Tafel, von welcher im Pfarrarchiv von Weggis ſich eine Kopie oder vielmehr eine früher verfaßte, auf Pergament geſchriebene Abſchrift befindet. Der Inhalt derſelben iſt im Weſentlichen folgender: Zuerſt werden in frommer und erbaulicher Sprache Gott und Maria geprieſen und der Wohlthaten erwähnt, welche auf die Fürbitte der Schutzpatronen dieſer Kapelle ertheilt wurden Hierauf wird erzählt, wie zur Zeit der Vögte unter Kaiſer Albrecht drei Schweſtern, den ungebührlichen Zumuthungen ausweichend, in dieſe Wildniß flohen und da bis zum Tod ein gottſeliges Leben geführt haben. Die Worte lauten: „Vnd iſt hieby zu wiſſen, daß zu den Zeyten König Albrechten von Oeſterreich, da die dry fryen Reychßländer Ury, Schwyz vnd Unterwalden von den Königlichen Vögten

hart regiert, getruckt vnd übel beſchirmbt, vnd die frommen Landleuth, durch Tyranny, Uebermuoth, Nothzwang vnd anderer Vngebühr ſehr getrengt, vnder auch dry Ehelybliche Schwöſteren, welche von ihren frommen Eltern in aller Zucht, Erbarkeit vnd Gottsforcht vfferzogen durch ihren Uebermüetigen vnd boßhaften Vogt zu der ſünd angereizt, vnd ſineß willenß zu pflegen erſuocht wurdent, die aber in ſolcher noth gott den Herren (wölcher dan die ſeinigen niemahlen verlaßt, vnd glychwie er Sußannam vor den faltſchen Richteren vnd Danielen in der löwengruoben beſchütz vnd beſchirmbt) von herzen angeruofft, alſo hatt er auch zwyffelßohne diſen dryen Schwöſtern Stäg vnd wäg durch ſeinen heiligen engel in diſe gegenwertige wiltnuß gezeigt, allſo daß ſie nachmahlen durch genzliche verlaſſung der welt vnd vermydung der ſünd, in groſſer frombkeit im dienſt gotteß beharrende an diſem orth gewohnet vnd ihr läben ſeiglichen verſchliſſen." — Dann wird erwähnt, daß am Ort, wo dieſe Schweſtern gelebt, ein reicher und heilſamer Brunnen entſpringt, welcher deßwegen der Schweſternborn genannt wird. Zugleich werden die Heilkräfte des Waſſers und einige Beiſpiele von Heilungen aufgezählt. „Nun ſoll menigtlicher wüſſen, daß an diſem end ein ſchöner rücher vnd heylſamer brunnen entſpringt, wölcher von berühmten dryen Schwöſteren den Namen hatt vnd der ſchwöſteren brunnen genent würt, der iſt mit wunderlichen kreften vnd tugenten begaabet, wie die tägliche erfahrnuß mitbringt, Erſtlichen bekant worden Ao. 1540 durch Bartholome Joleren einen frommen landſäſſen von Weggis, welcher da er ſehr groſſen ſchmerzen an einer ſyten vnd einem arm gehabt, vnd kein ander rath noch mittel mehr gewüßt, hatt er uf gehabte rüe vnd leid ſeiner ſünden ſomit einem opfer uff diſem königlichen Berg verheiſſen, ſich in dem brunnen gewaſchen, ſeine gſuntheit erlanget vnd diſ wunder mit fröuden verkündt vnd offenbaret, darauf dan vil preſthafte menſchen mit kruckchen ohne andere menſchliche hilff, die ohne göttlichen byſtand an diß ort nit hättend gewanderen mögen, allhero kohmmen durch die gnad gottes vnd gebrauchung dieſeß heilſamen waſſerß gſund worden. Eß iſt auch offenbahr, daß diß waſſer guot iſt, wenn man ſich darin badet oder die ſchmerzhafte glider damit wäſchet für ruggenwehn, augenwehn, haupt- und muoterwehn, auch für allerley Fieber, wie dan vil andächter frommer lüthen ſind,

wölche ſich vff diſen berg zu der ſeligſten muoter maria, dem heiligen erzengel michael, vnd dem heiligen Bychtiger Wendelino mit einem opffer verſprechend vnd ihr begehren erlangend, unter anderen auch frow geweſen iſt, wölche in kindesnöthen gelegen, die ſich in höchſter ihrer gefahr vff diſen gnadrychen berg mit einem opffer verlopt, vnd durch erwelte heyliger patron fürpit fröwlich genäſen iſt. Solcher wunderzeichen von der erſten erbuwung an der Capellen viel geſchähen ſindt." — Am Schluß werden wieder Gott und die Schutzheiligen des Berges gelobt. Nachträglich folgt noch eine Bemerkung, daß das Bild des heiligen Beichtigers Wendel auf der Altartafel (wahrſcheinlich in der frühern Kapelle) den 22. Brachmonat 1656 durch den hochwürdigen Herrn Jakob Langenegger, Pfarrer in Weggis und Sextar des Vierwaldſtätter-Kapitels, aus der Kapelle zu Greppen in's Kaltbad ſei gebracht worden. Die Beglaubigung der Unterſchrift lautet: „Alſo ernüeret vnd auß den allten taffelen gezogen durch Johann Leopold Cyſaten (ſtarb 1663) Apoſtoliſchen Notarium deß großampt wäggis, m. pr." (Gefällige Mittheilung aus dem Pfarrarchiv Weggis.)

Ich ſchließe dieſen Artikel mit dem ſchönen Gedichte, welches Herr Alois Tſchopp, früher in Weggis, nun aber Pfarrer und Sextar in Ettiswyl, auf die drei frommen Schweſtern im kalten Bad verfaßt hat.

Weißt du, wo fließet, ſo eiſig, ſo kalt
Die heilige Quelle aus gährendem Spalt?
Die Quell, die entſtrömet dem felſigen Dom
Zum Segen der Menſchheit in rauſchendem Strom?
Kennſt du den Brunnen der ſchachtigen Wand,
Der Brunnen der heiligen Schweſtern genannt?

Weißt du das Kirchlein in hohem Geſtein,
Wo ruhen der ſeligen Schweſtern Gebein?
Sie ruhen die drei in verborgener Gruft,
Doch wohl ſie verrathet ein himmliſcher Duft,
Den ſie zuweilen in heiligen Zeiten
Balſamiſch um Kirchlein und Quelle verbreiten.

So fragt der Pilger und ſchauet hinab:
Wo iſt denn der Schweſtern gehauenes Grab?
Wo ruhet in Frieden ihr morſches Gebein,
Wo iſt der geweihte, ſie deckende Stein?
Da kann ihm kein Greis und kein freundlicher Knabe
Wohl zeigen die Körper im heiligen Grabe.

Doch leihe dein Ohr nur, o Pilger, dem Greis,
Der ſinnend die liebliche Sage noch weiß,
Sie gehet am Berge von Munde zu Mund,
Vom Vater und Kind bis zur fließenden Stund',
So kannſt du die Mähr' ſeit undenklichen Jahren
Vom Munde des ſilbernen Greiſen erfahren.

Am Fuße des Rigi, bewellet vom See
Zu fruchtreichen Bäumen und grünendem Klee,
Da ſtehet ein Kirchlein ſeit älteſter Zeit,
Von Hirten dem heiligen Wendel geweiht;
Da wohnten drei Schweſtern mit himmliſchen Gaben,
Sie freuten ſich, wallende Pilger zu laben.

Sie zierten das Kirchlein und gaben zur Stund'
Vom Morgen und Abend und Mittag kund,
Daß der Hirt ſich erhob zu Gebet und Geſang,
Wenn er hörte des lieblichen Glöckleins Klang.
So dienten ſie Gott, und mit reinem Erbarmen
Erquickten ſie Pilger und jeglichen Armen.

Sie wuſchen die Füß' ihm im kühlenden Bach,
Und trugen die laſtende Bürde ihm nach,
Und fuhren den Wandrer im gleitenden Kahn
Gar hurtig das andere Ufer hinan,
Und wußten die Rede gar heilig zu würzen,
Mit heiligen Liedern die Fahrt zu verkürzen.

Drum Jeder beſuchte von Nah und von Fern
In Greppen das heilige Kirchlein ſo gern,
Der Vater, durch Gnade und Liebe gerührt,
Er fleißig das Söhnlein zum Gnadenort führt,
Und Jeder erzählet und rühmt um die Wette
Der Schweſtern Huld und die heilige Stätte.

Doch — er, hört es mit Schrecken! — der lüſterne Sinn
Führt bald die Vögte des Landes dahin;
Sie ſuchen durch Koſen und glänzendes Gold
Die Schweſtern zu ziehen in entehrenden Sold.
Und was ſie durch Gold und mit Liſt nicht erringen,
Das wollen durch Trotz und Gewalt ſie erzwingen.

Doch eh' ſie gelingt, der Tyrannen Gewalt,
Verſchwinden die Schweſtern im finſtern Wald.
Sie führt durch Geſtrüpp ein verborgener Pfad
Zum Ort, wo jetzt quellet das heilende Bad.
Sie hatten in Nöthen zum Herrn gebetet,
Da hat er durch Flucht ihre Unſchuld gerettet.

Ach sieh! nun verstummet des Kirchleins Gesang,
Und nicht mehr ertönet des Glöckleins Klang,
Und nimmer hingleitet vom Ufer der Kahn,
Kein Pilger wohl trifft mehr die Schwestern an;
Und ob man auch forschet durch Wälder und Fluren,
Verschwunden sind gänzlich der Schwesteren Spuren.

Da bracht' ein Knabe nach manchem Jahr
Die Kunde: er nehme ein Lichtlein gewahr;
„Ich hab' es mit eigenen Augen gesehn!
„Doch durft' ich da länger nicht stille stehn.
„Ein Schauder ergriff mich, die Glieder erbebten,
„Als wenn mich die Geister des Berges umschwebten."

Als siebenmal schon im wechselnden Schein
Der Mond hinleuchtet in's Kämmerlein,
Da sprach zu dem Knaben die Mutter so zart:
„Lieb' Johann, ach sieh, wie der Winter so hart!
„Drum geh auf den Berg mit dem schneidenden Beile
„Und sammle uns Wärme in emsiger Eile."

Gar hurtig der Knabe die Waffe ergreift,
Den Wald durch Gebüsche und Buchen durchstreift,
Bis hoch auf dem Berge er Schlag auf Schlag
Holz sammelt, so viel er nur tragen mag.
Und als er am Abend die Bürde umstrickt,
Auf einmal er zweie der Lichtlein erblickt.

Da eilet mit Schrecken der furchtsame Knab'
Durch Stock und Gestein hin in die Wälder hinab,
Bis triefend von Schweiß mit der drückenden Last
Er kommt zu der Mutter, der furchtsame Gast:
„O Mutter, wie sah ich zwei Lichtlein so helle,
„Sie glänzten wie Sternlein zur nämlichen Stelle."

„Es war, o lieb' Johann, nur glänzend Gestein,
„Es leuchtete nieder vom Vollmondsschein,
„Da meintest du Lichtlein zu sehen so klar,
„Doch sieh, wie es blendende Täuschung nur war!
„Und wichen die Lichtlein ja nicht von der Stelle,
„Was flohst du so furchtsam und rannteſt so schnelle?"

Und als nun der Frühling mit Blumen anbrach,
Die Mutter zum liebvollen Knaben sprach:
„Die Ziegen verlangen nach saftigem Grün,
„Drum führ' sie zu grasreichen Plätzen hin,
„Und wenn sie gefüllt ihre strotzenden Euter,
„Dann steige vom Berge recht fröhlich und heiter."

Der Knabe nun führet die Ziegen hinan,
Und sammelt sich Reiser, so viel er nur kann,
Und pflücket wohlriechende Blumen zum Strauß,
Zu bringen der Mutter ein Grüßlein nach Haus.
Doch als er der Blumen recht viel sich erkoren,
Da gingen dem Knaben die Ziegen verloren.

Jetzt lauft wohl der Knabe manch' traurige Stund'
Durch Stein und Gesträuche die Füße sich wund,
Bis hinter dem Berge die Sonne entsinkt,
Manch liebliches Sternlein zur Abendruh' winkt.
Da weinet der Knabe und knieet er nieder,
Und betet: „Gott, zeige die Zieglein mir wieder!"

„O denk doch, du Bester, was Mütterlein sagt,
„Wie sie um das Söhnlein und Ziegen wohl klagt;
„Ach Gott, sie vergehet vor Jammer und Schmerz,
„Kommt Hansli nicht bald an das mütterlich Herz;
„Sie hat ja sonst nichts, als mich und die Ziegen,
„Sonst muß sie dem Jammer und Elend erliegen."

Und als er so betet, da sieht er im Glanz
Die Ziegen am Felsen beim blumigen Kranz,
Umschlingend mit Wohlgeruch schattig und mild
Ein wunderschönes Marienbild.
Drei Lichtlein beleuchten die heilige Stelle,
Daneben entsprudelt die heilige Quelle.

Antidiolus, Abt von Condat im Juragebirge. Der heilige Eugendus (s. d. A. Bd. I. S. 170 ff.), ein heiliger und großer Mann, Schüler des gefeierten Brüderpaares Roman und Lupicin, hatte zur Hebung dieser neuen Anstalt sehr viel beigetragen. Selbst wissenschaftlich gebildet, pflegte er sorgfältig die Wissenschaften, machte den Lehrer seiner Mönche und drang auf unabläßliche Lectüre und Haltung der Ordensregel. Die Religiosen befolgten die Regel von Tarnada (jetzt St. Moritz in Wallis), die heute noch in Rücksicht der weisen Verordnungen bewundert wird. Seinem Ende nahe, ließ er den Priester Antidiolus kommen und sich von ihm mit dem heiligen Oele salben; dadurch gab er den Brüdern zu verstehen, welchen er zu seinem Nachfolger wünsche. Vom Geiste der Liebe und Eintracht erfüllt, wählten sie diesen zum Vorstand des Klosters. Antidiolus, ein hoher Verehrer seines Vorgängers, errichtete auf dessen Grabe eine Kirche, welche den Namen des Heiligen erhielt.

Die St. Eugenduskirche im Jura ward ein berühmter Wallfahrtsort und Personen hohen Standes kamen dahin, um durch die Fürbitte des Verklärten Hülfe bei Gott zu erflehen. Die Mönche glänzten in wissenschaftlicher Beziehung wie helle Gestirne, während in Gallien wilde Rohheit einriß; deßhalb zog der Ruf ihrer Schulen, die sie mit besonderer Sorgfalt pflegten, viele Jünglinge an, um sich daselbst bilden zu lassen. Unter Antidiolus schrieb der Mönch Pragmatius das Leben der drei ersten Aebte, und soll auch jenes des heiligen Sigismunds verfaßt haben. Die Zahl der Mönche vermehrte sich von Tag zu Tag und einige verließen Condat, um an andern Orten Ordenshäuser zu errichten; sie lenkten ihre Schritte nach der Waadt, Pruntrut und dem angrenzenden Burgund; der größte Theil aber kam nach St. Moritz. Der heilige Sigismund ließ die Abtei herstellen und daselbst den Kirchengesang einführen, damit sie bei Tag und Nacht das Lob des Herrn verkünden. Das Todesjahr des frommen Abtes Antidiolus ist nicht ermittelt. Durand sagt, er habe dreizehn Jahre das Kloster geleitet, und Ferroul und Montgaillard setzen seinen Hintritt auf das Jahr 533. Auf dem Sterbverzeichnisse der Aebte von Condat ist er als ein Heiliger verzeichnet. (Annales catholiques de Genève.)

Antidius, der heilige, Bischof von Besançon, Martyrer. In Verbindung mit Alanen, Sueven und andern deutschen Schaaren kamen die Vandalen gegen das Ende des Jahres 406 von Pannonien hergezogen und brachen in Gallien ein. Bald lagen ganze Provinzen bis auf wenige Städte verödet, und was Feuer und Schwert verschonten, ging durch Hungersnoth zu Grunde. Viele gallische Städte rühmen sich aus jener Verfolgung heiliger Martyrer, welche der Grausamkeit und dem religiösen Fanatismus der Vandalen zum Opfer fielen. Die Vandalen waren zwar zum größten Theile Christen, aber leider arianische, indem sie durch die Westgothen entweder schon bei der Annahme des Christenthums, oder bald darauf in den Arianismus verwickelt wurden. Der König Crocus, Anführer dieser wilden Horden, richtete besonders seine Wuth gegen die Katholiken, Priester und Bischöfe und nahm viele Hinrichtungen vor, bei denen auch der heilige Antidius, Bischof von Besançon, als Opfer seiner Grausamkeit fiel. Der heilige Prälat stammte aus einer adeligen Familie von christlichen Eltern, widmete sich

von Jugend an den Wiſſenſchaften, trat in den Prieſterſtand und erhielt an der Kathedrale eine Präbende. Sein heiliger gottesfürchtiger Wandel und ſein Eifer für die Aufrechthaltung der katholiſchen Lehre bahnten ihm den Weg auf den biſchöflichen Stuhl, den er nur aus Gehorſam beſtieg. Er wachte als Oberhirt mit aller Sorgfalt über ſeine Heerde und bekämpfte die Arianer, die in Beſançon und in der angrenzenden Schweiz ſich immer weiter verbreiteten. Nach dem Beiſpiele ſeiner Vorgänger dehnte er ſeine Sorgfalt über Raurachien (dem Bisthum Baſel), Elſaß und die franzöſiſche Schweiz aus, und ſchickte Prieſter in jene Gegenden, um die Katholiken im alten Glauben zu befeſtigen und die Arianer zu bekämpfen. Vielleicht hat er noch ſelbſt den Wanderſtab ergriffen und iſt als Sendbote in die Juragebirge oder in's Elſaß gewandert; denn es war damals keine ſeltene Sache, daß die Biſchöfe das Amt des Glaubensboten verſahen. Der Heilige wurde deßhalb ſchon frühzeitig im Elſaß verehrt und ſein Name in's elſäßiſche Martyrolog aufgenommen. Er beſaß eine wunderbare Macht über die Höllengeiſter, deren Angriffe er zu Schanden machte. Im Jahre 411 beſetzte Crocus mit den Vandalen die Stadt Beſançon; in welcher die Barbaren raubten, plünderten, mordeten und viele Grauſamkeiten verübten. In dieſer mißlichen Lage zog ſich der heilige Biſchof auf das Schloß zurück, welches ihm der Kaiſer Theodoſius geſchenkt hatte und wohin ſich viele Chriſten, um der Wuth der Vandalen zu entgehen, geflüchtet hatten; er tröſtete ſie, ſtärkte ſie im Glauben und begeiſterte ſie für denſelben Blut und Leben einzuſetzen. Hierauf eilte er unerſchrocken unter die wüthenden Horden und bekannte mit lauter Stimme Jeſus Chriſtus, den Erlöſer der Welt. Die Soldaten ſchlugen ihn, warfen ihn zu Boden und führten ihn zum Könige, der an ihn die Frage ſtellte: wer und woher er ſei. Der Heilige erwiederte: „Ich heiße Antidius und bin der Biſchof dieſer Stadt.“ Da Crocus dieſes vernommen hatte, gab er Befehl, den Biſchof grauſam zu zerfleiſchen und zu enthaupten. Als der Scharfrichter das Schwert zu ſeiner Hinrichtung ergriff, bat er ihn, einzuhalten, betete für ſeine Heerde, für die Erhaltung der Chriſten im wahren Glauben überhaupt, und wandte ſich darauf an den Henker mit den Worten: „Nun vollziehe, was dir aufgetragen iſt.“ Er litt den Martertod den 15. Brachmonat 411, an wel-

chem Tage sein Name im römischen Martyrologium verzeichnet ist; auch die Bollandisten enthalten am gleichen Tage seine Marterakten (T. V. Jonii, p. 39—48). — Nachdem Crocus in Besançon viel Blut vergossen hatte, überfiel er die Schweiz, drang in's Walliserland ein, ließ den heiligen Bischof Florentin mit seinem Diakon Hilarius gefangen nehmen und Beide zu St. Pierre des-Clages, zwei Stunden unterhalb Sitten, den 27. Herbstmonat enthaupten. Dieser heilige Bischof hatte von 397 bis 411 die Heerde geweidet und sein Andenken lebt im Segen fort. Die Gebeine des heiligen Antidius wurden im Jahr 1360 aufgefunden und ruhen zu Besançon in der Kirche des heiligen Paulus.

Antonia Humbeline Oehler, Aebtissin von Magdenau. Diese ausgezeichnete Frau wurde zu Balgach im Rheinthal den 14. Mai 1787 geboren, trat am 4. Mai 1817 in den Orden und wurde am 5. Brachmonat 1845 zur Aebtissin des Gotteshauses Magdenau erwählt. Sie regierte nur fünf Jahre und starb den 24. Weinmonat (nach v. Mülinen den 26.) 1850 in Folge einer langwierigen Krankheit gottselig im Herrn. Mit den Tugenden einer gottgeweihten Jungfrau verband die Verblichene einen klaren Verstand und eine mütterliche Milde, welche nicht nur der klösterlichen Anstalt, sondern auch einem weitern Kreise armer, rath- und hülfsbedürftiger Menschen zum Segen gereichten. Diese Anerkennung offenbarte sich durch die Theilnahme des Volkes aus der Umgegend des Klosters bei der am 30. Weinmonat stattgehabten feierlichen Beisetzung ihrer irdischen Ueberreste. Während ihrer Amtsführung wurde zur musterhaften Hebung der Landökonomie und zur baulichen Herstellung der Kloster- und anderer Gebäude Wesentliches geleistet und dabei gut gehaushaltet. Antonia Humbeline war die fünfundvierzigste Aebtissin des löblichen Gotteshauses Magdenau, das in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts vom Ritter Rudolph Glattburg gestiftet worden war. Die erste Aebtissin, Adelheid, welche im Jahre 1244 gewählt worden, hatte mit mehrern Schwestern ihre damalige Klause auf dem Brühl bei der Stadt St. Gallen, wo es den Klausnerinnen zu lebhaft geworden war, verlassen, um mehr abgeschieden von dem Getümmel der Welt in der Berg- und Waldgegend ob Flawyl nach den Regeln des heiligen Cistercienser-Ordens Gott zu dienen.

Dieſer Frauenverein erhielt aus den Töchtern der angeſehenſten Familien des Landes einen Zuwachs, ſo daß im Jahre 1363 die Anzahl der Ordensſchweſtern ohne Laienſchweſtern auf 50 adelige Fräulein geſtiegen war. Dermalen darf das Kloſter die geſetzlich beſtimmte Zahl von 28 Mitgliedern nicht überſteigen. Bei einem eintretenden Todfalle wartet immer wieder wenigſtens eine Novizin, ſo daß die Zahl ſtets fort ausgefüllt iſt. Zur Nachfolgerin der ſeligen Antonia Humbeline iſt am 19. Chriſtmonat 1850 Theodora Chriſtina Abt aus Bünzen, im Freienamt, gewählt worden, die im Sinne und Geiſte der Seligen regiert und das Kloſter beſtmöglich zu heben trachtet. (Vergl. Fiala, Fr., neuer Nekrolog der Deutſchen, 1850; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II. Seite 120.)

Apollinar Roy von Sigmaringen, Kapuziner. Die Herrſchaft Sigmaringen, jetzt eine preußiſche Provinz, liegt im Schwabenlande. Sie iſt von Bergen durchzogen', welche theilweiſe unfruchtbar ſind; doch hat ſie auch manche Thäler, in denen Getreide aller Art gedeiht und der Obſtbaum blüht. Die Bevölkerung nährt ſich vom Ackerbau und der Viehzucht. Der Hauptort des Ländchens iſt Sigmaringen, ein Städtchen von etwa 3000 Einwohnern. Es liegt an der Donau, welche das ſigmaringiſche Gebiet der Breite nach durchſtrömt, aber hier noch kein bedeutender Fluß iſt. Auf einem ſteilen Felſen an dieſem Fluſſe ſteht das Reſidenzſchloß, von dem aus man das allerdings nicht breite, aber romantiſche Thal überſieht. Unter der Regierung des Grafen Karl II. wurde dort unſer P. Apollinar, leiblicher Bruder des heiligen Fidelis (ſ. d. A. Bd. I. S. 186 ff.), geboren; er war der Sohn bemittelter und frommer Eltern, ſein Vater hieß Johann Roy, die Mutter Genovefa Roſenberger. In der Taufe erhielt er den Namen Georg und wurde frühzeitig in der Furcht Gottes herangebildet; leider verlor er bald ſeinen geliebten Vater, und die Erziehung der unmündigen Kinder ging auf die Mutter über, die ſie nach Kräften beſorgte. Georg wurde einige Zeit nach des Vaters Tode von ſeinen Taufpathen und Pflegern an die Hochſchule zu Freiburg im Breisgau gebracht, weil ſie glaubten, ſeine trefflichen Geiſtesgaben befähigen ihn für die Wahl eines höheren Berufes und müßten frühzeitig entwickelt und ausgebildet werden, wozu nur der Beſuch einer guten Hochſchule, wie Freiburg war, die Mittel an die Hand

bot. Er machte durch den Eifer, mit welchem er sich auf das Studium verlegte, durch seine guten Fortschritte und sein tadelloses Betragen seinem Vormünder und seiner Mutter viele Freude, und wurde bei seinem Besuche in der Ferienzeit mit großem Wohlwollen aufgenommen und belobt. Der jüngere Bruder, nämlich der heilige Fidelis, dem er viel von dem Leben an der Hochschule erzählte, äußerte ebenfalls Verlangen zum Besuche derselben und begleitete den geliebten Bruder über die Berge in die freundliche Musenstadt, die Königin des Breisgau's. Nachdem Georg in Freiburg Rhetorik studirt hatte, erklärte er den Seinigen, daß er mit Ueberlegung die Welt verlassen und sich in den Kapuziner-Orden begeben wolle. Freilich hätten sie ihn lieber bei sich behalten, indem sie große Hoffnungen zum Wohle ihres Hauses auf ihn setzten; wir finden jedoch nicht, daß sie seinem Entschluß Hindernisse in den Weg legten. Zu Altorf begann er unter dem Namen Frater Apollinar, welchen ihm sein Gewissensrath P. Angelus von Mailand (s. d. Art.), beilegte, das Probejahr, legte nach Vollendung desselben die heiligen Gelübde ab, studirte darauf Philosophie und Theologie und übte sich zugleich in den Werken der Frömmigkeit, des Gebetes, der Betrachtung, der Abtödtung und Selbstverläugnung. Als er Priester geworden, wurde ihm das Predigtamt übertragen, welches er zum Nutzen und Frommen des Volkes verwaltete; er suchte nicht sich selbst, sondern die Seelen, und predigte überall, wohin er kam, mit einer Salbung, welche die verhärtetsten Sünder zur Buße rührte. Der hohe Ruf ging ihm voran und die Gläubigen schaarten sich um die Kanzel, um ihn zu hören und sich zu erbauen. Der fromme Ordensmann war im Jahre 1622 im Kapuzinerkloster zu Konstanz, und stund dort bei dem Volke als ein ausgezeichneter Kanzelredner in hohem Ansehen. Am 24. April des genannten Jahres feierten die Jesuiten in dieser Stadt wegen der kurz zuvor stattgehabten Heiligsprechung zweier Mitglieder ihres Ordens, nämlich des hl. Ignatius und Franz Xaverius, ein großes Fest, an welchem unser Apollinar auf eine an ihn ergangene Einladung die Ehrenpredigt hielt. Es war gegen zehn Uhr Morgens, als er die Kanzel bestieg. Er hatte noch nicht lange geredet, als er in eine allgemein bemerkbare Verwirrung gerieth und einige Zeit mit halblauter Stimme nur unverständliche und unzusammenhängende Worte hervorbrachte.

Erſt allmälig konnte er wieder vernehmlich und geordnet ſprechen und die Predigt zu Ende führen. Nach dem Gottesdienſte erklärte er: „Ich bin mitten unter der Predigt von heftigen Schmerzen befallen worden, als ob mein Kopf von allen Seiten mit Stichen und Hieben verwundet würde, und ich glaubte, man martere mich zum Tode. So lange dieſe Schmerzen andauerten, war ich in einem derartigen Zuſtande der Bewußtloſigkeit, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich geredet habe.“ Nachher erfuhr er, daß genau um dieſelbe Zeit ſein heiliger Bruder Fidelis grauſam gemartert worden ſei. — Als ein Muſter der Tugend und Vollkommenheit ſtund Apollinar den Klöſtern vor, deren Oberer er geworden, und wurde vom Kapitel zum Definitor ernannt. Als Guardian und Definitor kam er nach Altorf, von wo aus er ſich in wichtigen Angelegenheiten der Provinz über die Furka ins Wallis begab. Nachdem er hier ſeine Sendung glücklich vollendet hatte, kehrte er auf dem nämlichen Wege nach Hauſe, fand dort bei ſeiner Rückkunft die Brüder faſt alle im Dienſte der Peſtkranken beſchäftigt und ſchloß ſich ihnen alſogleich an, um den Leidenden Troſt zu bringen. Er ging von Hauſe zu Hauſe, brachte leibliche und geiſtliche Hülfe, tröſtete die Sterbenden, pflegte mit eigener Hand die Kranken und gönnte ſich keine Ruhe, bis er ſelbſt von der Krankheit ergriffen wurde. Der Tod wühlte in ſeinen Eingeweiden, es ſetzten ſich innere Geſchwüre an, die ihn ſeiner Sprache gänzlich beraubten. Dieß machte ihm vielen Kummer, weil er ſeine Sünden nicht mehr beichten konnte. Zuverſichtlich hoffend, ſein Bruder ſei im Himmel, flehte er zu dieſem, er möchte ſich für ihn bei Gott verwenden, und ihm die Sprache nur auf ſo lange Zeit erhalten, um das heilige Bußſakrament empfangen zu können. Und ſiehe! kaum hatte er ſeine Bitte vorgetragen, erſchien ihm ſein heiliger Bruder, tröſtete ihn liebreich mit der Verſicherung, er werde nicht ohne Beicht ſterben. Als die Erſcheinung verſchwunden war, ſtrömte ihm das Blut aus Naſe und Mund und das Sprachvermögen ſtellte ſich wieder ein. Er erzählte das Vorgefallene, beichtete reuevoll und empfing die übrigen Sterbſakramente. Darauf wandte er ſich an die umſtehenden Brüder und ſagte: „Um drei Dinge habe ich den lieben Gott gebeten, und er hat mich erhört; erſtens, daß er mich in jenem Kloſter, in dem ich die Gelübde abgelegt, zu ſich rufe; zweitens, daß er mich an

einem Festtage der allerseligsten Jungfrau Mariens sterben lasse; drittens, als ich in die Definition gewählt wurde und die Verantwortlichkeit dieses Amtes erkannte, daß er mein Leben abkürze. | Heute erfüllt sich meine dreifache Bitte und Gott sei dafür Dank! Lebet wohl, meine Brüder!". Das waren seine letzten Worte; er schloß seine Augen und entschlief am Feste Maria Heimsuchnng 1629 selig im Herrn, erst 45 Jahre alt, von denen er 25 Jahre im seraphischen Orden zugebracht hatte. P. Apollinar war sehr gelehrt und hatte auf der Universität das Diplom eines „Magister artium" erlangt. Sein Porträt wird noch im Kapuzinerkloster von Altorf aufbewahrt. (Cf. Catalogus Defunct. Provinc. Helv.; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 529—531, Annal. Pror. Helv. etc.)

Attala, der heilige, zweiter Abt von Bobbio. Gleichwie die Pflanze, sobald sie dem Boden entkeimt, sorgfältiger Pflege bedarf, um sich gedeihlich zu entwickeln und zur Reife zu gelangen, so müssen auch die Keime der Tugend frühzeitig ins zarte Herz gelegt und emsig gepflegt werden, wenn sich daraus das christliche Leben entfalten und der Baum der Gerechtigkeit emporwachsen soll. Dieß beherzigten die Eltern des heiligen Attala's, die in Burgund Adel und Frömmigkeit von ihren Vorahnen geerbt hatten. Sie betrachteten ihren Sohn als ein Geschenk des Himmels und verwendeten bei Zeiten alle Kräfte auf dessen sorgfältige Erziehung. Als er zum Knaben herangewachsen und der wissenschaftlichen Bildung fähig war, übergaben ihn die Eltern dem heiligen Arigius, Bischof von Gap, der ihn zu einem vortrefflichen Jüngling heranbildete. Gänzlich der Welt entfremdet, verzichtete er auf ihre Freuden und trat in das Kloster Lerin, in welchem er sich einige Zeit aufhielt. Dort aber erkannte er, daß die Untergeordneten nicht nach der heiligen Regel lebten, darum verließ er das Kloster und begab sich nach Luxeuil, wo der heilige Columban wie ein helles Gestirn unter seinen Brüdern leuchtete. Das war der Mann, den er suchte; et trat sofort unter seine Leitung und blieb bis zu dessen Tode sein unzertrennlicher Gefährte. Als Columban aus Frankreich vertrieben wurde, folgte ihm Attala in die Schweiz und nach Deutschland und unterstützte ihn auf seinen apostolischen Reisen. Er wanderte mit ihm nach Bobbio und half ihm daselbst das neue Kloster einrichten. Columban schätzte

den heiligen Jünger und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Attala, den letzten Willen seines Meisters achtend, übernahm das Amt und drang besonders auf klösterliche Zucht und Ordnung. Dazu aber wollte sich ein Theil seiner Mönche nicht verstehen; sie murrten und klagten, er sei in seinen Forderungen zu strenge, wolle keine Freiheiten gestatten, und drohten sogar, das Kloster verlassen zu wollen. Nachdem er in Güte und Liebe alles Mögliche gethan, ohne etwas auszurichten, sah er sich gezwungen, die Ungehorsamen zu entlassen. Indessen hörte er nicht auf, für die Fortgegangenen zu beten, damit der Himmel ihr Herz mit dem Thau seiner Gnade erweichen und sie zur Rückkehr stimmen möchte. Sein Gebet ward erhört. Einige kehrten reumüthig um, leisteten dem heiligen Abt feierliche Abbitte und fügten sich nun gerne unter seine gottselige Leitung. Die Uebrigen verharrten in ihrer Halsstarrigkeit; aber die Strafe Gottes ereilte sie und sie gingen elend zu Grunde. Sein Jünger Jonas,[1]) Mönch seines Klosters, hat das Leben dieses heiligen Abtes beschrieben; er meldet von mehreren Wundern, die er noch zu Lebzeiten wirkte, und erzählt seinen seligen Hintritt, wie folgt: „Schon hatte ich neun Jahre im Kloster zugebracht, und wurde oft von meinen Eltern eingeladen, sie einmal zu besuchen; ich erhielt aber alle Mal, so oft ich diese Bitte stellte, abschlägige Antwort und hielt um diese Bewilligung nicht mehr an. Da sagte Attala einmal unerwartet zu mir: „„Mein Sohn! geh ohne Verzögerung Morgens auf Besuch deiner Mutter und deines Bruders, halte dich aber nicht lange auf und kehre geschwind zurück.““ Ich wollte den Besuch verschieben, weil die Witterung ungünstig

---

[1]) Die Verzeichnisse Irlands nennen unsern Jonas einen Schweden und einen Gefährten Columban's, jedoch ist diese Angabe, wie die Bollandisten beweisen (T. II. Martii, p. 42), unrichtig; er war in der Stadt Susa (Piemont) am Fuße des Mont Cenis geboren und Mönch in Bobbio. Er schrieb das Leben Columban's, Attala's, Eustasius' u. s. w., die ebenfalls unsern Schweizer-Heiligen angehören, und war ein sehr heiliger Mann (vir sanctissimus). Jonas war Sekretär des heiligen Attala und bekleidete dieses Amt auch unter dessen Nachfolger Bertulf, den er auf einer Reise nach Rom begleitete. Außerdem machte er mehrere andere Reisen und soll sogar nach Irland gekommen sein, vielleicht um für die Lebensbeschreibung des hl. Columban Notizen zu sammeln. Wahrscheinlich war er später Abt von Elnon und 665 noch am Leben.

war, wir hatten Hornung und sehr kalt. Der Abt fuhr fort: „„Beeile dich, die Reise anzutreten, denn du weißt nicht, ob du später diese unternehmen kannst.““ Zugleich gab er mir zwei Begleiter, den Priester Blidulf und den Diakon Hermewald, zwei religiöse und fromme Männer. Wir kamen glücklich nach Susa; meine Mutter hatte eine überaus große Freude, nach so langer Zeit mich wieder einmal zu sehen, und empfing uns mit Wohlwollen. Unser Aufenthalt war dort jedoch von kurzer Dauer. In der Nacht befiel mich ein heftiges Fieber und ich mußte rufen: „„Die Bitten des Gottesmannes drängen mich, daß ich nicht länger hier verweile; erfülle ich seinen Willen nicht, so werde ich hier sterben.““ Auf dieß sprach die Mutter: „„Es ist mir lieber, du seiest dort gesund, als hier todt.““ Es war eine lange Nacht und ich erwartete mit Sehnsucht das aufgehende Morgenroth. Eilends machte ich mich mit meinen Mitbrüdern auf und reiste ab, ohne etwas zu genießen; wir kamen glücklich zum Kloster und fanden unsern Vater fieberkrank und dem Tode nahe. Als er unser ansichtig wurde, freute er sich.“ — Seine Krankheit deutete auf baldiges Scheiden; er ließ sich auf seinem Bette aus der Zelle tragen, stund dann auf, nahm ein aufgestelltes Kreuz zur Hand, erinnerte sich des Triumphs des Kreuzes und vergoß einen Strom von Thränen: „Sei gegrüßt, du süßes Kreuz“, sprach er, „du hast das Heil der Welt getragen u. s. w.“ Darauf bat er die Brüder, sie möchten sich entfernen und ihn einige Minuten allein lassen; sie thaten, wie er ihnen befohlen, jedoch blieb der Mönch Blidemund heimlich zurück, um ihm im Nothfalle Hüfe zu leisten. Als sich Attala allein glaubte, pries er die Güte des Schöpfers und schaute gen Himmel, der sich über ihm öffnete. Er blieb einige Stunden verzückt und dankte dann dem Allmächtigen, daß er ihm das Reich der Herrlichkeit aufgeschlossen habe. Nun hieß er die Brüder wieder zu sich kommen, die ihn in seine Zelle brachten. Am Tage darauf nahm er Abschied von seinen Conventualen, ermahnte sie, auf dem begonnenen Heilswege eifrig voranzuschreiten, und tröstete Alle liebreich, worauf seine Seele sich zu Gott erhob, am 10. Mai 627. Wie im Leben, so verherrlichte ihn Gott auch nach dem Tode durch Wunderzeichen.

Auderik, Abt von Condat, im Juragebirge. Die Annalen preisen seine Selbstverläugnung und Demuth; er wollte

nicht gekannt sein und verbarg sich in der Wildniß, um einzig mit Gott Umgang zu pflegen. Während seiner Amtsführung trat Columban wie eine glänzende und Alles erwärmende Sonne, die mit ihren erquickenden Strahlen die lebendige und leblose Welt erfreut, in Luxeuil auf. Condat wurde seit dieser Zeit vergessen und die kirchlichen Annalen beschäftigten sich nur mehr mit dem Kloster Luxeuil. Das verdroß den gottseligen Auderik nicht, vielmehr freute er sich über den glücklichen Fortgang der Dinge. Lecaute setzt seinen Tod auf das Jahr 617. Abbe Migon nennt ihn „ehrwürdig", der Catalog des Klosters aber „heilig". (Annales Catholiques de Genève.)

Aurelia, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

Aymard, dritter Abt von Cluny. Aymard (Halmard nach Odilo, Eymard, Heymard und Hemard) war von niedriger Herkunft, aber desto erhabener an Demuth. Sein Geburtsjahr, sowie jenes seines Eintrittes in den Orden sind unbekannt. In der Abwesenheit des heiligen Abtes Odo (s. d. Art. Bd. II. S. 130 ff.) versah er gewöhnlich dessen Stelle. Als sich nach dem Hintritte desselben ins himmlische Leben der Convent anschickte, einen neuen Abt zu wählen, kam Aymard von Chevion (Cariniis) und trieb das Pferd, worauf er zu reiten pflegte, mit Fischen beladen vor sich her, eine Handlung der Demuth, welche die Väter sehr erbaute. Die versammelten Mönche, welche Aymards große Einfalt und strenge Ordnungsliebe kannten, wählten ihn gegen 941 zum Abte. Der Gewählte war wirklich zu diesem Amte berufen; denn er besaß die hiezu erforderlichen Tugenden und war wegen seines unbescholtenen Lebenswandels und seines schlichten Charakters bei Jedermann beliebt. Er verstand den zeitlichen Besitz des Klosters zu mehren und stellte dasselbe auf einen guten Fuß. Papst Agapet II. (946—956) war dem gottseligen Abt sehr gewogen, unterwarf Cluny unmittelbar dem hl. Stuhl, ertheilte dem Kloster die Vollmacht, seine Aebte frei wählen zu dürfen und untersagte den Fürsten, den geistlichen und weltlichen Mächten, sich in dieses Recht einzumischen und die Einkünfte desselben zu schmälern. Unter ihm mehrte sich auch die Zahl der Mönche; von seinem heiligen Rufe angezogen, strömten viele Jünglinge von höherem und anderem Stande zu ihm und verlangten, unter seiner Obhut zu leben. Er genoß ein so großes Zutrauen, daß sich selbst

Biſchöfe und andere Prälaten unter ſeine geiſtliche Leitung begaben. Die vielen Anſtrengungen ſchwächten ſeine Geſundheit, daß er ſogar das Augenlicht verlor. Es kam deßwegen keine Klage über ſeine Lippen, ſondern er ertrug ſeine Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld. Dabei vergaß er keineswegs für die Seinigen zu ſorgen und nahm ſich aller Orte an, die zur Congregation von Cluny gehörten. Nach reifer Ueberlegung, Berathung und Gebet verſammelte Aymard 948 ſeinen Convent mit allen zugewandten Orten, hielt eine ausgezeichnete Rede (iſt noch vorhanden bei Mabillon und Marrier, aber die Aechtheit derſelben iſt zu bezweifeln), entſagte ſeiner Würde und ſchlug den hl. Majolus (ſ. d. A. Bd. II.) zu ſeinem Nachfolger vor, wozu alle Anweſenden beiſtimmten. Von nun an bereitete ſich der blinde Mann auf die Ewigkeit vor, um jenſeits das Licht des Himmels ſchauen zu können. Der Herr nahm ihn bald nach ſeiner Abdankung zu ſich und er wurde zu Cluny in der Kloſterkirche beim Altar der allerſeligſten Jungfrau Maria begraben. Arnold Bion ſetzt unſern Aymard in dem Martyrologium der Benediktiner in die Zahl der Heiligen und fügt hinzu, daß ſein Feſt am 12. Herbſtmonat gefeiert werde. Mabillon bemerkt hingegen, er wolle dem Abt Aymard ſeine Heiligkeit nicht abſtreiten, jedoch getraue er ſich nicht, ihn als heilig zu bezeichnen, indem er von deſſen Wundern nichts auffinde; zudem ſei ſein Name in keinem alten Kalender der Abtei Cluny am 12. Herbſtmonat verzeichnet, ſondern ſein Feſt werde daſelbſt am 5. Weinmonat gefeiert. Die Bollandiſten gedenken dieſes gottſeligen Abtes am 12. Weinmonat und ſetzen ihn unter die Uebergangenen (inter Prætermissos). Aymard's Regierung war von kurzer Dauer, und Abbé Fleury bezweifelt, daß er das Kloſter Romainmotier beſucht habe. Dennoch verdient er in die Reihe der Schweizerheiligen eingereiht zu werden, ſowie überhaupt alle Heiligen jenes Gotteshauſes. „Der Pilger" (Jahrg. VI., Einſiedeln 1847) hat ſchon den erſten Abt, den ſeligen Berno, unter dem Titel: „Blumen aus dem Schweizerlande" unter dieſe aufgenommen, und mehrere Heilige „von Cluny" haben ſich zeitweiſe in den Schweizerklöſtern, die ihnen zugehörten, aufgehalten und dort ihr ſchönes Tugendbeiſpiel hinterlaſſen. Nebſt Romainmotier gehörten ſpäter unter Cluny Peterlingen, Baulmes, Rougemont, Rüggisberg, St. Peterinſel, Hettiswyl, Münchenwyler und St.

Alban in Baſel. Der Abt von Cluny war Generalabt dieſer Klöſter, deren Vorſteher deßwegen nur Prioren hießen (Cf. Mabillon, Acta SS. O. B. T. VII. p. 315—323; Marrier, Bibl. Clunioc, p. 269. 281 et 283.)

B.

Balthaſar Cavat, Jeſuit. Jakob Chriſtoph Blaarer von Wartenſee, Fürſtbiſchof von Baſel in Pruntrut (Dons Regintrudis), der große Herſteller aller geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten ſeiner Diöceſe, die durch die Reformation ſo bedeutend erſchüttert worden waren, hatte die Schulden ſeiner Vorgänger bezahlt, ohne die Steuern zu vermehren, und mit den ſieben katholiſchen Kantonen in Lucern (1579) einen Bund geſchloſſen, der in Pruntrut 1580 öffentlich beſchworen wurde; er hatte ferner die kirchliche Zucht bei ſeinem Klerus durch die Synodalſtatuten von Delsberg (1581) wieder eingeführt und viel Nützliches gefördert. Dieſer große Kirchenfürſt hatte ſich aber namentlich auch beſtrebt, tauglichere Geiſtliche in ſeiner Diöceſe heranzubilden, die den Fortſchritten der Reformation in ſeinem Sprengel den wirkſamſten Einhalt thun ſollten. Papſt Gregor XIII. hatte ihn 1578 eingeladen, ein Prieſterſeminar zu gründen. Hierauf ſchrieb Biſchof Blaarer am 12. Juli 1590 an den Jeſuiten-General nach Rom, an den päpſtlichen Geſchäftsträger in Lucern und an den Jeſuiten-Provinzial in Ingolſtadt und verlangte ſechs Väter der Geſellſchaft Jeſu. Der eigentliche Stiftungsakt erfolgte am 9. Mai 1591, und Papſt Clemens VIII. beſtätigte laut Bulle vom 29. April 1593 die zwiſchen dem Biſchof und den Jeſuiten geſchloſſene Uebereinkunft. Am 11. Weinmonat 1591 eröffneten die Väter ihre Schulen und noch bei Lebzeiten Blaarer's wirkten die Jeſuiten auf der Kanzel, im Beichtſtuhle, am Krankenbette, in den Schulen u. ſ. w. viel Gutes. Unter dieſen nennen wir Balthaſar Cavat, geboren 1561 zu Echelles in Savoyen, ſüdweſtlich von Chambery an

der französischen Grenze, der gegen 1580 in den Jesuitenorden trat, zuerst in Ingolstadt lehrte, dann 1603 ans Collegium von Pruntrut befördert wurde. Der greise Bischof schätzte den frommen und gelehrten Mann sehr, zog ihn öfters zu Rath und hätte gewünscht, denselben bis an sein Lebensende in der Nähe zu haben; allein nach drei Jahren sandten ihn seine Obern nach Freiburg, wo er zwei Jahre verblieb. P. Cavat war ein vortrefflicher Kanzelredner, hatte die Gabe, die Menschen zu belehren, zu rühren und die Gefallenen aufzurichten und war ein würdiger Apostel der damaligen Zeit. Als apostolischer Missionär wurde er mit P. Pontan ins Wallis gesandt, wo er mit rastloser Thätigkeit als Prediger, Beichtvater und Rathgeber wirkte. Ueberall, wo er hinkam, wirkte er Gutes und die dortigen Einwohner wurden besonders durch seinen bescheidenen, frommen Wandel angezogen. Doch sollte er seine Tage nicht im Rhonethal beschließen, da ihm von seinen Obern ein weiterer Wirkungskreis beschieden war. Der Befehl derselben rief ihn abermals nach Pruntrut, wo er den Lehrstuhl der höhern Wissenschaften einnahm. Sechs Jahre lang lehrte er Philosophie und dreizehn Jahre Moraltheologie. Seine freien Stunden widmete er den Wissenschaften und verfaßte mehrere theologische Schriften. Auch zeigte er sich besonders thätig in der Seelsorge, predigte dreißig Jahre an der Stadtpfarrkirche in Pruntrut, wodurch er dort sehr heilsam wirkte, und war unermüdlich im Beichtstuhle. Im Jahre 1634 entvölkerte ein schreckliches Sterben die Thäler des Jura, kehrte fast in allen Häusern ein und forderte schonungslos viele Opfer. P. Cavat, schon ein Greis von 74 Jahren, eilte von Haus zu Haus, brachte den Kranken Hülfe und Trost in ihre Wohnungen, spendete ihnen die heiligen Sakramente und bereitete sie auf die Reise in die Ewigkeit. Endlich ergriff auch ihn die Pest und er sank fromm und gottergeben am 19. Herbstmonat ins Grab. Er hatte 54 Jahre das Ordenskleid getragen und war eine wahre Zierde desselben gewesen. Außer ihm gab es noch andere berühmte Jesuiten in Pruntrut, welche dort viel Gutes stifteten. Herr Trouillat, der berühmte Verfasser des Werkes: „Monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle", hat die Geschichte der merkwürdigsten Männer zusammengetragen und selbe Herrn von Mülinen übersendet, der sie seiner Helvetia S. einreihte. In dieser kommen nebst Bal-

thasar Cavat vor: Claudius Sudan de Broc bei Boll, Georg Gobat von Chalmis, Jost Amrhyn von Lucern, Nikolaus Choulat von Pruntrut, Michael Genoud von Chatel-St-Denys, Jakob von Grandvillers, Ludwig von Ligertz, Joseph Billeux von St. Ursitz und Franz Humbert von Voisard von Pruntrut. Die Väter der Gesellschaft Jesu hatten viele Jahre hindurch in Pruntrut und der Umgebung Großes geleistet, da erfolgte die Aufhebung des Ordens durch die Bulle vom 21. Heumonat 1773 und am 13. Weinmonat desselben Jahres die Auflösung des Collegiums von Pruntrut. Die Domänen desselben wurden mit den Besitzungen des Bischofs vereinigt, die Mehrzahl der Väter Jesu als Weltpriester und Professoren am Collegium belassen und die Wiedereinrichtung des letztern durch den damaligen Fürstbischof Simon Nikolaus Eusebius, Graf von Frohberg, einen in den Wissenschaften wohlbewanderten Mann, vollzogen. Zur Zeit der französischen Revolution wurde Pruntrut Frankreich einverleibt; später kam es an Bern und so vermochten die Jesuiten nach der Herstellung ihres Ordens nicht mehr zum Besitze ihres Collegiums zu gelangen. Ebenso wurden die Capuziner, als Pruntrut französisch wurde, vertrieben.

Barbara, Nonnen von Töß. Wie im Weichbilde der Stadt Dießenhofen, hatten sich südwestlich von Winterthur in der alten Grafschaft Kyburg auf einer vorstehenden Ebene, welche die rauschende Töß umfließt, fromme Schwestern zum gemeinsamen Leben eingefunden und ein Schwesternhaus „in der Wyden oder an der Tößbruggen" gegründet, in dessen Nähe sie nachmals das Kloster Töß bauten, welches den Ruf einer berühmten Pflanzschule des geistlichen Lebens lange bewahrte. Unter dem Namen Barbara zeichneten sich vorzüglich folgende aus:

1) Barbara von Schalchen, Laienschwester. Schon in frühester Jugend ward Barbara ins Kloster gebracht, wo sie bis an das Ende ihres Lebens verblieb. Sie befliß sich, in der Küche getreulich zu dienen und mahnte auch ihre Nebenköchinnen zu beständiger Achtsamkeit. Wenn es ihr die Zeit gestattete, so ging sie in den Speisesaal, wenn man zu Tische las, und hörte der Lesung zu. Bei ihrer vielen Arbeit betete sie dennoch recht fleißig und weinte dabei oft so reichlich, als ob sie im Chore sich eingefunden hätte. Sie geißelte oft ihren

Leib, hielt die Faſten nach der Regel bis an ihren Tod und verſagte ſich über dreißig Jahre, auch wenn ſie brennenden Durſt litt, jeglichen Trank. Einſt begab ſie ſich, vom Durſte geplagt, an ihr Gebet und ſchlief unter demſelben ein. Da ſchien es ihr, ein glänzender Krug ſei vor ſie hingeſtellt, mit dem klarſten Brunnenwaſſer gefüllt, und eine ſüße Stimme ſprach zu ihr: „Nimm von dem Waſſer, das aus meinem Herzen fließt!“ Darauf trank ſie, und als ſie erwachte, war ihr Durſt gänzlich gelöſcht.

2) Barbara von Liebenberg war Wittwe, als ſie in das Kloſter Töß kam (ſ. d. A. Bd. I., S. 67 ff.); ſie weilte noch 30 Jahre lang mit den erſten Schweſtern bei der Brücke in einem Häuslein, bis die Frauen das Kloſter beziehen konnten. Sie übte alle Tugenden eines ſtrengen Lebens, welche die Frauen beobachteten; ſie hatte die Gabe der Thränen erhalten und war erfüllt vom Ueberfluſſe des göttlichen Troſtes. In dieſem Seelenzuſtande genoß ſie wenig irdiſche Speiſe, ſondern verlangte nur nach geiſtlicher, nämlich nach größerer Erkenntniß Gottes. Einſt wurde ſie in einem Geſichte auf ein anmuthiges Feld geführt, wo ſich viele Menſchen fröhlich ergingen. Viele ſchöne, wie Gold ſchimmernde Blumen zierten dasſelbe und ein wohlriechender klarer Brunn, deſſen dreifache Quelle ſtets in ſich ſelbſt zurückfloß, ſprudelte aus ihm hervor. Sein Waſſer war unausſprechlich ſüß und gerne wäre ſie dort geblieben, doch wurde ihr bedeutet: „Du mußt vorher noch Vieles leiden!“ Dieſes Geſicht hatte ſie ſo getröſtet, daß ſie wohl vier Wochen lang wenig Speiſe genoß.

3) Barbara von Sur. In kranken Tagen wurden die Schweſtern von Töß ärztlich behandelt und beſtens gepflegt. Barbara von Sur lag zwar im Krankenbette; der berufene Arzt aber erkannte bald, daß ſie keine leibliche Krankheit habe, und erklärte, ihr Herz ſei von einer übermäßigen Liebe ergriffen und mit einer Sehnſucht nach Etwas erfüllt, was über alle Kräfte gehe und ihre Auflöſung herbeiführen könnte. Und in der That konnte ſie ſagen: „Ich bin krank in der Liebe meines Herrn Jeſu Chriſti mit willigen Schmerzen.“ Sie hatte ſtets ein liebevolles Herz, und ihre Worte und ihr Wandel beurkundeten vollkommen, daß ſie von der göttlichen Liebe entzündet war. Sie wollte keinen andern Troſt, denn der Herr hatte ſie

ſo an ſich gezogen, daß fremder Troſt ihr rauh und hart ſchien. Wenn ihr etwas widerfuhr, was ſie betrübte, klagte ſie es Niemanden, als nur ihrem lieben Bräutigam, der ſie wunderbar tröſtete. Bereitwillig that ſie Alles, was ihr der Orden vorſchrieb, und trug mit leichtem Muthe ſchwere Bürden. Sie war ſtets wohlgemuth und ging einher, als wollte ſie fliegen. Mit leichtem Schritte eilte ſie dem Chore zu und ſchien auf ihrem Gange dahin den Boden nicht zu betreten. Mit welcher Süßigkeit Gott in ihr wirkte, iſt nicht auszuſprechen, denn ihr Leben war ganz aufgelöst in freudiger Liebe. Zuweilen weinte ſie herzlich und zwar aus keinem andern Grunde, als aus feuriger Sehnſucht nach Gott. Sie ſagte auch einer Schweſter: „Es verdrießt mich ſehr, daß mir die Zeit dazu mangelt," und fuhr fort: „Liebe Gott und diene ihm mit Ernſt, denn wiſſe, daß ein Menſch mit Liebe und Ernſt in einem Jahre Gott ſo nahe kommen kann, daß ihm Gott dafür einen Lohn verleiht, wofür er ſonſt dreißig Jahre länger leben und das Angeſicht Gottes entbehren müßte." Vor ihrem Tode lag ſie anderthalb Jahre krank darnieder, war aber dabei ganz fröhlich, redete gar ſüß von Gott und ihr Antlitz glühte wie eine Roſe. Sie ſehnte ſich nach dem Tode. Nun lag zur gleichen Zeit eine andere Schweſter im Sterben, da klagte Barbara herzlich und ſprach: „Soll ich weinen, daß Schweſter Sebach vor mir ins Himmelreich will?" In ihrer Krankheit führte man einen Arzt zu ihr, welcher erklärte, ſie habe keine Krankheit, aber ihr Herz ſei von einer Liebe und Sehnſucht nach Etwas ergriffen, was ihrem Leben ein Ende machen werde. Mit Recht konnte ſie ſagen: „Ich bin krank von der Liebe meines Herrn Jeſu Chriſti mit willigen Schmerzen." Als die Stunde ihrer Auflöſung nahte, empfand ſie keinen Schmerz und verſchied lächelnd. Sie zählte nicht mehr als dreißig Jahre, als ſie ſtarb, und hatte ihre Jugend in brennender Gottesliebe verzehrt.

4) Barbara von Lütisbach. Die Frauen von Töß verehrten zärtlich die himmliſche Gnadenmutter und riefen ſie vor allen Heiligen an. Um von ihr dieſe oder jene Gnade zu erwirken, verrichteten ſie an beſtimmten Tagen eine Anzahl „Ave Maria", oft fünfzig, oft dreimal ſo viel, was ſie einen Pſalter nannten. Dieſe „Ave" beteten ſie in der Weiſe des Roſenkranzes und betrachteten dabei die Geheimniſſe des Lebens, des Leidens

und der Verherrlichung unſeres Herrn. Unter den Dienerinnen der ſeligſten Jungfrau zeichnete ſich beſonders Schweſter Barbara von Lütisbach aus, welche alle Tage zu Ehren Mariens fünfzig „Ave Maria“ betete. Unſere liebe Frau wollte ihr zur Belohnung zeigen, wie angenehm ihr dieſer Dienſt ſei; denn als Barbara im Krankenhauſe zu Bette lag, erſchien ſie ihr in einem ſchneeweißen Gewande und ſetzte ſich zu ihr neben das Bett. „Wer biſt du?“ ſprach Barbara ganz verwundert. Die Königin des Himmels gab ſich ihr zu erkennen und ſagte huldvoll: „Ich bin deine Mutter vom Himmel, die du ſo oft geehrt haſt, und dieſes weiße Kleid haſt du mir mit dem engliſchen Gruße gewoben, den du oft mit Andacht ſpracheſt.“ Dieſe Worte erfüllten ihr Herz mit Wonne. „Die zarten Formen jungfräulicher Innigkeit“, ſagt Herr Domdekan Greith, „in welche die Andacht der Schweſtern ſo oft ſich kleidete, können nur von Jenen verſtanden werden, die ſich in die Tiefe jener gemüthreichen Zeit zurückzuſetzen wiſſen, unter deren Sonne und Klima dieſe Pflanzen ausgebildet wurden.“

5) Barbara von Winterthur war der lateiniſchen Sprache kundig und ertheilte den Schweſtern darin Unterricht. Ihrer ſchönen Fähigkeiten wegen wurde ſie zur Subpriorin befördert (ſ. d. A. Bd. I. S. 68) und beaufſichtigte im Arbeitshauſe die Schweſtern. Wer anderswohin gehen wollte, mußte mit dem Benedicite bei der Subpriorin um Erlaubniß fragen. „Benedicite heißt wohlreden“, ſagte einmal Barbara zu einer Schweſter, „darum mußt du nur von guten Dingen reden, und haſt du dein Geſchäft gethan, ſo kehre ſogleich wieder an deine Arbeit zurück.“ Sie gehörte zu den alten Schweſtern, führte ein ſtrenges Leben, hielt ſtets die Ordensſatzungen und die vorgeſchriebenen Faſten; und wiewohl man damals, in der erſten Zeit des Kloſters, nur zweimal in der Woche Wein zum Mittagsmahle gab, entzog ſie ihn doch ihrem alten Leibe, und doch konnte man nie bemerken, daß ſie ein einziges Mal im Krankenhauſe geweſen war. Gewöhnlich las ſie täglich nach der Mette noch einen Pſalter, und weil ſie die gewöhnliche Disziplin nicht für genügend hielt, züchtigte ſie ſich noch beſonders im Geheimen. — Weil die Bilder und Geſtalten der ſinnlichen Welt durch das Auge unaufhörlich in die Seele eindringen und reinigend oder befleckend auf ſie wirken, ſo wurde deßwegen auf die Bezäh-

mung der Augen in der Schule der Beſchaulichkeit die größte Wichtigkeit gelegt. Schweſter Barbara hatte es in dieſer Uebung ſo weit gebracht, daß ſie ſich beſtändig im Innern des Kloſters aufhielt und nie mehr in den Garten zu den gemeinſamen Erholungen ging. Bei trübem wie bei heiterem Wetter blieb ſie ſtets in ſich gekehrt, und wenn im Frühlinge die Bäume auch noch ſo ſchön blühten, konnte man nie bemerken, daß ſie ihre Augen darauf gerichtet hätte. Barbara wurde beſtellt, die Fremden im Sprachzimmer zu empfangen und mit ihnen ihre Angelegenheiten zu ſchlichten, eine Aufgabe, die ihr ſehr ſchwer fiel. Ihr Wunſch war, das Amt der Subpriorin niederzulegen und in den Ruheſtand verſetzt zu werden; doch ging ihr der Gehorſam über Alles, und um ſich ſtets zu erinnern, wie angenehm der Gehorſam Gott ſei, heftete ſie an ihren Aermel einen Zettel, darauf geſchrieben ſtund: „So viel der Menſch ſeinen eigenen Willen verläßt, ſo viel und nicht mehr nimmt er im vollkommenen Leben zu.“ Schweſter Barbara betete alle Jahre zu Ehren des hl. Propheten Davids das Pſalterium, um von ihm einen ſanften Tod zu erflehen. Ihre Bitte wurde erhört; ſie ſtarb ſanft und noch im Tode lächelnd. (Vergl. Greith C., Domdekan in St. Gallen, die deutſche Myſtik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau 1861.)

Barbara Gründer, Nonne von Luzern. Unter den frommen und gottſeligen Seelen, welche vom Himmel mit ganz beſondern Gnaden erfüllt waren, und der Welt das ſchöne Schauſpiel heldenmüthiger Selbſtüberwindung darboten, glänzte in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts Barbara Gründer, gebürtig aus Emmen bei Luzern. Sie fühlte ſchon in ihrer frühſten Jugend einen unwiderſtehlichen Drang zum klöſterlichen Leben und fand keine Freude an der Welt und ihren Eitelkeiten. Als ſie zur blühenden Jungfrau herangewachſen war, ließ ſie ſich in den Kloſterverband zu St. Anna im Bruch aufnehmen und brachte daſelbſt im Jahre 1591 dem Himmel ihre Gelübde dar. Sie befliß ſich ſtets eines gottſeligen Lebens und Wandels und leuchtete unter ihren Mitſchweſtern durch wunderbare heilige Einfalt und Aufrichtigkeit hervor. Ihr Gebet, welches ſie mit brennendem Eifer und lebendigem Glauben verrichtete, fand ſtets beim Vater der Erbarmung Erhörung; wer immer ſich in ihr Gebet empfahl, ſchied getröſtet von ihr. Geiſt-

liche und weltliche Herren, wie auch das gemeine Volk nahmen in ihren Anliegen, Müheſeligkeiten und Drangſalen Zuflucht zu ihr, und ſie half Allen, die ſich vertrauensvoll an ſie gewendet hatten. Nebſtdem hatte die Schweſter Barbara die beſondere Gabe, den Beruf, der ins Kloſter tretenden Töchter zu erkennen und ſagte gewöhnlich voraus: Dieſe hat den Beruf und bleibt; jene aber wird nicht ausharren, ſondern davongehen. Solche Vorausſagungen, die ſich ſtets erwahrten, erleichterten der Novizenmeiſterin und dem Convente die Leitung und Aufnahme in den Orden, was dann wieder zur Folge hatte, daß in jener Zeit nur tüchtige und fromme Perſonen in dem Kloſter Aufnahme fanden. Barbara war eine ausgezeichnete Ordensperſon und diente allen Schweſtern, vorzüglich den neu Eintretenden zum Vorbilde. Im Jahre 1657 wurde ſie von einer ſchweren Krankheit befallen; ihre bevorſtehende Auflöſung ahnend, empfing ſie die heiligen Sterbſakramente, ſchaute mit heiterem Blicke nach Oben und gelangte den 8. Chriſtmonat 1657 glücklich in den Ort der ewigen Ruhe. (Kloſterarchiv von St. Anna im Bruch, mst.)

Barbara Roten, Nonne von Collombey (Wallis). Mit Recht bedauern die Annalen dieſes Kloſters, daß gegen 80 Jahre von deſſen Entſtehung an über das Leben und Wirken der frommen Schweſtern, die daſſelbe bevölkerten, nichts aufgezeichnet wurde. Gewiß blühte manche liebliche Blume verborgen und der Welt unbekannt in dieſem ſtillen Garten Gottes; denn das Beiſpiel der gottſeligen Bartholomäa de Vanthéry, erſten Vorſteherin daſelbſt, und ihrer Schweſter Petronilla (geſtorben den 27. Auguſt 1651) war nicht fruchtlos geblieben, ſondern verwandelte dieſe einſamen Hallen in eine Pflanzſchule chriſtlicher Tugend und Vollkommenheit und fand würdige Nachahmung. Es iſt daher billig und löblich, daß wir einige Nonnen der Vergeſſenheit entziehen, deren Tugendglanz nicht nur auf das Kloſter wohlthätig zurückſtrahlt, ſondern auch den Familien, denen ſie angehören, zur Ehre und zur Zierde gereicht. Als eine wahre Zierde deſſelben nennen wir Barbara Roten, Nichte des Landammanns J. Chriſtian Roten. Sie trat den 29. Heumonat 1684 mit dem Vorhaben in's Kloſter, daſelbſt ihre Tage Gott allein in ſtiller Abgeſchiedenheit zu weihen. Die Kloſterannalen ſpenden ihr das ſchöne Lob: „Sie kam zu uns,

die evangeliſche Vollkommenheit zu ſuchen, brachte ſie aber ſchon mit ſich; denn ſchon vor ihrem Eintritt war ſie ein Muſter der Frömmigkeit, die ſie bis in das Grab bewahrte." Barbara ſchätzte die Jungfräulichkeit ſehr hoch, über alle Schätze der Welt, und bewahrte ſie ſtets unverletzt, ſo daß ihr Beichtvater ihr das ſchöne Zeugniß geben durfte, ſie habe die Unſchuld, die ſie in der Taufe erhalten, ſtets makellos bewahrt. Sie begleitete ihren Onkel, Herrn Landammann J. Chriſtian Roten, als er im Jahr 1682 als Landvogt nach Monthey kam, auf ſeinen Platz, und erregte allgemeine Bewunderung und zog Aller Augen auf ſich; denn ſie war ein Fräulein von einnehmender Schönheit und von der Natur mit den herrlichſten Anlagen des Geiſtes und des Gemüthes geſchmückt. Alle dieſe Vorzüge hatten jedoch für ſie keinen Werth; indem ſie nur zu gut die Eitelkeit alles Irdiſchen erkannte und ſich nach der Einſamkeit hingezogen fühlte, um in ihr das Himmliſche zu ſuchen. Sie betete täglich den heiligen Roſenkranz und zog ſich unterhalb des Schloſſes in den Wald zurück, um fern von aller Zerſtreuung mit Maria ſich in kindlichem Geſpräch zu unterhalten. Dort ſchien ſie die Welt und die Umgebung gänzlich zu vergeſſen; dort ſah man ſie öfter, den Blick zum Himmel gerichtet, und das Angeſicht verklärt unbeweglich daſtehen, und glaubwürdige Zeugen verſichern, während dieſes Zuſtandes eine weiße Taube ober ihrem Haupte ſchweben geſehen zu haben. Im Kloſter verſah ſie das Amt einer Krankenwärterin, ſtund mit unbeſchreiblichem Eifer und edler Selbſtaufopferung den leidenden Schweſtern zur Seite und brachte ihnen leibliche und geiſtliche Hülfe. Der böſe Feind konnte ihr nichts anhaben, ſie trat ſiegreich über den Kopf der alten Schlange. Als eines Tages ein Beſeſſener zum Kloſter kam und ſeinen elenden Zuſtand zu erkennen gab, ging ihm Schweſter Barbara entgegen; bei ihrem Anblicke gerieth der arme Menſch in ſo heftige Zuckungen, daß er unter abſcheulichen Geſichtsverzerrungen heulte und vor Wuth ſchäumte. Von tiefem Mitleid gegen den armen Mann ergriffen, nahm ſie ein Kreuz, das ſich in der Kapelle vorfand, in die Hand, legte ihm daſſelbe, auf Gottes Hülfe bauend, auf das Haupt, und er ging geheilt, Gott lobend und dankend, von dannen. Barbara war auch eine gewiſſenhafte Beobachterin der evangeliſchen Regel und machte es ſich zur beſondern Pflicht, ihren Mitſchweſtern

mit gutem Beispiele vorzuleuchten. Fünfzig Jahre glänzte sie wie ein heller Tugendstern in den Klostermauern von Collombey und war ein Engel des Trostes für ihre Genossinnen, die sie eben so zärtlich liebte, als ihr Kloster. Es schmerzte sie tief, als man im Jahre 1734 von ihrem Gotteshause eine bedeutende Geldsteuer forderte, die früher niemals bezahlt worden war; denn sie sah wohl ein, daß diese gewaltsame Forderung das Kloster in die größte Noth versetzen und den gänzlichen Sturz desselben herbeiführen müßte. Die zartfühlende Nonne trauerte über die bedenkliche Lage und sprach zu ihren Mitschwestern: „Die Welt ist mir zum Ekel geworden und die Auflösung unseres Gotteshauses würde mir das Herz brechen, darum ist mir der Tod erwünscht." Gott erhörte das Gebet der frommen Dulderin und nahm sie den 23. Heumonat 1735 zu sich. Sie hatte an genanntem Tage noch mit ihren Mitschwestern das Nachtgebet im Chor verrichtet und wurde beim Herausgehen vom Schlage getroffen. Im nämlichen Augenblicke sah Herr Johann Ludwig Favre von Val d'Illinz, ehemaliger Gewissensrath der Seligen, ihre Seele sich gen Himmel schwingen. Als man ihm am folgenden Tage die Kunde ihres Hinscheidens hinterbringen wollte, sprach er: „Ihr berichtet mir nichts Neues; ich wußte schon, daß die Schwester Barbara Roten um jene Stunde gestorben ist." Er hatte Stunde und Minute bezeichnet und Alles traf genau zusammen. Die Annalen von Collombey enden den Nekrolog der Schwester Barbara mit den Worten: „Gott gebe uns die Gnade, ihre Tugenden nachzuahmen, auf daß wir einst mit ihr im Lande seliger Ruhe uns erfreuen können! Möge ihr Andenken stets unter uns fortleben, so lange dies Gotteshaus besteht!" (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Barbara Schillinger, Ursulinerin von Luzern. Die Ursulinerinnen waren von Pruntrut nach Freiburg gekommen und verbreiteten da sowohl durch ihren erbaulichen Wandel, als durch ihre Thätigkeit in den weiblichen Schulen viel Gutes und reichlichen Segen. Der hochwürdige Bischof von Lausanne, Jost Knab, sah dem thätigen Wirken dieser frommen Töchter zu, hörte von allen Seiten über sie nur günstige Berichte und faßte den Entschluß, dieselben auch nach Luzern zu verpflanzen. Selbst ein geborner Luzerner, war er früher Stiftspropst daselbst, wurde 1652 von Papst Innocenz X. zum Bischofe

von Lauſanne ernannt und blieb als ſolcher ſeiner Vaterſtadt beſonders zugethan. Indem er nun ſein Vorhaben durchzuführen gedachte, ſandte er einige Töchter von Freiburg nach Luzern und folgte ihnen ſelbſt dahin; hier aber ereilte ihn den 24. Weinmonat 1658 der Tod, bevor er ſeinen Plan verwirklicht ſah. Mit ſeinem Hinſcheiden änderten ſich die Umſtände und das begonnene fromme Werk ſchien gänzlich aufzuhören; die allwaltende Vorſehung aber bediente ſich einer Perſon, durch welche dieſes zu Stande kommen ſollte. Die Gefeierte heißt Barbara oder Anna Barbara Schillinger, im Jahre 1626 in Luzern von armen, aber rechtſchaffenen Eltern geboren. Sie war von Jugend auf eine dem Himmel angehörige Tochter und wünſchte nichts ſehnlicher, als in einem Kloſter ihre Tage beſchließen zu können. Weil ſie unbemittelt war, ſtund ihr der Zutritt zu jedem Frauenſtift nicht offen; allein ſie baute auf Gottes weiſe Leitung und verlor deßwegen ihren Muth nicht. Der neue aufblühende Orden der Urſulinerinnen, der ſich der Jugend ihres Geſchlechtes widmete, gefiel ihr beſonders; ſie begab ſich nach Freiburg und hielt dort um Aufnahme an, die ihr jedoch verweigert wurde. In ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, fand ſie Gutthäter, die ſie in einem andern Kloſter ausſteuern wollten; ſie verharrte jedoch bei ihrem erſten Entſchluſſe, nämlich Urſulinerin zu werden. Um den Zweck des ſeligen Biſchofs zu erreichen, in deſſen Pläne ſie eingeweiht war, trat ſie mit einigen frommen Perſonen in Verbindung und ſchloß mit Anna Schürmann, Jakobäa und Anna Maria Arnold innige Freundſchaft. Dieſe vier Töchter pflogen mit einander Rath, entſchloſſen ſich, in einem Hauſe zuſammenzuwohnen und den Mädchen der Stadt Unterricht zu geben. Auf dieſe Weiſe hofften ſie den Stadtrath zu bewegen und dahin zu ſtimmen, daß er zwei Urſulinerinnen von Freiburg kommen laſſen werde. Als Barbara Schillinger am Feſte des heiligen Mauritius 1659 in dem alten Kirchlein beim Leuengraben (ſpäter gebrauchten dieſes die Urſulinerinnen, dann der Nuntius, und nun iſt es in den Händen der Proteſtanten) die heilige Meſſe anhörte und aus der Hand des gottſeligen und ſeeleneifrigen Kaſpar Kaufmann, Kaplans im Hof, die heilige Kommunion empfing, wurde ihre Seele mit himmliſcher Wonne erfüllt, in welcher ſie die Aufnahme der Urſulinerinnen in dieſer Stadt durch die Vermittelung der wohledlen Dame Anna Maria von

Sonnenberg erkannte. Fest überzeugt, der Himmel werde ihre Bestrebungen mit einem glücklichen Erfolg krönen, verband sie sich mit der Jungfrau Elisabeth Müller, gewann ihr Herz für den Ordensstand (sie trat später als Laienschwester ein) und diese betrieb die Sache ebenfalls mit Eifer; sie begab sich zu den hohen Damen Anna Maria von Sonnenberg, Susanna Amrhyn und Anna Meyer, bat sie inständig, sie möchten sich für die Einführung der Töchter der heiligen Ursula in dieser Stadt verwenden und ihre Männer dafür bestimmen. Die genannten Frauen sagten ihre Beihülfe zu, besprachen sich mit Herrn Kaplan Kaufmann und dem bischöflichen Kommissarius, Wilhelm Pfyffer, der den gefaßten Plan dem päpstlichen Geschäftsträger Friedrich Borromäus mittheilte. Alle hießen das Unternehmen gut, und versprachen zu diesem gottseligen Werke das Ihrige beizutragen. Indessen nahm Barbara Schillinger noch ihren Beichtvater, den gelehrten Jesuiten P. Kaspar Schieß in Anspruch, der in Ansehen stund und dessen Wort Gewicht in die Wagschale legte; auch Anna Müller blieb nicht müßig, und so brachten es die zwei frommen Töchter dahin, daß am 28. und 29. Wintermonat 1659 der kleinere und größere Stadtrath die Annahme der Ursulinerinnen als Lehrschwestern in Luzern beschlossen. Mit Bewilligung der nämlichen Behörde sandte sofort Herr Kaplan Kaufmann einen Boten zu den Ursulinerinnen nach Freiburg; diese bestimmten sechs Schwestern zur Uebersiedlung nach Luzern, welche den 20. Christmonat in Begleitung eines Priesters und eines weltlichen Herrn sammt einem Diener zu Pferd in dem katholischen Vororte anlangten. Der Zug bewegte sich zu dem alten Kirchlein, um dem Himmel an dem Orte zu danken, wo die fromme Barbara ihre Sendung von Oben erhalten hatte, die Einführung der Ursulinerinnen in Luzern zu betreiben. Bald meldeten sich mehrere Töchter zur Aufnahme; aber Herr Kaplan Kaufmann sagte zu den frommen Frauen: „Ueberreichen Sie den ersten Schleier Jener, der Sie die Aufnahme in dieser Stadt zu verdanken haben.“ Und wer war diese? Eben unsere Barbara, die am 1. Mai 1660 in der St. Peterskapelle feierlich eingekleidet wurde. Herr Kaplan Kaufmann war ihr geistlicher, und Herr Alphons von Sonnenberg ihr weltlicher Vater; der Jesuit P. Sebastian von Grammont hielt eine salbungsvolle, der Feierlichkeit anpassende Rede; der Nun-

tius Friedrich Borromäus las die heilige Meſſe und ſpendete während derſelben der Novizin die heilige Kommunion. Unzähliges Volk hatte ſich bei dieſer Feier eingefunden; Frömmigkeit und Neugierde hatten die Menge verſammelt, um die erſte Einkleidung einer Urſulinerin zu ſehen. — In Betreff des Ordenslebens ſpenden die Annalen des Kloſters der Schweſter Barbara ein Lob, welches nur Heiligen gebührt; ſie glänzte in allen religiöſen Tugenden wie ein helles Geſtirn und war die Zierde ihres Kloſters Maria Hilf und der Stadt. Durch mehrere Jahre verſah ſie das Amt der Schaffnerin zum Nutzen des Hauſes. Der Himmel prüfte ſie vor ihrem Hingange, der am 28. Januar 1694 erfolgte, mit einer ſchmerzhaften Krankheit; ſie litt fromm und gottergeben, empfing mit Erbauung die heiligen Sterbſakramente und ließ den Ruf einer gottſeligen Nonne zurück. (Siehe „Geſchichten des Hauſes der Geſellſchaft S. Ursulæ in Luzern," zwei Foliobände, im Stadtarchiv Luzern, mst.)

Beatrix, erſte Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis. Die Archivarin Maria Roſa Tercier, Dominikanerin von Stäffis, erzählt, daß die erſten Frauen, welche in Echiſſie unter der Leitung der VV. Dominikaner lebten, ſich durch ihre Tugenden einen gefeierten Ruf erworben hätten. Viele Töchter höheren Standes legten ihren Schmuck beiſeite und zogen das Kleid des heiligen Dominikus in Echiſſie an. Von allen Seiten her wetteiferten reiche und adelige Fräulein, dem Stift durch reiche Gaben aufzuhelfen und traten dann ſelbſt in den Verband des Gotteshauſes ein; unter Anderen nennen die Annalen im Jahre 1303: Johanna von Loche, Wilhelmine von Phanthéa, Petra (Perrette) Sénéchal. An dieſe ſchloß ſich in der Folge Frau Beatrix von Vivis, welche ebenfalls eine Zierde der Dominikanerinnen wurde; ſie ſtammte aus einem edlen Geſchlechte, beſaß eine religiöſe und ſtandesgemäße Bildung, war ein überaus ſchönes und liebenswürdiges Mädchen und bei Gott und der Welt beliebt. Mit Erlaubniß der Ihrigen nahm ſie zu Echiſſie den Schleier, in der Hoffnung, daſelbſt ihre Tage beſchließen zu können. Ihr Eintritt ins Kloſter gefiel dem Himmel, der ſie zur Ausführung großer Dinge auserkoren hatte. Die Lage des Kloſters in Echiſſie entſprach ſeiner offenen Lage wegen nicht ganz den Ordensſatzungen, und der fromme Wilhelm von Stäffis (ſ. d. Art.) bereitete den Kloſterfrauen in ſeiner Heimath eine

sichere Zufluchtsstätte. Das war anfänglich eine hohe Freude für den sämmtlichen Konvent, und selbst die damalige Priorin, Jakobäa von Freiburg, besiegelte die Schenkungsurkunde; als es aber zur Abreise kam, wollte die Oberin und mit ihr ein Theil der Klosterfrauen ihr erstes Kloster nicht verlassen. Die Uebrigen wählten daher unsere Beatrix zu ihrer Priorin, und reisten 1316 mit ihr nach Stäffis. Es waren: Wilhelmine von Sarraz, Helfmutter, Johanna von Freiburg, Jordanna von Vivis und Antonia von Vuillens. Die kleine Kolonie wurde in Stäffis mit allen Ehren empfangen und Frau Beatrix führte mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit den klösterlichen Haushalt. Indessen bereitete ihr die frühere Priorin Jakobäa viele Unannehmlichkeiten; sie klagte bei dem heiligen Stuhl, die Uebersiedlung sei ohne Zustimmung des Generalkapitels geschehen u. s. w., und so mußte die Mutter Beatrix auch ihre Vertheidigung anheben. Papst Johann XXII., damals in Avignon, ließ die Sache genau untersuchen und entschied am 23. Herbstmonat 1331 endgültig zu Gunsten der neuen Ansiedlung, weil diese nur im Einverständniß mit den Ordensobern gehandelt habe. Hierauf verließ Jakobäa mit acht andern zurückgebliebenen Schwestern das erste Kloster, vereinigte sich mit jenen in Stäffis, wo sie nach dem Zeugnisse der Annalisten miteinander in schwesterlicher Eintracht lebten. Beatrix freute sich über diesen glücklichen Ausgang, dankte dafür dem Allenker der Dinge und erhielt auch von allen Seiten aus Stäffis Glückswünsche. Es blieb nicht bei leeren Worten, sondern die Freude über dieses segensvolle Gedeihen äußerte sich in Werken christlicher Wohlthätigkeit, indem man ihr reichliche Schankungen brachte. Ja, sie sollte noch größere Freude erleben: Vier Töchter aus den ersten Häusern von Stäffis nahmen aus ihren Händen den Schleier und traten unter ihre Leitung. Sie war wirklich eine ausgezeichnete Vorsteherin, verstand die Haushaltung vortrefflich und vergrößerte die Einkünfte des Klosters oder sicherte dieselben. Bei dem Konvent stand sie in hoher Achtung; denn sie war eine musterhafte Ordensfrau, eine gottliebende Seele und eine wahre Mutter ihren geistlichen Töchtern. Siebenundzwanzig Jahre hatte sie rühmlichst regiert, als ihr der himmlische Bräutigam die Verwaltung abnahm und sie zu seiner Hochzeit einlud. Sie starb den 24. März 1343 im Rufe der Heiligkeit. (Vergl. M. Rosa

Tercier, Annales du Convent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. manuscript.)

Blidemund, Mönch von Bobbio, ſ. Attala u. ſ. w.

Blidulf, Mönch von Bobbio, ſ. Attala u. ſ. w.

Bovon Pfeautier, Domherr, ſ. Wilhelm, Domherr u. ſ. w.

C.

Cäcilia, ſ. Julia von Villaz.

Cäcilia, Waldſchweſter im Mösli. (Zuſatz zu dem Art. Bd. I. S. 102 ff.) Ueber das Geburtsjahr der Seligen ſind ihre Biographen nicht einig; Herr Scherer ſetzt dasſelbe auf 1483; der verſtorbene Pfarrer Spichtig von Kerns theilte mir mit, auf ihrer Grabſchrift in der neuen Pfarrkirche ſtunden die Worte: „Geboren 1488"; Herr Ming hingegen nimmt nach den alten Geſchichtsſchreibern ein viel früheres Geburtsjahr an, läßt ſie als Zeitgenöſſin der ſeligen Nikolaus und Ulrich im Ranft leben und berichtet, die jugendliche Einſiedlerin ſei dem ſterbenden Nikolaus (den 21. März 1487) beigeſtanden. Eichhorn und Murer nennen ſie eine fromme Jungfrau von Kerns, deren Herkunft unbekannt ſei; aber nach glaubwürdiger Ueberlieferung der Grabſchrift in der neuen Pfarrkirche von Kerns und Buſingers Angabe ſtammte ſie aus Wallis, was der jetzige geſchichtskundige Herr Kaplan Bucher von St. Niklauſen dem Herrn Ming mündlich beſtätigte. Ihr Geſchlechtsname ſoll Bergmann geweſen ſein, welcher damals zu Leuk im Wallis einheimiſch war. Jener alte fromme Bergmann, der mit Peter von Flue in der St. Niklauſenkirche erwähnt wird, war wahrſcheinlich ihr Vater und iſt vielleicht nach Kerns eingewandert. Cäcilie wurde ſehr jung in den Ranft geführt, um da ihr Leben mit Gott zuzubringen. Es war Sitte der damaligen Zeit, daß Jene, welche ſich Gott weihten, in der frühſten Jugend dazu angehalten wurden. Dieß war der Fall beim Einſiedler- wie beim Kloſterleben. Ueber Schweſter Cäcilia Bergmann berichtet

Herr Ming wie folgt: „Cäcilia, durch das Einſiedlerleben der ſeligen Nikolaus und Ulrich angezogen, entſchloß ſich, in gleicher Lebensweiſe Gott zu dienen. Noch jung, aber fromm und unſchuldig, zog ſie ſich in die Nähe des Ranft und Müßli (Mösli) zurück und wohnte hinter der Kapelle Ulrichs in einer eigenen Einſiedelei, einſam und ſtrenge, ganz Gott geweiht. Nikolaus und Ulrich waren ihre Vorbilder und leiteten ihr heiliges Leben, und offenbarten ihr auch nicht ſelten beſondere Geheimniſſe, wie ſie den Landleuten nach beider Tod bekannte. Eben ſo ertrug ſie die Unfälle, Stürme und Schrecken des böſen Feindes und überwand ihn durch Geduld, Glauben und Gebet. Sei es daß ſie auch unter den Menſchen Widerſacher hatte, ſei es überhaupt wegen ihres tugendhaften Lebens; ſogar die Regierung ſtellte ihren Freunden oder Verwandten ein ſchönes Zeugniß des „Wohlverhaltens" aus (Altes Rathsprotokoll). Sie lebte nach Bruder Klaus daſelbſt noch 78 Jahre, nämlich bis in's Jahr 1565. — Der Tag des Todes iſt nicht bekannt. Als Bruder Klaus ſtarb, ſoll ſie 24 Jahre alt geweſen ſein, ſie hätte mithin ein Alter von 102 Jahren erreicht. Wie Cyſat ſchreibt, beklagten die Landleute ihren Hintritt. Ihre Begräbnißſtätte wurde das Beinhaus in Kerns, und ihr Grab deckte eine Platte mit der Inſchrift: „Hier ligt begraben Schweſter Cäcilia. Gott gnad ir Seel. 1565." Durch ihre Fürbitte geſchahen an ihrem Grabe viele Wunder oder Gebetserhörungen; vorzüglich genaßen, wie Murer erzählt, Fieberſchaurige. Im Jahre 1768 wurde in Kerns eine ſchöne neue Kirche erbaut; bei dieſer Gelegenheit wurden die Gebeine der ſeligen Cäcilia der erſten Grabſtätte enthoben und in die Pfarrkirche, in der linken Seitenkapelle hinter einer Marmorplatte, verſetzt. Da ruhten ſie bis zum Brand der Kirche 1813. Die Marmorplatte zerſprang und die Reliquien mußten abermal ihr Grab verlaſſen. Sie wurden in ein Käſtchen gelegt und dieſes in der obern Sakriſtei der jetzt neuen Pfarrkirche aufbewahrt und zwar bis in den Spätherbſt 1860. Jetzt ruhen ſie hinter einer Marmortafel neben dem Hochaltar mit folgender Inſchrift: „Die Gebeine der ehrwürdigen Schweſter Cäcilia, ſtarb 1565"[1]). (Vergl. Ming, J., der ſelige

[1]) „Ossa Venerabilis Sororis Cäciliæ, obiit 1565."

Bruder Nikolaus von Flue, Luzern 1861; Eichhorn, Cyfat, Buſinger, Murer, Benno, Weißenbach u. A. m.)

Catharina Brumſt, Nonne von St. Catharinenthal. (Zuſatz zu dem Art. Bd. I. S. 103.) Die Schweſtern von St. Catharinenthal pflogen eine zärtliche Andacht zum Liebesjünger Johannes und die Schweſter Eliſabeth Haimburg von Villingen (ſ. d. A. Bd. I. S. 155 ff.) empfahl dieſe Vorliebe für ihn ihren Schweſtern mit folgenden Worten: „Der hl. Johannes hat ſich unter dem Kreuze Chriſti dazu verbunden, für uns ein Fürbitter in jeder Noth zu ſein. Die Fülle der Gnade wurde ihm zu Theil, als er beim Abendmahle am Herzen Jeſu ruhte. Er war eine reine jungfräuliche Seele und mehr als die übrigen Jünger mit göttlicher Liebe erfüllt. Darum war ihm die Rede ſo ſüß und ſo lieblich, die unſer Herr redete, und ſein Geiſt von Liebe und Süßigkeit ſo durchgoſſen, daß er ſich an das Herz Jeſu lehnen mußte, und nur dieſes ihn in jener Stunde aufrecht erhielt, und dort ſchöpfte er den hohen Sinn göttlicher Liebe und himmliſcher Wonne. Ohne dieſes hätte er es nicht vermocht, am andern Tage unter dem Kreuze des Herrn zu ſtehen. Dort ſtarb er mit Gott, denn er ſtund mit unſerer lieben Frau unter dem Kreuz und hielt ſie mit ſeinen Armen, und als das Schwert Simeons durch ihr reines Herz drang, ging es durch ſie beide und durchſchnitt auch des hl. Johannes Herz und Seele und beide wurden davon ſo verwundet und durchdrungen, daß, hätte die göttliche Kraft ſie nicht gehalten und geſtärkt, ſie in jener Stunde des leiblichen Todes geſtorben wären. Denn das Blut, welches aus den Wunden des Herrn rann, und das Blut und Waſſer, das aus ſeinem Herzen floß, hat ſie beide reich begoſſen, und Gott ſelbſt drückte ſein heiliges Leiden ſo in ihre Herzen und Seelen, daß ſie eine jede Stunde beſonders empfanden. So ſtarb Sanct Johannes mit Gott. Darum hat der Herr ſich gänzlich in ſein Herz geſenkt, und was da geſchah, hat Gott ſelbſt in ihm gewirkt. Und Gott zog ihn wieder aufwärts zu ſich ſelber, und ließ ihn die volle Süße ſeiner Geheimniſſe genießen." Catharina Brumſt war eine gebildete Frau und mit erhabenen Tugenden geſchmückt. (Vergl. Greith, C., Domdekan von St. Gallen, die Geſchichte der deutſchen Myſtik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Chagnoald, der heilige, Mönch von Luxieul und Biſchof von Laon. Chagnoald (Chainoaldus, Chanoaldus, Cainaldus) war der Sohn des Agnerik und der Leudegunde, einer hochedlen Familie aus der Brie. Der Vater diente unter dem König Theodebert II. und war deſſen Rathgeber; die Mutter, eine gottesfürchtige Frau, beſorgte die Erziehung der Kinder, von denen drei, nämlich Chagnoald, Faro und Fara unter den Heiligen glänzen. Chagnoald legte ſeine Studien in Luxeuil zurück, trat daſelbſt in den Orden und gewann durch ſeine Beſcheidenheit und ſeinen frommen Sinn die Neigung des heiligen Columban. Als dieſer vom König Theodorich vertrieben wurde, folgte er ſeinem geiſtlichen Führer, begleitete ihn durch die Schweiz und war auf den Miſſionen der Diener des heiligen Glaubensboten. Jonas, der Lebensbeſchreiber des hl. Columban, erzählt aus dieſem Zeitraum einige wunderbare Begebenheiten. Als ſich der Heilige zu Bregenz mit Chagnoald, Euſtaſius und Andern aufhielt, geriethen ſie in die größte Noth und hungerten drei Tage hindurch. Columban ermahnte ſeine Gefährten zum Gottvertrauen und ſieh! nach drei Tagen fanden ſie, wie einſt die Iſraeliten, Manna auf dem Boden; er hieß ſeine Jünger zuerſt dem himmliſchen Gnadenſpender danken und ließ darauf die Nahrung ſammeln. Zugleich rief er den Vögeln; ſie kamen ſchaarenweiſe, ſättigten ſich, konnten aber nicht davon fliegen, bis er es ihnen erlaubte. Das Wunder währte drei Tage; am vierten kam Jemand aus den anliegenden Orten, von Oben gemahnt, mit Speiſen und das Manna verſchwand. Ein anderes Mal, als der heilige Columban ſtreng faſtete und ſich nur mit einigen Früchten nährte, kam ein Bär herbei und fraß ſeine Nahrung auf. Als die Zeit des Eſſens da war, ſprach er zu Chagnoald: „Geh hin und bringe mir den gewöhnlichen Theil von den Früchten.“ Sogleich vollzog er deſſen Willen; als er aber auf das Feld kam, ſah er den Bären, der den Garten verwüſtete und die Früchte desſelben verzehrte. Eilends kehrte er um und hinterbrachte dieß ſeinem Meiſter. Dieſer ſandte ihn zurück und ſagte: „Geh und theile das Feld, den einen Theil räume dem Bären ein, den andern behalte für mich.“ Chagnoald that, wie ihm Columban befohlen hatte, und ſo lange der Heilige noch in Bregenz weilte, überſchritt das Thier nie mehr die Grenze, ſondern fraß Gras, oder was es ſonſt fand. — Colum-

ban hatte ſchon drei Jahre daſelbſt in Verrichtung heiliger Werke in ſtiller Einſamkeit zugebracht, da brach zwiſchen den beiden Brüdern von Burgund und Auſtraſien der unſelige Krieg aus, der dem übelberathenen Theudebert Krone und Leben raubte. An dem Tage der entſcheidenden, für den König von Auſtraſien ſo unglücklichen Schlacht bei Tolbiack, ſaß Columban mit einem Buche in der Hand unter einem Baume. Plötzlich fiel er in einen Schlummer, wahrſcheinlicher in eine Entzückung, in welcher er die Heere der beiden feindlichen Brüder in wüthendem Kampfe, das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt und Theudebert beſiegt, erſchaute. Bei ſeinem Erwachen ſah er ſeinen lieben Chagnoald zur Seite und ſagte bewegt zu ihm: „Heute liefern ſich Theodorich's und Theudebert's Völker eine mörderiſche Schlacht .... ganze Ströme von Blut werden vergoſſen.“ — „Nun, mein Vater“, ſagte Chagnoald, „bittet doch zu Gott, daß er unſerm Feinde, dem König Theodorich, nicht den Sieg verleihe.“ — „Mein Sohn!“ erwiederte der ehrwürdige Greis, „du giebſt mir hier einen ſchlechten Rath; denn Gott, der ohnehin will, daß wir auch für unſere Feinde beten, hat in dieſer Sache ſchon anders entſchieden.“ Um den Verfolgungen Theodorich's zu entgehen, reiste Columban nach Italien, Chagnoald hingegen kehrte mit Euſtaſius nach Luxeuil zurück und lebte unter deſſen Leitung. — Sobald Chlotar II. zur Alleinherrſchaft über ganz Frankreich gelangt war, gedachte er auch des hl. Columban, der ihm ſchon vor drei Jahren ſeine Erhebung vorausgeſagt hatte. Er ſandte den heiligen Euſtaſius nach Italien, um den verbannten Heiligen zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Euſtaſius unterzog ſich willig dieſer Sendung und wählte Chagnoald zu ſeinem Gefährten. Sie reisten durch die Kantone Bern und Waadt und kamen nach St. Moritz in's Wallis, wo ſie in der königlichen Abtei einkehrten. Chagnoald beſuchte mit ſeinem Abte die Gräber des heiligen Mauritius und ſeiner Genoſſen und darauf den hl. Einſiedler Amatus (ſ. d. A. Bd. I.) in der ſteilen Felſenwand „du sex“ genannt. Von da überſtiegen ſie den Jupitersberg und kamen glücklich nach Bobbio zu ihrem geliebten Vater. Columban, gerade mit den Einrichtungen ſeines neuen Kloſters beſchäftigt und in manchen Stücken ſehr unzufrieden mit Chlotar's II. Betragen, lehnte den ehrenvollen Ruf ab, empfahl aber die Abtei Luxeuil der vorzüglichen

Gnade des Königs, dem er übrigens in einem besondern Briefe noch manche wahrhaft väterliche Ermahnungen zukommen ließ. Auch gab er dem hl. Eustasius vortreffliche Lehren in Betreff der Leitung der Klöster, küßte ihn sammt seinem geliebten Chagnoald und entließ sie mit seinem Segen. Sie reisten wieder über die Alpen, gelangten ohne Unfall nach St. Moritz, wo sich ihnen der hl. Amatus zur Uebersiedelung nach Frankreich anschloß. — Der Weg führte die Reisenden zu dem väterlichen Hause des heiligen Chagnoald, wo sie einkehrten und von dessen Eltern, die sich freuten, ihren theuern Sohn wieder einmal zu sehen, gastfreundlich aufgenommen wurden. Doch wie sich oft in diesem Leben Freud und Leid vereinen, so auch hier; denn ihre Tochter Fara (Burgundofara) lag schwer krank darnieder. Ihr Vater wollte sie verehelichen; sie aber hatte ihre Jungfrauschaft dem Herrn geweiht und war fest entschlossen, zur Erhaltung der englischen Tugend sich in ein Kloster zurückzuziehen. Weil sie daher in ihrem Entschluß gehemmt wurde, hatte sie einen heißen Kampf zwischen der kindlichen Liebe und ihrem Gewissen, der sie auf's Krankenlager brachte. Der heilige Eustasius erkannte sogleich die Ursache der Krankheit und sprach daher Agnerik ernstlich zu, das Gewissen seiner Tochter nicht zu beeinträchtigen, sonst werde sie sterben. Darauf betete der Heilige über sie und gab ihr die Gesundheit. Ihr Vater, hoch erfreut über die Genesung seiner Tochter, legte ihr keine Hindernisse mehr in den Weg und baute auf seinen Besitzungen ein Doppelkloster, welches den Namen „Faremontiers" erhielt. Eustasius ließ Chagnoald zurück und sandte ihm den Mönch Waldebert (s. d. A.), welcher in dem Manns- und Frauenkloster die Regel des hl. Columban einführte. Beide Geschwister wurden die ersten Vorsteher des neuen Klosters; der Ruhm des heiligen Chagnoald breitete sich mehr und mehr aus, so daß er gegen das Jahr 620 den Bischofssitz in Laon einnehmen mußte. Als Oberhirt heiligte er sich und seine Heerde, schützte sie vor den Nachstellungen der Wölfe und wirkte unverdrossen im Weinberge des Herrn. Im Jahre 625 wurde das Concil von Rheims gehalten, wobei vierzig Bischöfe anwesend waren und der Erzbischof Sonakus den Vorsitz führte. Chagnoald befand sich unter dieser Zahl. Es wurden hier 25 Artikel verfaßt, welche besonders auf die Einschränkung der Könige bei der Bischofswahl Bezug hatten.

Bei dieſem Kirchenrath waren auch Arnulph von Metz und der heilige Cunibert von Köln anweſend. Noch in den beſten Jahren vollendete Chagnoald ſeine ſegenreiche Laufbahn; er ſtarb den 4. oder 6. Herbſtmonat 633 an einem Schlagfluß. Seine heiligen Geſchwiſter überlebten ihn lange; Fara folgte ihm den 3. April 655 und Faro, Biſchof von Meaux, den 25. Weinmonat 677 in die himmliſchen Wohnungen. (Cf. Migne, Abbé, Encyclopédie, T. 40; Bolland. Acta SS. T. II. Septembr. p. 686—694.)

Chriſtoph von Utenheim, Biſchof von Baſel, war ein gelehrter Mann, Magiſter der freien Künſte, Rektor der Univerſität von Baſel, Doktor des kanoniſchen Rechtes, Domkuſtos, Propſt bei St. Thomas in Straßburg und ſeit dem Jahre 1500 Verweſer der Diöceſe unter ſeinem Vorgänger Kaſpar zu Rhyn (geb. zu Mühlhauſen 1433, erw. den 4. Jänner 1479, geſt. den 8. Wintermonat 1502). Nach Ableben des Biſchofs ward Chriſtoph ſchon den 1. Chriſtmonat 1502 auf den erledigten Biſchofsſtuhl berufen. Papſt Alexander VI. hieß die Wahl des Ernannten gut und am 28. Mai 1503 erhielt er in der Kathedrale von Baſel die Biſchofsweihe. Gleich bei dem Antritte ſeiner Regierung hielt er eine Synode, deren muſterhafte Satzungen von ſeinem glühenden Eifer für die Aufrechthaltung der kirchlichen Zucht zeugen. Ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit, Frömmigkeit und edle Naturanlagen, glänzte der Biſchof an Baſels gelehrtem Horizont als ein Stern erſter Größe. Mit fürſtlichem Sinne vertheidigte er die Burgen und beſchwornen Rechte ſeines biſchöflichen Stuhls. Ausgerüſtet mit Muth und Weisheit, zeigte er ſich des ſchönen Namens eines Vaters ſeines Hochſtiftes würdig. Bemüht, die ſo oft gefährdeten Rechte und Verhältniſſe der Kirche zu Andern auf's Neue feſtzuſtellen, wollte ſein vielumfaſſender Geiſt dem durch die Leibeigenſchaft geſunkenen Wohlſtande des Landes kräftig emporhelfen, und widerſetzte ſich ernſt jeder frechen Anmaßung von Lehnträgern und Oberherren. Ungern hatte Chriſtoph, der lieber ſich und den Wiſſenſchaften lebte, ein ſo wichtiges Amt auf ſich genommen; denn die Zeiten waren ſchwierig und die Glaubensneuerer ſuchten ſchon damals auf allen Wegen die Lehren der Reform in Aufnahme zu bringen. Dieſem heranſtürmenden Strom vermochte er keinen Damm zu ſetzen; denn ſein hohes Alter, ſein beſtändiges Kränkeln (diutina podagræ vexatio)

und die Gewalt der allzu mächtigen Parteien hinderten ihn. Die düstere Zeit wohl erwägend, bat er den 28. Mai 1519 sein Domkapitel, ihn der schweren Bürde und des Geräusches des Lebens zu entheben und einen rüstigen Stellvertreter an seine Seite zu stellen. Seiner Bitte wurde entsprochen. — Von der Frömmigkeit dieses Bischofs liest man: Er hatte eine solche Andacht zum heiligen Meßopfer, daß er sich zum Altare führen ließ, als er wegen Altersschwäche nicht mehr zu demselben gehen konnte. In der öffentlichen Bibliothek zu Basel wird eine uralte Fensterscheibe, welche einstens die Kirche des Steinenklosters zierte, mit dem Bilde dieses greisen Fürsten und dem beigesetzten Wahlspruche aufbewahrt: „Das Kreuz Christi ist meine Hoffnung: ich suche die Gnade und nicht die Werke.“[1]) Der liebe Gott nahm seinen Diener den 16. März 1527 zu Delsberg zu sich, nachdem derselbe 25 Tage vorher seinen Bischofsstab in die Hände des Kapitels niedergelegt hatte. Dort vor dem Hochaltar ruhet seine irdische Hülle und erwartet die einstige Auferstehung. (Mehreres von ihm findet man in der Schrift: Georgii Chartusiani Bas. Chronica de gestis sui temporis, mst.)

Chuan, Mönch von Luxeuil. Als der heilige German (Bd. I. S. 267 ff.) sich einige Zeit in dem Kloster Romaric aufhielt, erbaute er durch seine Gottseligkeit die Klostergenossen. Die hohe Verehrung, die der Obere und die sämmtlichen Ordensbrüder ihm zollten, veranlaßten ihn, das Kloster zu verlassen und einen Aufenthaltsort aufzusuchen, wo er, der Welt unbe-

---

[1]) „Spes mea crux Christi: gratiam, non opera quæso.“ „Der Sinn dieser Worte“, sagt Herr Schneller, „die leicht mißverstanden und mißbraucht werden könnten, ist aber, wie ich glaube, dieser: Die göttliche Gnade wünsche ich mir, die mir den ächt christlichen Glauben und die ächt christliche Liebe einflößet; denn ich verabscheue alle bloß mechanische Werke; und so wäre dieser Spruch ganz unserer christkatholischen Religion gemäß, welche uns lehrt, daß, sowie der Glaube ohne Werke todt ist, auch die Werke ohne die Liebe ein Unding seien.“ — Mir scheint, man könnte auch diesen Sinn den Worten beilegen: Meine Hoffnung gründet sich auf das Kreuz Christi; ich baue auf die Gnade und nicht auf die Verdienste meiner Werke. Die unendliche Barmherzigkeit Gottes führt den Menschen in Gottes Reich zur Seligkeit und nicht seine Verdienste; denn Jesus sprach zu den Aposteln: „Wenn ihr auch Alles gethan habet, so gedenket, daß ihr unnütze Knechte seid.“

kannt, Gott deſto eifriger dienen könnte. Im Kloſter Romaric befand ſich ein Religioſe, Namens Chuan aus Burgund, den er vorzüglich liebte, weil er ein ſehr frommer Mann war. Dieſer wurde von ihm eingeladen, ihm in das Kloſter von Luxeuil zu folgen; er begleitete ohne Widerrede den Heiligen dahin und beide wurden vom Abte Waldebert (ſ. d. A.) in Güte aufgenommen. Von nun an verſchwindet zwar Chuan aus der Geſchichte; es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß der hl. German, als er Abt zu Münſter in Graufelden (Kt. Bern) geworden, ihn mit ſich dahin geführt, und daß er dort ſeine Tage beſchloſſen habe. Die Bollandiſten nennen ihn „ſelig“. (Vergl. Sevasset, N., Vies des Saints qui ont illustré le Jura, p. 24.)

Claudius von Lucinges, Beichtiger des Gotteshauſes von Stäffis. Von der würdigen und weiſen Verwaltung des Bußſakramentes hängt nicht nur das Heil der Weltleute, ſondern auch der Ordensperſonen ab. Das erkannte auch die Oberin Suſanna Thomaſſete in Stäffis und hörte daher nicht auf zu bitten, bis die Provinzobern des Dominikanerordens ihrem Gotteshauſe einen Conventualen als Beichtiger geſtatteten. Sie hob beſonders hervor, wie ſehr ihr Kloſter ſeit dem Religionsſturm dadurch gelitten habe, weil ſie keinen eigentlichen Beichtvater haben konnten. Da kam im Jahre 1573 der Dominikanermönch P. Plotty aus dem Convent in Chambery nach Stäffis zur Leitung des Gotteshauſes und leiſtete demſelben 27 Jahre lang vortreffliche Dienſte. Er ſtarb den 8. Jänner 1600 und hinterließ in dieſem Hauſe ein ehrenvolles und preiswürdiges Andenken; denn er hatte die Frauen nicht nur auf dem Pfade der Religion geleitet, ſondern auch für die Schulen gebildet und wußte ſie dadurch nützlich zu machen, daß ſie den Mädchen Unterricht ertheilten. Seine Gebeine ruhen daſelbſt in der Kirche. — Nach ſeinem ſeligen Abſterben wandte ſich die ſelige Urſula Werly wieder an die Obern und verlangte von ihnen einen Nachfolger, aber für den Augenblick war keiner erhältlich. Da ſchickte der Biſchof von Lauſanne, Johann VI., Doroz (1600—1607), den Frauen in dieſer Eigenſchaft einen Weltprieſter, der fünf Jahre bei ihnen verblieb. Im Jahre 1605 kam P. Peter Raucourt, Dominikaner von Arras, von Rom, reiste durch die Schweiz und kehrte in Stäffis bei den Dominikanerinnen ein; dieſe baten ihn inſtändig, daß er

ſie nicht als Waiſen zurücklaſſen, ſondern bei ihnen als Beichtiger zurückbleiben möchte. Der gute Pater wurde zu Thränen gerührt, ſetzte ſeine Oberen über den Vorfall in Kenntniß und erhielt die Ermächtigung, in Stäffis bei den Conventualinnen bleiben zu dürfen. Er ſtiftete mit Beihülfe der Priorin Urſula (1587—1617) viel Gutes und hob Zucht und Ordnung; die Zahl der Eintretenden mehrte ſich und damit kam auch reicher Segen über das Gotteshaus. P. Raucourt ſtarb 1614 eines ſeligen Todes. Als man ſeine Leiche in der Kirche begraben wollte, ſtieß man auf die Leiche ſeines Vorfahren, des P. Plotty; dieſe war, obwohl er ſchon 14 Jahre dort ruhte, noch ganz friſch und unverweſen. Auf ihn folgte Johann Franz von L'Allée aus Chambery, der 1627 wieder die ſtrengere Ordenszucht bei den Frauen einführte. Ganz beſondere Erwähnung verdient aber der P. Claudius von Lucinges, aus Savoyen gebürtig, welcher, durch Tugend und Frömmigkeit ausgezeichnet, mit einem ſeiner Brüder, Franz Lukas, in den Dominikanerorden getreten war und deſſen Zierde wurde. Franz Lukas kam nach Stäffis, ſtund einige Jahre den Frauen vor, ſchrieb während dieſer Zeit eine Kloſterchronik, die annoch im Gotteshauſe ſich vorfindet, und ward darauf als Prior nach Annecy berufen. Nun übernahm ſein Bruder Claudius die Leitung der Frauen; er war ein frommer und heiligmäßiger Mann, ein wahrer Diener Gottes, der ſeinem Heilande in Allem ähnlich zu werden trachtete, beſonders aber in der Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit; er verſagte Niemanden einen Liebesdienſt, gab ſich für Alle hin und wurde, wie die Chronik ſagt, Allen Alles. Die Priorin Dominika von Englisberg, aus Freiburg, gleich edel durch Abkunft und Verdienſte, war eine vortreffliche Haushälterin und nahm an den Gebäulichkeiten des Kloſters mehrere Ausbeſſerungen vor; ſie baute die alte Kloſterkirche wieder auf, die heute noch ſteht, und ließ nur das Chor und die Roſenkranzkapelle ſtehen. Der Bau der Kirche begann 1697 und unſer P. Claudius ſegnete den 3. Mai den Grundſtein ein. Weder ſie, noch der Beichtiger erlebten die Freude der Einweihung, die am 29. Herbſtmonat 1699 durch den Biſchof von Lauſanne, Peter II. von Montenach, (1688—1707) ſtattfand. — Die Liebe zu Gott und den Menſchen zehrte den P. Claudius auf: er fiel 1697 in eine ſchwere Krankheit, die ſeine Auflöſung nach ſich führte. Sofort

wurde ſein Bruder in Annecy benachrichtigt; er kam in Eile nach Stäffis, um dem Sterbenden beizuſtehen. P. Claudius ſtarb den 17. Heumonat, mit verklärtem Blicke nach Oben ſchauend, in ſeinen Armen. Groß war die Trauer der Frauen und ſie klagten: „Wir haben unſern heiligen Seelenführer verloren!“ Mit Recht wurde dieſer Gottesmann im Chor beigeſetzt. Er ſtund in ſo gefeiertem Anſehen, daß die Chorherren an der St. Laurenzenkirche in Stäffis ſich die Gunſt erbaten, die Leiche zu Grabe zu tragen. Auf der Steinplatte, die ſeine Gebeine bedeckt, ſteht die Grabſchrift: „Unter dieſem Leichenſtein liegt begraben R. P. F. Claudius von Savoyen, ein Sohn des heiligen Dominikus, ſeines Amtes Prior und unermüdeter Leiter dieſes Kloſters. Er ſtarb den 17. Heumonat 1697, 67 Jahre alt.“ [1]) Das Frauenſtift Stäffis ſtund fortwährend unmittelbar unter dem General des Dominikaner Ordens in Rom, bis es laut Bulle des Papſts Pius VI. vom 23. Mai 1788 mit Zuſtimmung des damaligen Biſchofs von Lauſanne, Bernard Emanuel von Lenzburg (1782—1795), des berühmten Hiſtorikers und geweſenen Abtes von Altenryf, dem biſchöflichen Ordinariat übergeben wurde. Seither und noch jetzt ſind Weltprieſter die geiſtlichen Väter der Kloſterfrauen in Stäffis. (Vergl. M. Roſa Tercier, Annales du Couvent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. manuscr.)

Claudius, der heilige, Erzbiſchof von Beſançon und Abt im Juragebirge (Zuſatz zu dem Artikel Bd. I. S. 111 ff.). Die Lebensbeſchreiber dieſes heiligen Kirchenprälaten geben die Zeit ſeines Lebens verſchieden an; Einige ſetzen ſein Geburtsjahr gegen das Ende des ſechsten Jahrhunderts oder in den Anfang des ſiebenten, jedoch ohne haltbare Gründe; denn Richard, Sirmund, Manſi und Andere verſichern, Claudius habe im Jahre 517 dem Concil von Epaon beigewohnt und die Beſchlüſſe deſſelben als Biſchof der Stadt Beſançon unterzeichnet. Noch im ſelben oder folgenden Jahre war er im Kirchenrathe von Lyon anweſend. Vielleicht gab es zwei Biſchöfe

[1]) „Sub hoc jacet sarcophago R. P. F. Claudius de Lucinge, patria Sabaudus, professione Dominicanus, munere Prior, ministerio postmodum hujus Monasterii director indefessus. Desiit XVII. Julii Anni Domini MDCXCVII. Aetatis LXVII.“

dieſes Namens in Beſançon, die man mit einander verwechſelte. Selbſt die Preisſchrift der Akademie von Beſançon vom Jahre 1779 hat das Dunkle nicht gehoben. Claudius wurde in Hochburgund auf dem Schloſſe Bracon bei Salins geboren. Sein Vater, ein anſehnlicher Burgunder, beſtimmte ihn für den Soldatenſtand und ließ an ſeiner Erziehung nichts ermangeln, was auf dieſen Stand Bezug hatte; allein als der Sohn zwanzig Jahre zählte, warf er ſich zu den Füßen des Biſchofs von Beſançon und bat ihn um die Aufnahme in die Zahl ſeiner Kleriker. Eingereiht in das Kollegialſtift der Chorherren, wurde er vom Biſchof, der ſeine großen Fähigkeiten würdigte, mit dem Unterrichte der Geiſtlichen und Chorherren betraut, welches Amt er im Sinne und Geiſte eines eifrigen Apoſtels zwölf Jahre verſah. Obwohl dem jungen Chorherrn die glänzendſten Ausſichten auf irdiſche Auszeichnung offen ſtanden, verzichtete er doch bald auf alle Rechte, die ihm Natur und Geburt gaben, um ſich in der Einſamkeit mit dem einzig Nothwendigen frei und ungeſtört zu beſchäftigen und zog ſich in das Kloſter des heiligen Eugendus zurück, in deſſen Mauern damals fromme und für alles Höhere begeiſterte Mönche lebten. Kaum hatte der heilige Injurioſus (ſiehe den Art.) den hohen Geiſt und die ſeltenen Eigenſchaften ſeines neuen Mitbruders erkannt, ſo wollte er zu deſſen Gunſten abdanken und den Abtsſtab in ſeine Hände legen. Claudius widerſetzte ſich dieſem Anſinnen aus Demuth; allein die Mönche ſammelten ſich zu einer neuen Abtswahl, bei welcher ſie ihn zum Abte erwählten, obgleich er das vierzigſte Jahr noch nicht erreicht hatte. Bald gelangte die Kunde ſeiner Ernennung nach Beſançon, wo er ſeiner ſchönen Kenntniſſe und Tugenden wegen noch im friſchen Andenken lebte. Von allen Seiten her ſandten die adeligen Familien ihre Söhne in die treffliche Schule von Condat, von wo ſie, mit Kenntniſſen bereichert, fromm und tugendhaft nach Hauſe kehrten. Unter ſeiner Verwaltung vermehrten ſich die Einkünfte des Kloſters und die Bibliothek erhielt einen reichlichen Zuwachs an köſtlichen Werken und Handſchriften. Indeſſen ſtarb der Biſchof von Beſançon; die Stadt ſandte Abgeordnete in das Juragebirg an den heiligen Vorſteher und ließ ihn bitten, die biſchöfliche Würde anzunehmen; er entſchuldigte ſich und ſagte, er dürfe ſeine Wildniß ohne päpſtliche Diſpenſe nicht verlaſſen.

Man gab ihm aber zu verstehen, die Stadt Besançon habe in dieser Angelegenheit schon die nöthigen Schritte gethan und die päpstliche Bewilligung nachgesucht. Der Papst bestätigte die Wahl des Heiligen und ließ ihm zugleich den Titel: „Abt von Condat." Claudius neigte sich in allem Gehorsam vor dem Willen des heiligen Vaters und verließ seine stille Klosterzelle, um auf einem der berühmtesten Bischofssitze die Heerde Gottes zu leiten. Als Bischof regierte er weise und fest und verfuhr nach dem Beispiele der Heiligen aller Zeiten vor und nach ihm; er nahm im Sinne und Geiste der Kirche Verbesserungen vor, stellte Mißbräuche ab und führte Nützliches ein. Daß es ihm aber bei der Weigerung der Annahme der Bischofswürde Ernst gewesen, bewies er dadurch, daß er sich nach einigen Jahren in seine Klostereinsamkeit zurückzog, in der er sein heiliges Leben im hohen Alter beschloß. — Nach den Bollandisten ward er im Jahre 484 geboren und 516 zum Bischofe erwählt. Sein Ende (581) erzählen sie lieblich und anziehend: Am 6. Brachmonat gegen 9 Uhr Morgens ließ er sich auf seinen Betstuhl nieder, erhob seine Arme, faltete seine Hände und ging, seine Augen zum Himmel erhebend, zum Herrn. Seine Hülle wurde in der St. Eugenduskirche beigesetzt. Auf seinem Grabe geschahen viele Gebetserhörungen und Wunder, von denen wir der Kürze wegen nur eines erwähnen. Ein erblindeter Priester der Kirche von Lausanne erhielt am Grabe des Heiligen das Gesicht. Vom zwölften Jahrhundert an wurde das Kloster Condat „St. Claude" genannt. Die Kirche von Besançon feierte frühzeitig sein Andenken und zwar mit einem eigenen Officium, welches in uralten Brevieren zu finden ist. Die Wallfahrten begannen und hohe und niedere Personen pilgerten zu seinem Grabe. Als der heilige Petrus, Erzbischof von Tarantaise, 1172 dahin pilgerte, fand er das Kloster in einem elenden Zustande und fast verlassen; denn die Mönche waren in großer Noth und suchten anderswo ihr Leben zu fristen. Die Kirche selbst bot ein erbärmliches Bild und drohte einzustürzen. Der Heilige predigte an mehreren Orten zu Gunsten des Klosters; Gott segnete sein salbungsvolles Wort, die Reichen öffneten ihre Kassen und Stephan von Burgund und Johann, Graf von Chalons, statteten das Kloster reichlich aus. Jetzt nahmen die Wallfahrten wieder zu. Amedeus V., Graf von Savoyen, machte das Gelübde, die

Grabstätte des heiligen Claudius zu besuchen, wenn er in einer gewissen Sache, auf die er einen großen Werth setzte, erhört würde. Sein Wunsch erfüllte sich wunderbar und 1340 erfüllte er sein Versprechen. — Schon lange ging man mit dem Gedanken um, das Grab des Heiligen zu öffnen und 1342 fand diese Feierlichkeit statt. Man fand seinen Leichnam unverwesen und noch biegsam; er wurde auf den Altar erhoben und der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Fortwährend blieb der heilige Leib unversehrt, jedoch trocknete er an der Luft später gänzlich aus. Der Jesuit, P. Peter Vernon, der 1666 in das Juragebirge pilgerte, sagt: „Ich besuchte den Tempel des heiligen Claudius und berührte da den Leib jenes großen Heiligen, den ich noch ganz unversehrt, jedoch eingeschrumpft und ausgetrocknet fand.“ Von nun an mehrte sich von Tage zu Tage die Zahl der Pilger. Philipp der Kühne kam 1380 mit 248 Rittern dahin; seinem Beispiel folgte 1412 Philipp der Gute und später Ludwig XI., der am Altare des Heiligen von einer Krankheit genas. Aber nicht nur Vornehme suchten die Hülfe des verklärten Gottesfreundes, es strömte das gläubige Volk schaarenweise zu der Stelle, wo der Allerhöchste seinen treuen Diener verherrlichte, um vor dessen Altare Linderung und Hülfe zu finden. Zwei Pilger, Nicod Girod, Zimmermeister zu Thonon, und Peter Dutoy, Notar zu Morges, verdienen Erwähnung. Den 26. Mai 1445 bestiegen diese zwei mit vier andern Reisenden ein Schiff und fuhren über den Genfersee. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, die Winde sausten, die Grundwellen thürmten sich hoch auf, so daß das schwache Fahrzeug sich mit Wasser füllte. Schon hatten die Wellen zwei Reisende verschlungen, da erhob sich Nicod, flehte mit lauter Stimme die Hülfe des seligen Claudius an, und machte das Gelübde, zu seinem Grabe zu wallfahren, wenn er dem Tode entgehe. Eine halbe Stunde schwebten sie in beständiger Todesgefahr; da trieben die Fluthen auf einmal die Barke an's Land. Girod und Dutoy entledigten sich alsobald ihres Versprechens, eilten zum Grabe des Heiligen und baten die Abteiherren von Condat, dieses Ereigniß in ihr Archiv einzutragen. — Eines großen heiligen Wallfahrers nach dem Jura, nämlich des heiligen Franz von Sales, dürfen wir nicht vergessen. Den 24. August 1604 kam er in Begleitung seiner frommen Mutter zum Grabe des

heiligen Claudius; Franziska von Chantal, die von dieser Wallfahrt wußte, verließ Dijon und begab sich ebenfalls dahin, um den heiligen Fürstbischof von Genf über ihre Standeswahl zu berathen. Zwei Tage brachten die frommen Pilger im Gebete zu; da erklärte Franz von Sales der Frau von Chantal, was Gott mit ihr vorhabe. — Als in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Feuer der politischen Zwistigkeiten und Kriege auch in Frankreich ausbrach, sahen die Mönche von Condat sich genöthigt, auszuwandern. Papst Benedikt XIV. hob die Abtei auf und errichtete daselbst ein Bisthum. Der erste Bischof, der daselbst seinen Sitz aufschlug, war Joseph von Meallet de Furques, welcher die Kirche von St. Peter zu seiner Kathedrale wählte; er ließ den Leib des heiligen Claudius den 26. August 1754 feierlich übertragen. Der Heilige war noch 1769 im Jura und der Umgebung in großer Verehrung. Der Prinz von Croy ließ den Kasten, in dem Claudius aufbewahrt wurde, öffnen; der Körper war ganz gut erhalten; der Mund öffnete sich, die Zunge hatte ihre natürliche Farbe und die Augen glänzten hell. Um so entsetzlicher ist die blinde Wuth, mit welcher die Ungeheuer der französischen Revolution gegen diese geheiligten Reste losstürmten. Einige Wochen vor dem Sturze Robespierre kamen die Sansculotten nach dem Jura, stürzten in die Kathedrale, wo der heilige Claudius aufbewahrt wurde. Unter dem Vorwande, man treibe dort Aberglauben, warfen sie Alles, was zur Verehrung des Heiligen diente, ins Feuer, erbrachen den Reliquienkasten, hieben den Leib des Heiligen in Stücke und gaben die Glieder den Flammen preis. Nur ein Stück vom Arm, das auf den Boden fiel und nicht beachtet wurde, entging ihrer Wuth. Ein gewisser Jaquet hob ihn auf, verwahrte ihn in seinem Hause und stellte ihn später der Kirche zurück. Diese Gräuelthat hatte den 19. Brachmonat 1794 statt. Fünf Jahre später, am gleichen Tage und Monat, verbrannte die Stadt von St. Claude und nur das Haus Calais blieb von den Flammen verschont. Die Gattin desselben hatte, als man den heiligen Leib zerstörte, dessen Rosenkranz gerettet. Die Einwohner der Stadt erkannten hierin die rächende Gotteshand und klagten: „Wir sind dieses begangenen Frevels wegen so schrecklich gestraft worden.“ (Annales Catholiquès de Genève, Huitième série, 1856; Bolland., Acta Ss. T. I. Junii p. 644—710.)

Columba Praroman, vierte Oberin der Visitantinnen in Freiburg. Um das Jahr 1632 oder 1633, da man die Töchter des heiligen Franz von Sales in Freiburg noch nicht kannte, hörte eine tugendhafte Tochter, die im Hause des Herrn Schultheiß von Affry diente, im Hausgarten mehrere unsichtbare Stimmen, die gar lieblich das „Magnifikat" sangen. Ein frommer Priester, der, während Herr von Affry zu Neuenburg seine Statthalterschaft leitete, das gleiche Haus bewohnte, sah im nämlichen Garten eine Reihe von Jungfrauen; sie stimmten den nämlichen Lobgesang an und sangen so rein und so schön, daß er glaubte, Engelstimmen zu hören. Er schloß daraus, dieser Platz wäre zu einem Nonnenkloster bestimmt, welches da die Himmelskönigin verherrlichen sollte. Und seine Ahnung blieb keine Täuschung; denn bald langten die Töchter des heiligen Franz von Sales unter der Leitung der Mutter Maria Margaretha Michel (s. d. Art. Bd. II. S. 25 ff.) in Freiburg an. Die erste, die sich diesen gottseligen Nonnen anschloß, war ein Fräulein aus der edlen Familie Praroman. Sie wurde den 10. April 1622 zu Freiburg geboren; die Urheber ihres Lebens hießen: Franz Nikolaus von Praroman und Margaretha von Wallier, Beide edel an Herkunft und Tugend, die an der Erziehung ihrer Tochter nichts ermangeln ließen. Als sie achtzehn Jahre zählte, wollten die Eltern sie verehelichen und bezeichneten ihr den künftigen Bräutigam; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Ihre Pläne verwirklichten sich nicht; sie hatte wiederholt ihre Eltern gebeten, ihr den Eintritt zu den Visitantinnen zu gestatten, konnte jedoch die Einwilligung nicht erlangen. Nun was that sie? Fräulein Praroman ging vor das Haus, in welchem die frommen Nonnen wohnten, und fand die Thüre desselben geschlossen; sie blieb nachdenkend stehen, sah ein Fenster geöffnet, schob sich zur Verwunderung der Schwestern hinein und bat sie, bei ihnen bleiben zu dürfen, was sie ihr gerne bewilligten. Nicht wenig wurden die Eltern durch den Schritt ihrer Tochter überrascht, erkannten darin die leitende Gotteshand und legten ihr von nun an keine Hindernisse mehr in den Weg. Als sie 1641 den Schleier nahm, gab man ihr den Klosternamen Maria Columba (Taube), und in der That! sie war eine wahre Taube, voll Einfalt und Sittenreinheit, bescheiden und klug und die Zierde ihres Conventes. Schon nach

neun Jahren wurde sie zur vierten Oberin ihres Klosters erwählt, welches Amt sie später noch einige Male bekleidete. Maria Columba starb den 1. Brachmonat 1694 in sehr frommem Rufe, blieb lange in gefeiertem Andenken und hatte Heil und Segen in das Gotteshaus gebracht, dessen Wirkungen sich jetzt noch über dasselbe verbreiten. (Visitation de Fribourg, Extrait de la Chronique Fribourgeoise par H. Rœmi de Bertigny; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II. S. 250—251.)

Conrad Treger, Augustiner von Freiburg. Mitten in den unheilsvollen Stürmen, welche zur Zeit des großen Abfalles tobten und Kirche und Altar zu verschlingen drohten, weckte der Allerhöchste zum Schutze seiner Kirche und zur Fortsetzung seines Erlösungswerkes Männer, welche mit Muth und Kraft von Oben ausgerüstet, dem Andrange des Bösen Einhalt thaten; deren Namen daher mit Recht in den Annalen der Kirche gepriesen und der Nachwelt aufbewahrt werden. Unter diesen nennen wir auch Conrad Treger (Dreyer, Fr. Tornary, ein Geschlecht, das im Kanton Freiburg noch fortbesteht). Er ward zwischen den Jahren 1480—1483 zu Freiburg in der Schweiz geboren, widmete sich daselbst den Studien, wuchs in Tugend und Frömmigkeit heran und trat noch jung in das Gotteshaus der Augustiner, dessen Zierde er später wurde. Es entging seinen Oberen nicht, daß ihn Gott mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgerüstet und ihm besondere Anlagen zur Erlernung der theologischen Wissenschaften zugetheilt hatte; deßwegen schickten sie ihn 1509 nach Paris, wo er durch gediegene Bildung und sittlich-strengen Lebenswandel den Grund zu seiner künftigen Größe legte. (Chron. Prov. Rheno-Suev.). Aus der französischen Hauptstadt zurückgekehrt, ward er 1514 zum Professor der Theologie in Straßburg erhoben. Durch seine ausgebreiteten Kenntnisse leistete er dem Generaldefinitor Hieronymus Candelf in der Leitung der innern Provinzangelegenheiten wesentliche Dienste und war 1515 mit ihm bei dem Generalkapitel zu Rimini anwesend. Im Jahre 1517 war er Prior und Oberaufseher der Studenten in Straßburg; das Provinzkapitel versammelte sich noch in gleichem Jahre und legte die Leitung der Provinz in seine Hände. Papst Leo X. schätzte den gelehrten, eifrigen und frommen Mann sehr hoch, und gab dem Kardinal Aegidius, dem Protektor der Augustinermönche, die Weisung, daß sich die

deutſchen Klöſter des Ordens in Sachen der Reform nicht an Herrn Staupiz, Vikar der Congregation von Saxen, ſondern an den Provinzial Conrad Treger zu wenden hätten. Im dritten Jahre ſeines Amtes berief er das Provinzialkapitel nach Straßburg, eröffnete daſſelbe mit einer ſalbungsvollen Rede und erließ mit demſelben für die Erhaltung der Ordenshäuſer heilſame und zeitgemäße Verordnungen. Die verſammelten Väter beſtätigten ihn abermal in ſeiner Würde; da trat aber eine verhängnißvolle Zeit, nämlich die Reformation, ein, gegen die er einen ſchweren Kampf begann. Die Irrlehren griffen ſchnell um ſich, und ſelbſt Mönche ſeines Ordens wurden davon angeſteckt. Als Prior von Straßburg verfaßte er 1524 unter dem Titel: „Paradoxa centum“ eine Schrift, welche er ſeinem Biſchofe, Sebaſtian von Montfaucon zu Lauſanne zueignete, und worin er den Reformator Zwingli gründlich widerlegte. Die Reformatoren von Straßburg geriethen darüber ſo in Wuth, daß ſie ihn zu einem öffentlichen Religionsgeſpräch herausforderten; er aber wollte ſich mit ſolch befangenen Menſchen nicht in eine Fehde einlaſſen. Als ſich deßhalb der Prediger Köpfli (Capito) unterfing, ſchriftlich gegen P. Conrad in die Schranken zu treten, ergriff auch dieſer die Feder und geißelte den Verwegenen mit ſo triftigen Gründen, daß er nichts zu entgegnen vermochte. Anſtatt aller Antwort nahmen ſie den Verfechter der Wahrheit gefangen und warfen ihn ins Gefängniß; allein die Regierung von Freiburg drang auf deſſen Freilaſſung, und er kehrte 1525 nach Freiburg zurück. Conrad war ein beredter und eifriger Verfechter der katholiſchen Lehre; er vertheidigte dieſelbe in den Religionsgeſprächen zu Conſtanz, Baden (1526), Bern (1528), Speier (1534), Genf (1535) und Lauſanne (1536). Er beklagte ſich über die Parteilichkeit der Neuerer, die nicht die Wahrheit ſuchten, ſondern den Untergang der Kirche Jeſu. Im Jahre 1538 wurde er wieder zum Provinzialleiter gewählt. Mit vieler Klugheit und Umſicht übernahm er die Leitung ſeiner Untergebenen und erließ manche ſehr nützliche Vorſchriften. Sein väterliches Herz wendete ſich Allen zu; aber es verurſachte ihm unnennbaren Schmerz, daß die Reformation ſeine Gotteshäuſer in Baſel, Mühlhauſen, Zürich, Conſtanz, Straßburg und Heidelberg verſchlungen hatte. Jene von Landau, Speier und Worms hatten dem erſten Sturme noch widerſtanden, doch auch dieſe wurden

bald aufgehoben. Die Zahl der übriggebliebenen Klöſter war auf fünf zuſammengeſchmolzen, nämlich diejenigen in Freiburg in der Schweiz, Freiburg im Breisgau, in Breiſach, Hagenau und Mainz. Später wurde auch jenes von Rappoltsweiler im Elſaß wieder hergeſtellt. (Mémorial de Fribourg T. II. p. 145.) Von den vielen Strapazen und Leiden erſchöpft und ſein kommendes Ende ahnend, traf der gottſelige P. Conrad den 13. Januar 1543 zum Heile ſeiner Seele die letzten Verordnungen, die von ſeiner Frömmigkeit und von ſeiner tiefen Glaubensfülle zeugten. Noch im ſelben Jahre wurde er von der Peſt ergriffen; er ſtarb ruhig und gottergeben zu Freiburg am 25. Wintermonat und ging, wie wir billig hoffen dürfen, zu einem beſſern Leben über, auf welches er ſich ſtets vorbereitet hatte. Er wurde daſelbſt im Chor der Auguſtinerkirche begraben. (v. Mülinen, Helvetia S. Bd. II.) Das Porträt des großen Mannes wurde bis auf die neueſte Zeit im Auguſtinerkloſter zu Freiburg aufbewahrt, und iſt jetzt in den Händen eines Conventualen desſelben Ordens. Er war ein ſchöner Mann, ein ausgezeichneter Prediger und hatte als ſolcher in der St. Nikolauskirche einen gefeierten Ruf. Das Kloſter beſaß von ihm eine wichtige Sammlung von Briefen, welche aber in neuerer Zeit verſchwunden ſind. Das Gotteshaus, ſeit der Reformation das einzige ſeines Ordens in der Schweiz dieſſeits der Alpen, ward nach dem Sonderbundskriege 1848 im März aufgehoben; die Religioſen erhielten einen Jahrgehalt und die meiſten ſind jetzt verpfründet. Gegenwärtig dient das Gebäude zum Staatsgefängniſſe. (Vgl. Staatsarchiv von Freiburg: Protokolle des Auguſtinerkloſters zu Freiburg; Catologus Patrum ac Fratrum ord. Eremitarum S. P. Augustini, Provinciæ Rheni et Sueviæ; zwei Nekrologien dieſer Auguſtinerprovinz.)

D.

Dagemund, Abt von Condat, im Juragebirge. Dagemund oder Dagamund war der zehnte Abt des Kloſters und lebte um das Jahr 596, im vierten Jahre der Regierung Childeberts II. Chlotar ſchätzte den gottſeligen Abt

sehr hoch, wandte alle Mittel an, ihn auf den bischöflichen Stuhl zu befördern; allein dieser zog die Einsamkeit und die stille Klosterzelle der Inful und dem Bischofsstab vor, und war nicht zu bewegen, sich der hohen Würde zu unterziehen. Er widmete seine Tage dem beschaulichen Leben und starb eines seligen Todes. Dagemund wurde früher öffentlich verehrt, nun aber nicht mehr. (Cf. Annales Catholiques de Genève; Helvetia S. Bd. I. Seite 132.)

Defendens, der heilige, Martyrer, war Soldat der thebäischen Legion, und erlangte mit andern Gefährten unter dem Kaiser Maximian die Marterpalme. Die Biographen sind über den Ort seines Leidens uneinig; jedoch litt er wahrscheinlich zu Marseille; denn Peter Galesin schreibt: „In Gallien an der Rhone ward der heilige Defendens unter dem Kaiser Maximian um Christus des Herrn willen mit mehreren andern Soldaten gepeinigt, welche die Marterkrone erlangten. Der heilige Theodor, Bischof von Marseille, beerdigte den Martyrer Defendens an dem Ufer der Rhone und ließ unter seinem Namen daselbst eine Kirche bauen." Ebenso wird der heilige Blutzeuge in Piemont verehrt, wo seine Gebeine zu Casale (Herzogthum Montferrat) aufbewahrt werden. Die Bollandisten (T. I. Jan. p. 80) erzählen: ein Bauer aus der Diöcese Casale sei am Feste des Heiligen wegen der Nichthaltung des Feiertages bestraft worden, indem er dafür erblindete. Er sah dieses als verdiente Strafe an, ging zu dem Altare des heiligen Martyrers, rief den Seligen um Hülfe an, und wurde von seiner Blindheit geheilt. Im Verzeichnisse der Heiligen steht sein Name am 2. Jänner; die Gefährten, die mit ihm litten, werden nicht genannt. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de L'Architecture sacrée", fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch den heiligen Defendens.

Deodat, der heilige, Bischof von Nevers, Apostel der Vogesen. Dieser Gottesmann war im westlichen Frankreich geboren und stammte aus einer ansehnlichen Familie ab. Die schönen Anlagen, mit denen ihn die Natur ausgestattet hatte, entwickelten sich unter dem Hauche der göttlichen Gnade sehr frühe und, was noch kostbarer ist, sie erhielten durch den wohlthätigen Einfluß der religiösen Erziehung eine höhere Weihe. Er schätzte die Lehren der Religion höher als alle Güter

Bd. I. S. 159 ff.), hat zwischen den Jahren 1350—60 dasjenige, was sie über frühere Schwestern in schriftlichen Berichten vorfand oder von andern Schwestern erzählen hörte oder was sie selbst über ihre gleichzeitigen Mitschwestern von Töß wahrgenommen und erfahren, in einer Schrift zusammengestellt. — Elisabeth war sehr demüthig und wollte ihr gnadenvolles Leben und reichbegabtes Wesen mit dem Schleier ewiger Verschwiegenheit bedecken; aber ihr geistlicher Vater, Heinrich Suso, hat in seinen Schriften viele merkwürdige Züge von ihr erhalten, die wir hier zusammenstellen. „Zu den Zeiten des Dieners der ewigen Weisheit (darunter ist Suso selbst gemeint) lebte eine geistliche Tochter des Predigerordens in dem geschlossenen Kloster zu Töß, die hieß Elsbeth Staglin und hatte einen viel heiligen Wandel auswendig und ein englisch Gemüth inwendig. Die edle Einkehr, die sie zu Gott nahm mit Herz und Seele, war so kräftig, daß ihr alle üppigen Sachen entfielen, womit sonst mancher Mensch seine ewige Seligkeit versäumt. All ihr Fleiß war nach geistlicher Lehre gestellt, mit der sie möchte gewiesen werden zu einem seligen vollkommenen Leben, wonach alle ihre Begierde rang. Sie schrieb auf, was ihr etwa Reizendes werden mochte, das sie und andere Menschen zu göttlichen Tugenden fördern könnte. Sie that wie die gewerbigen Bienlein, die den süßen Honig aus den mannigfaltigen Blumen eintragen. In dem Kloster Töß, wo sie unter den Schwestern als ein Spiegel aller Tugenden lebte, brachte sie bei ihrem kranken Leib ein gutes Buch zuwege. Darin steht unter andern Dingen von den vergangenen hl. Schwestern, wie selig die lebten und was Wunderbares Gott mit ihnen wirkte, das gar reizend ist zur Andacht gutherziger Menschen. Diese selige Schwester gewann Kundschaft des Dieners der ewigen Weisheit, zu dessen Lebensweise und Lehre sie von Gott mit großer Andacht getrieben ward. Sie lernte von ihm die Weise seines Durchbruches aus dem weltlichen äußeren Leben in das innerliche geistliche zu Gott kennen und schrieb das Alles sorgfältig auf. Schon im ersten Anfang ihres geistlichen Lebens wurden ihr hohe und vernünftige Sinne verliehen, die wohl überschwänglich waren von der bildlosen reinen Gottheit, von aller Dinge Nichtigkeit, vom Verlassen seiner Selbst, von der Bilder Bildlosigkeit und von derlei hohen Dingen, die mit schönen Worten bedeckt waren und den

Menschen Lust eintrugen. Es lag aber etwas verborgenen Schadens darhinter für einfältige Menschen und Anfänger des geistlichen Lebens. Denn ihr gebrach gänzlich die nothwendige Unterscheidung bei Lehren, wo man die Worte konnte hin- und herziehen auf Geist und auf Natur, wie eben der Menschen Gemüth beschaffen sein mag. Die Lehren waren zwar gut in sich selber, konnten ihr aber doch kein Genüge thun. Sie schrieb daher dem Diener, daß er ihr darin helfe und sie auf den rechten Weg weise. Jedoch hatte sie an jenen hohen Lehren schon sehr großen Geschmack empfunden und meinte daher, daß er niedere und strengere Lehren bei Seite lasse und ihr von den allererſten hohen Wahrheiten etwas schriebe. Allein Schwester Elsbeth Staglin, die geistliche Tochter, irrte sich; ihr geistlicher Vater Suso eröffnete mit ihr einen Briefwechsel, den er im andern Theile des ersten Buches seiner Schriften zusammenstellte. Er führte sie gemächlichen Schrittes auf der ansteigenden Bahn des beschaulichen Lebens von Stufe zu Stufe immer höher hinan, wie wir dieß in jenem Buche aufgezeichnet finden. Mit den Uebungen einer strengen Buße und der Nachfolge der Vorbilder Jesu Christi und seiner lieben Freunde — der Heiligen Gottes — wurde der Grund und Anfang des neuen Lebens in dieser geistlichen Tochter gelegt. Nach dem Einführen des äußeren Menschen in den innern erhoben sich in ihrem Geiste hohe Gedanken über hohe Dinge und sie meinte, ob sie wohl darüber Fragen stellen dürfe? Der Lehrer sprach: Ja, wenn du von Stufe zu Stufe gestiegen bist, so ist deiner geistlichen Einsicht wohl erlaubt, über hohe Dinge Fragen zu stellen. Die Tochter sprach: Saget mir, was ist Gott, oder wo ist Gott, oder wie ist Gott? Ich meine — wie er sei einfach und doch dreifaltig? Und als der Lehrer dann mit großer Gewandtheit diese Fragen behandelte und sie emporhob zur Betrachtung der ewigen Geheimnisse, da unterbrach sie ihn und sprach: „Das ist gut zu hören, weil es das Herz rühret und den Geist emporhebt, Sursum corda, hoch über sich selbst.“ Die Wege, die der Lehrer sie fortan führte, schilderte sie selber. Als sie alle diese Wege in hoher Seligkeit längere Zeit gewandelt war, schrieb ihr geistlicher Vater ihr in seinem letzten Briefe also: „Nun wohlan, Tochter, gib der Kreatur Urlaub und laß dein Fragen fürbaß sein, höre und merke selbst auf das, was Gott in dir spricht.

Du magst dich wohl freuen, daß dir zu Theil geworden, was manchen Menschen sonst vorenthalten wird. Wie sauer es dir auch in dieser geworden war, das ist nun alles mit der Zeit dahin. Dir bleibt fürbaß nichts mehr zu thun, denn göttlichen Friedens und stiller Ruhe pflegen und fröhlich zu warten der Stunde deines zeitlichen Vergehens in die vollkommene ewige Seligkeit." — Heinrich Suso hat aber nicht nur diese geistliche Tochter, er hat deren viele [illegible] zu Töß und in andern Klöstern und Familien auf dem Wege des beschaulichen Lebens geleitet, denen er bei seinen öfteren Besuchen mündlich oder schriftlich seine Lehren mitgetheilt. Schwester Elisabeth Staglin war beflissen, diese Briefe zu sammeln und in ein Buch zusammenzutragen. Elisabeth hatte von ihm selbst erfahren, wie er den süßen Namen Jesus auf sein bloßes Herz eingezeichnet habe. Da gewann sie eine besondere Liebe dazu und nähte diesen heiligen Namen mit rother Seide auf ein Stücklein Tuch, das sie selbst tragen wollte, machte auch noch viele andere solche Namen in derselben Weise. Dann bat sie ihren geistlichen Vater, daß er alle diese Namenszeichen mit Andacht auf sein Herz lege und sie ihr wiedergebe. Das that er auch, und sie nahm den ihrigen Namen und nähte ihn in das Unterkleid ob dem Herzen, wo ihn Niemand sah, und that das in der Begierde, daß ihres Herzens Andacht zu Gott desto mehr zunehme und ihr davon Glück und Heil erfolge. Die andern Namen, die sie bereitet hatte, sandte sie durch ihn allen seinen geistlichen Kindern, die er hatte, daß sie selbe in derselben Meinung bei sich trügen, und sie thaten es. Sie selber trug den Namen Jesus immer heimlich an sich und nahm ihn mit in das Grab. Da fügte es sich, daß ihr geistlicher Vater zum letzten Male zu ihr kam. Sie bat ihn nun, daß er seine priesterliche Hand auf den heiligen Namen legen möchte, den er auf sein Herz eingegraben, und dann mit derselben Hand ein Kreuz über alle seine geistlichen Töchter mache, die aus Anhänglichkeit zu ihm sich vorgenommen hätten, denselben Namen Jesu täglich mit dem lobreichen Morgengruße, den Gott ihm einst eingegeben, zu verehren, um ihn andächtig damit zu grüßen und alle Menschen zu seinem Lobe anzumahnen, daß sie der milde Gott vor aller schädlichen Widerwärtigkeit beschütze und ihnen helfen wolle, ihre Leiden zu seinem Lobe und zu ihrem ewigen Nutzen zu ertragen. Suso gewährte ihre Bitte

und sprach seinen besten Segen über alle, die in heiliger Begierde jenen Morgengruß dem Namen Gottes zu Ehren sprechen würden, und bat Gott, daß er ihnen ein heiliges Ende verleihe und ewige Seligkeit gebe. Als dann kurz darauf die selige Elisabeth starb[1]), deren Leben so heilig war, erschien sie ihrem geistlichen Vater in einem Gesichte, schneeweiß gekleidet, voll himmlischer Freude und in blendendem Lichte. Sie trat zu ihm hin und eröffnete ihm, wie sie nun im Himmel mit Gott vereinigt sei. Das sah und hörte er mit jubelnder Freude und ward mit göttlichem Trost erfüllt.

2) Elisabeth Bächlin. Als sie kaum 8 Jahre alt war, schien ihr, wie sie selbst erzählte, im Schlafe, sie sehe die heilige Jungfrau vor sich; sie ging zu ihr hin, und die Allerseligste nahm sie unter ihren Mantel, wie eine Mutter ihr liebes Kind, und sprach zu ihr: „Siehe, aus diesem Mantel will ich dich nimmer lassen!" Ihr kindliches Herz ward von da an mit Gnaden so gestärkt, daß, so oft ihr nachmals im Kloster etwas Widriges begegnete und sie darüber in Ungeduld verfiel, sie bei sich gedachte: „Ach, willst du unserer lieben Frau aus dem Mantel fliehen?" Als sie zehn Jahre zählte, merkte sie, ihr Vater wolle sie für die Welt bestimmen; sie trat kühn vor ihn hin und sprach: „Vater, du sollst wissen, wenn du mich der Welt hingibst, so werde ich dich am jüngsten Tage verklagen." (S. d. A. Bd I. S. 158.) Im dreizehnten Altersjahre kam sie ins Kloster und lebte darin 62 Jahre so fröhlich, daß, so viel Armuth und Leiden sie auch während ihrer langen Zeit zu dulden hatte, ihr nie ein Gedanke von Reue in das Herz ge-

---

[1]) Wie Herr Domdekan Greith aus zuverlässigen Quellen verbürgt, starb die selige Elisabeth Staglin 1360, also nicht 1366, in welchem Jahre Heinrich Suso sein Leben beschloß. Elisabeth hat auch das Leben der heiligen Königin Elisabeth von Ungarn, Nonne von Töß, beschrieben, die den 6. Mai 1337 ihre Tage beschloß und hat somit selbe 23 Jahre überlebt. Die Königin Agnes, Stiefmutter der Königin Elisabeth, starb zu Königsfelden den 11. Brachmonat 1364; sie hat die schwere Blutrache, die sie an den Mördern ihres Vaters genommen, wie auch die harte Behandlung bei dem früheren Besuche an ihrer Stieftochter bereut und Buße gethan, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, die genannten Personen, die zu gleicher Zeit hienieden lebten, seien im Reiche der Unsterblichkeit mit einander vereinigt worden.

kommen war, die Welt verlassen zu haben. Ihre Gesichte und Erlebnisse erzählte sie kurz vor ihrem Tode der Schwester Elisabeth Stagel: „Ich war", sagte sie, „zu einer Zeit so taub, daß man mich in großer Hut halten mußte, weil ich oft nicht wußte, ob ich recht oder unrecht thäte; dieses Leiden währte einige Zeit. Da empfing ich einmal mit dem Convent die heilige Kommunion; zurückgekehrt in den Stuhl, erinnerte ich mich an das Gebet, das der gute Leutpriester von Bichelsee (Pfarrdorf bei Fischingen im Kanton Thurgau) mir in trostlosen Zuständen zu beten empfohlen hatte, und das lautete: „Herr, ich ermahne dich, daß dein Herz und deine Hände gegen mich offen standen und daß du mir deine Gnaden nicht versagen mögest!" Als ich dieses Gebet gesprochen hatte, sprach in mir eine Stimme: „Was willst du, daß ich dir thun soll?" Da antwortete ich: „O Herr, ich will, daß du dich nimmer von mir scheidest!" Und er sprach: „Das will ich thun, ich will mich nimmer von dir trennen." Ich empfand neue Stärke und Muth und seither bin ich nie des Lebens überdrüssig geworden. Ich zähle nun 73 Jahre und es gebrach mir nie an Trost." Darnach erzählte sie ihre Gesichte; namentlich erschienen ihr wiederholt das Jesuskindlein und Maria. Als sie Kellnerin war, starb ihr Bruder und sie hätte seiner Seele gerne geholfen. Sie bekam eine Fußkrankheit und mußte den Kellerdienst aufgeben; da erschien ihr ihr Bruder und hieß sie zur Pforte gehen, mit den Worten: „Ich habe dir einen Arzt gebracht." Als sie zur Pforte kam, stund ein Jüngling dort in schneeweißem Kleide, der eine Büchse mit einer edlen Salbe trug; er salbte sie und sie wurde gesund und versah noch viele Jahre ihren früheren Dienst. Elisabeth war eine hohe Verehrerin des heiligen Bischofs Blasius. Einst sah sie ihn vor seinem Altare, angethan mit dem bischöflichen Kleide, in der Kirche stehen; sie knieete nieder, küßte ihm die Füße und stand wieder auf. Er sprach zu ihr: „Kniee nieder und empfange den Segen, trage allezeit eine wahre Sehnsucht zu den Dingen, wofür du erschaffen bist!" — Diese selige Schwester hatte besonders ein liebevolles Herz gegen Gott und die Menschen; Alles that sie Gott zu Ehren und sprach: „O mein Herr, was ich thue, das gib, wem du willst; nur sei mir allzeit hold, dann ist meine Sehnsucht gestillt." Sie hatte die besondere Uebung, während den 40 Tagen der heiligen Fasten, im Geiste zu ihm in

die Wüste zu gehen und besondere Gebete zu verrichten. Als eines Tages mehrere Schwestern bei einander saßen und mit dem Herrn in der Wüste zu sein wünschten, sprach unsere Elisabeth zu ihnen: „Das könnet ihr so gut, wie ich. Unser Herr hat sich mir mit seinen Gnaden oft freundlich erzeigt; aber nie war er inniglicher, als da ich ihn in der Wüste suchte und fand. Er gab mir in der Betrachtung die große Demuth zu erkennen, die er um unserer willen übte, als er von dem bösen Geiste versucht wurde, und ließ mich die Steine sehen, mit denen der Teufel ihn versuchte, als er sprach: „„Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich, daß diese Steine Brod werden.““ Er gab mir auch das Leiden und die Noth zu empfinden, die er durch den Hunger litt.“ Einst klagte ihr eine Schwester, daß sie wenig Trost und Unterstützung von ihren Anverwandten empfange. „Wende dich zu unserm Herrn“, war die Antwort; „ich war einst in einem gleichen Falle und von ihm erhielt ich Trost; er erinnerte mich an die Worte, die er zu Levi sprach: „„Verzichte auf deinen Vater, auf dein Erbe und weltliches Gut; ich will selber dein Erbe sein!““ Diesen Rath nahm die Betrübte gefällig an und sie entsagte um Gottes willen den Ihrigen und der Welt.

3) Elisabeth von Köllikon war ein Töchterlein von sechs Jahren, als sie in das Kloster kam; sie lernte gut schreiben und that es gerne und ohne Lohn. Selber von Hause arm, trug sie große Milde gegen die Armen. Wenn sie oft kaum fünf Pfennige hatte, gab sie drei davon den Armen, und hatte sie nur einen einzigen, so spendete sie diesen um Gottes willen. Als einmal eine Schwester für einen armen Menschen Almosen sammelte, hatte Elisabeth eben keinen Pfennig; sie zog ein Tüchlein vom Haupte und sprach: „Nimm dieses, es ist wohl einen Pfennig werth.“ Selber immer kränklich, ging sie mitleidigen Herzens gerne zu den Kranken und sprach zu ihnen Worte des Trostes, indem sie sagte: „Gott meint es mit dir gut; denn er schickt seinen auserwählten Kindern Leiden.“ „Mir ist es“, sprach sie zu einer schwer kranken Schwester, „als hätte ich es von Gott vernommen, daß er dieses Leiden dir nur darum gab, damit du ihm nicht entrinnest, sondern sein eigen bleibst.“ Für diese große Liebe war der Umkreis des Klosters viel zu enge; sie suchte auch außerhalb desselben einen Kreis für ihr

beseligendes Wirken aufzufinden, und fand ihn bei den Armen. Sie übte vor allen Tugenden besonders den Gehorsam, hielt die Ordenssatzungen auf das Genaueste und verrichtete mit großer Andacht die Tagzeiten. Noch in ihrem kränklichen Alter ging sie alle Tage zur Mette; ja, als sie schon 90 Jahre zählte und das Krankenzimmer hütete, war sie nicht zu bewegen, aus dem Chor wegzubleiben; sie war fast blind und gehörlos, stieß an den Ecken an, verirrte sich oft, so daß sie nicht wußte, wo sie war; das Alles jedoch hinderte sie nicht, ihre Pflicht zu erfüllen. Bevor sie starb, bat sie eine Schwester, ihr es anzuzeigen, wenn man zur Mette läute, weil sie es nicht hörte, und als die Schwester es einmal vergaß und sie erst zum Ende der Mette kam, klagte sie darüber und war kaum zu beruhigen. Sie starb, 90 Jahre alt, heilig, wie sie gelebt hatte.

4) Elisabeth Schäflin von Zürich. „Drei Jahre lang", sprach der Altvater Apollonius, „habe ich einen Stein im Munde getragen. Das Schweigen hat mich in meinem ganzen Leben nie gereut, aber das Reden hat mich gar oft gereut." Diese Tugend des Stillschweigens übte besonders Elisabeth Schäflin. Schon im ersten Jahre ihres Eintrittes war sie krank; dennoch hielt sie das Stillschweigen so pünktlich, daß sie es selten brach. Auch in ihren gesunden Tagen redete sie wenig und nannte keine andere, selbst ihre eigene Schwester nicht, bei ihrem Namen, sondern einfach „Schwester". Hörte sie bei den Gesprächen eine unnütze oder lieblose Rede, so stund sie auf und ging von dannen; denn sie wußte wohl, daß solche Reden unter den Schwestern den innern Frieden und die göttliche Liebe zerstören. Wenn sie auch den großen Widerspruch, den sie von Seite ihrer Verwandten erlitt, als sie sich für das Ordensleben entschloß, muthvoll überwunden hatte, so sprach der Versucher nun aus einem besessenen Menschen entmuthigend zu ihr: „Gehe nur in das Kloster, ich will dich schwer prüfen!" Sie antwortete beherzt: „Es muß gewagt werden!" Wie einst über den geduldigen Job, ließ der Herr auch über sie dem bösen Geiste große Gewalt, daß sie zwar mit mannigfachen Leiden am Leibe gepeinigt wurde; der Seele aber konnte er nicht schaden. (S. d. A. Bd. I. S. 157 ff.). Gott begnadigte die treue Kämpferin und ließ sie Herrliches schauen. Als sie einst in der Kapelle ihrem Gebete oblag, sah sie die selige Schwester Elisabeth von Elgg

vor dem Bilde unſerer lieben Frau knieen; ihr Leib war über dem Gürtel hell wie ein Kryſtall und in der Klarheit ihres Leibes bewegte ſich ein Licht ſpielend hin und her, das ſchön und klar wie die leuchtende Sonne war. Sie erkannte zugleich, daß das Licht die Seele jener Schweſter ſei, und dachte bei ſich: „Segne dich Gott, ſelige Schweſter! Ach, ich arme Sünderin, wie ſteht es wohl um meine Seele?“ Und ſogleich ſah ſie ihren eigenen Leib in derſelben Klarheit. — Am Feſttage der heiligen Urſula lag einſt Eliſabeth ſchwer krank darnieder. Vor der Mette ſchien ihr, als würde zu ihr geſprochen: „Steh' auf und geh' zur Mette!“ Sogleich fühlte ſie ſich ſo wohl, daß ſie aufſtehen und zwei große Bücher mit in den Chor nehmen konnte. Beim andern Glockenzeichen zur Mette ſah ſie die Chorthüre aufgehen und die heilige Urſula und ihre Gefährtinnen je zwei und zwei zuſammen in den Chor gehen. Sie neigten ſich vor den Schweſtern zu beiden Seiten des Chors und traten freundlich vor ſie hin. Jede trug eine grüne Palme in der Hand; die Blätter glänzten wie leuchtende Sterne, von den Zweigen ging ein überaus ſüßer Geruch aus, und der Glanz war ſo milde und der Geruch ſo zart, daß es nicht auszuſprechen iſt. In den letzten Jahren litt Eliſabeth ſehr und war oft ſo krank, daß ſie halbe Tage in Ohnmacht und bewußtlos da lag. Oft erſchrack ſie und meinte, ſie ſehe Nattern und Würmer in ihrem Bette liegen; aber ſie litt Alles mit Gelaſſenheit. War der Anfang ihres Lebens ſo hart, ſo ſollte ihr Ende um ſo ruhiger ſein. Wie ſehr die göttliche Liebe in ihrem Herzen brannte, bewies die innige Sehnſucht, mit der ſie von ihrem nahen Tode redete. Als ſie in den letzten Zügen lag, mußte man ihr ſüße Lieder vom Himmelreich ſingen. Dann ſprach ſie verklärt: „Nun bin ich dem Tode näher!“ und ſchied aus dieſer Welt.

„So ſuchten und fanden“, ſagt Herr Domdekan Greith, „die Schweſtern von Töß in ihrem Leiden bei jener Quelle Labung und Troſt, die ihnen ihr göttlicher Bräutigam an ſeinem heiligen Kreuze erſchloß; aus ſeinen heiligen Wundmalen floß ihnen das lindernde Oel herab, das ihre Schmerzen erleichterte, ihre Leiden milderte. Durch ſtete Geduld ſie wieder in Gott eintragend, wollten ſie dem Sohne Gottes gleichförmig werden, der von der Wiege bis zu ſeinem Grabe ihnen das Kreuz voran getragen und auf Erden niemals einen guten Tag gewann. Er war

edel und dennoch arm, er war zart und dennoch elend, er war in der ewigen Freude geboren und dennoch voll der Leiden, so lange er auf Erden lebte. In diesen Spiegel der Leiden des Gekreuzigten blickten sie und erkannten, daß sie ihm um so gleicher werden, je geduldiger sie litten. An das Kreuz der Schmerzen geschlagen, führten sie, um mit Heinrich Suso zu sprechen, mit den gedehnten Saiten ihrer Seele ein Saitenspiel auf, das mit seinen Tönen süß zum Himmel erklang. Leiden ertödtet den irdischen Sinn und ruft den himmlischen ins Leben, und ob auch der Leib zusammendorret, grünet die Seele in den Leiden auf, wie im süßen Morgenthau die schöne Rose. Geduld im Leiden ist ein lebendiges Opfer, ein süßer Geruch des edelsten Balsams vor Gottes Angesicht ist größer, als Todte erwecken oder Wunder wirken. Die Geduld kleidet die Seele mit rosigem Kleide, schmückt sie mit dem Scepter der immergrünen Palme, mit der Krone rother Rosen, mit dem goldenen Halsschmucke der Jungfräulichkeit; mit dieser Gezierde ausgeschmückt, wird sie einst in der Ewigkeit vor Gott ihr Freudenlied singen, das die Engel selbst nicht singen können, weil sie nie gelitten haben." (Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Elisabeth Heinburg, Nonne von St. Catharinenthal. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 155 ff.) In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu Villingen geboren, trat Schwester Elisabeth Heinburg schon als ein Mädchen von vierzehn Jahren in das Kloster St. Catharinenthal bei Dießenhofen ein und wurde darin gottesfürchtig erzogen. Sie übte das vollkommene Leben 33 Jahre lang mit solchem Eifer, daß sie durch ihre Tugenden zu einem Vorbild und Spiegel für alle Andern wurde. Aber auch Gott wirkte Wunderbares in ihr vor den Augen der Schwestern. Sie suchte es zwar sorgsam zu verbergen, zuweilen aber vermochte sie es nicht; denn die Gnade wurde äußerlich an ihrem Leibe sichtbar. Ueber ihre Zustände gefragt, offenbarte sie bisweilen Vieles. Sie erhob sich von Stufe zu Stufe zu immer höherer Vollkommenheit des Lebens; sie hielt die willige Armuth in aller Vollkommenheit nach den Vorschriften des heiligen Vaters Dominikus, brach sich selber das Nothdürftigste ab, das ihr sonst der Orden und die Regel wohl gestattet hätten, und besaß gar kein Eigenthum. Ihre jungfräu-

liche Reinigkeit war eine blühende Blume, die in ihr vollkommene Frucht brachte, und die sie so würdig und zärtlich in ihrem Herzen trug, daß sie Alles floh und in sich tilgte, was dieser Tugend in Sehen und Hören, in Worten und Gedanken Gefahr drohte. Beflissen, wie sie war, diese Tugend in sich zur höchsten Vollendung zu bringen, wurde sie der hohen Erkenntniß von Gott gewürdigt, daß der Geist sich nur durch diese Tugend in süße Vereinigung mit Gott bringe und daß niemals ein Mensch, noch ein Heiliger vollkommen wurde, der die Blume jungfräulicher Reinigkeit nicht besaß und daß ohne sie auch kein Weiser zu so hoher Kenntniß gelangen könne, wie eine vollkommene Jungfrau sie erwirbt. Diese Tugend war allzeit so zart und blühend in ihrem Herzen, daß ihr alle übrigen Tugenden um so leichter und angenehmer wurden. — Sie übte den Gehorsam in allen Stücken und beobachtete mit emsigem Fleiße die Vorschriften des Ordens und der Regel. Sie war bei der Mette und in dem Chor jederzeit die Erste und vollbrachte dort fröhlich unseres Herrn Lob mit Singen und Lesen. Sie sang über alle Maßen süß und gut und ihre Stimme hatte einen überaus lieblichen und männlichen Klang. Man traf sie stets entweder in der Arbeit oder an ihrem Gebete an, und wenn ordensgemäß die Versammlung abgehalten wurde, fehlte sie, außer im Falle einer Krankheit, nie. Niemals brach sie das Stillschweigen. Was immer die Regel vorschrieb oder die Oberen befahlen, vollbrachte sie mit willigem Herzen. Sie pflegte zu sagen: „Der Orden hat mich zu all' der Gnade und Freude erhoben und gestärkt, zu der ich gekommen bin"; und sprach dann zu den Schwestern vom Orden: „Liebet den Orden und haltet ihn vor allen Dingen; denn er führt zur rechten Reinigkeit und in ihm findet man Gott und jede Tugend, die Süßigkeit der Gnade und den sichern Weg zum Himmelreich!" Doch die Blumen solcher Tugenden konnten nur auf den Dornen einer strengen Abtödtung der sinnlichen Natur gedeihen, weil sie nur im Untergang der Sinnlichkeit ihren Ursprung haben können. Darum hielt auch Elisabeth ihren Leib in harter Zucht und großer Strenge; keine Mette war so lang und kein Winter so kalt, daß sie deßwegen ihr Gebet oder ihre Abtödtung gemindert hätte. Sie gab sich alle Nächte und alle Tage nach der Mette und nach der Complet die Geißel, daß ihr das Blut über den Rücken

herab rann und die nähern Schwestern, die neben ihr saßen, davon besprengt wurden und ihr Gewand waschen mußten. Man sah sie oft weinen in brennender Liebe zu Gott; sie suchte aber Alles, was sie übte, zu verbergen. Durch zwölf Wochen und noch länger, und während der Advent- und Fastenzeit, sowie an allen Freitagen sprach sie kein Wort, ohne wichtige Ursache. Sie versagte sich im kalten Winter die Wärme des Ofens und des Feuers und nährte sich nur mit geringen Speisen, am liebsten mit Brodstücklein, welche zerstreut auf dem Tische lagen. Sie trank selten Wein, nie aber an den Freitagen, in der Fasten und im Advent, und wenn sie auch trank, so mischte sie Wasser darunter. Wohl wissend, daß Gott am sichersten in der Einsamkeit zu finden ist, floh sie die Welt und den Umgang mit den Menschen so, daß sie von sich bezeugen konnte, sie sei, seit sie das Kloster bewohne, niemals an einen Ort gekommen, wo ein Mann sich eingefunden, außer wenn sie im Beichtstuhle dem Beichtiger ihr Gewissen geoffenbaret habe. Ihre Zelle war ihr Paradies auf Erden. Ihr Herz war voll Erbarmung gegen ihre Nebenmenschen; sie hätte gerne für Jeden den Tod gelitten, wenn ihm dadurch die Gnade der Seligkeit und die Vollkommenheit der Tugend zu Theil geworden wäre. Diese Liebe wandte sie auch den leidenden Seelen im Fegfeuer zu, und es verging kein Tag, an welchem sie ihnen nicht durch ihre Bußübungen, Fasten, Wachen und Gebete liebevolle Hülfe zusandte. Bei der Erwägung, wie die Seelen, die Gott nach seinem Ebenbilde erschuf, in dem Feuer der Reinigung schmachten und leiden, wünschte sie in herzlichem Mitleiden, ihre Schmerzen mit ihnen theilen zu können. Auch mit den Sündern trug sie großes Erbarmen, wenn sie überlegte, wie bitter und schmerzlich Gott sie mit seinem Blute erlöst habe und bat darum besonders für die Sterbenden. Sie hatte ein gar mildes Herz; so oft sie Jemanden betrübt sah, nahm sie an seinen Leiden den innigsten Antheil. Friedfertig gegen alle Menschen, übte sie ihre Sanftmuth auch gegen ihre Schwestern im engeren Kreise und wandelte in großer Sanftmuth unter ihnen. Sie ging immer mit gesenktem Haupte einher und wandte, wie unser Herr, ihre Augen andächtig zur Erde. Sie litt ihre öftern Krankheiten geduldig und wünschte, für Gott noch mehr leiden zu können. Sie dürstete nach der Gerechtigkeit, hielt beständig mit ihrem Gewissen Rath und

büßte die kleinsten Unvollkommenheiten. — Auf diesem Wege gelangte sie zur Demuth, welche die Wurzel aller Tugenden ist, aus welcher der herrliche Baum der Vollkommenheit aufwuchs, der in ihrem Leben so reiche Früchte trug. Sie war so demüthigen Sinnes, daß sie sich selber immer erniedrigte. Alle Gnaden, die Gott innerlich und äußerlich an ihr zeigte und wirkte, suchte sie sorgfältig zu verbergen, daß Niemand etwas davon inne werde und sie von Niemanden darum ein Lob empfange. Und als die Gnade so überfließend in ihr wurde und Gott wunderbare Dinge mit ihr wirkte, sprach sie so schön und hoch von Gott, daß es Ungeübte kaum verstanden. Elisabeth war voll des heiligen Geistes, ihr Antlitz entzündete sich, wie das eines Engels, und war oft von Thränen heiliger Liebe und Sehnsucht benetzt. Wie demüthig war ihre Anklage in der Beichte und wie flammend ihr Verlangen zum hochheiligen Abendmahle. Nachdem diese Auserwählte in solcher Weise alle sinnlichen Begierden der Seele, die Seele aber Gott unterwürfig gemacht und sich von aller Selbstliebe abgelöst hatte, trat sie nun in jenes Verhältniß zu Gott ein, wo Gott in der Seele und die Seele in Gott lebt. Sie übte allezeit einen in Werken lebendigen Glauben; befielen sie Zweifel, so ruhte sie nicht, bis sie Rath bei gelehrten Meistern oder in der heiligen Schrift gefunden hatte. Ihr Herz war voll süßer Hoffnung; zwar war Alles, was sie Gutes that, in ihren Augen klein, aber die Hoffnung auf Gott brachte ihr jederzeit den reichsten Trost. Vor allen andern Tugenden war die göttliche Liebe in ihr blühend und trug reiche Früchte. Ihr Herz war von der Liebe Gottes so entzündet, daß alle ihre Begierden und Gedanken sich auf Gott richteten, und sie bestrebte sich, alle irdischen Wünsche in ihrem Herzen zu ersticken. Als sie ihr ganzes Leben in solchen Uebungen vollbracht hatte, sprach sie: „Meine Seele hat den Sieg errungen und der Leib muß ihr unterwürfig sein; denn was meine Seele begehrt, das muß mein Leib willig vollziehen!“ — In Folge dieses vollkommenen Tugendlebens, stellten sich bei ihr häufig auch die Erscheinungen des mystischen Lebens ein, Gesichte der Heiligen, Entzückungen und erhöhte Erkenntniß in göttlichen Dingen. Elisabeth Heimburg starb 47 Jahre alt. Herr Domdekan Greith hat ihr Leben in seinem trefflichen

Buche: „Die deutſche Myſtik im Prediger-Orden“ ausführlich beſchrieben.

Eliſabeth Zumbrunnen, ſ. Alexius von Kirrweiler ꝛc.

Eliſabeth Geilinger, Aebtiſſin von Magdenau. Die Ciſtercienſerinnen zu Magdenau (Augia Virginum B. M. V.) waren urſprünglich auf dem Brühl bei der Stadt St. Gallen und wurden durch Schenkung von Gütern des edlen Rudolf Giel von Glattburg, Erbkämmerers des Stifts St. Gallen und und ſeiner Gemahlin Gertrud nach Magdenau verſetzt. Die Genoſſenſchaft zählte bis zur Zeit der Reformation nur Frauen von adeligen Häuſern aus dem St. Galliſchen alten Fürſtenlande, aus dem Toggenburg und dem Thurgau; auch in ſpätern Zeiten treffen wir meiſt Frauen aus guten Familien der Städte Wyl, Lichtenſteig, Rorſchach, Rapperſchwyl, Arbon, Fiſchingen, Mammer u. ſ. w. Hier begegnen wir der Frau Aebtiſſin Eliſabeth Geilinger, einem ächten Vorbilde weiblicher Tugend und Aufopferung. Geboren in Winterthur, faßte ſie frühzeitig den Entſchluß, ihr Leben dem Herrn zu weihen und ihre Tage in klöſterlicher Stille zu beſchließen. Sie nahm zu Magdenau den Schleier und legte nach vollendeter Probezeit daſelbſt die heiligen Gelübde ab. Der Himmel hatte ihre Schritte dahin geleitet, um in den Händen der Vorſehung ein auserwähltes Werkzeug zur Wiederherſtellung jenes Kloſters zu werden. Eliſabeth war nämlich vor dem Ausbruch der kirchlichen Umwälzung des ſechszehnten Jahrhunderts ins Kloſter getreten. Damals ſtand die Abtei unter der Leitung der Amalia Giel von Glattburg, welche ſich ſehr gewiſſenlos gegen das Stift benahm, indem ſie daſſelbe 1529, ohne bei den Conventfrauen anzufragen, den Landleuten im Toggenburg mit der Bedingung übergab, dafür in der Magdenau bleiben zu dürfen. Tief gekränkt über die Auflöſung des Kloſters und den Abfall einiger Schweſtern, welche den Schleier mit dem Trauring vertauſchten, kehrte die hochherzige und geiſtreiche Eliſabeth nach Winterthur zu ihren Verwandten zurück, wo ſie ihrem Gelübde treu blieb, und Jedermann durch ihren ſittlichen und tugendreichen Wandel erbaute. Indeſſen ſiegten 1531 die katholiſchen Stände bei Kappel und auf dem Gubel; da faßte die edeldenkende Nonne wieder Muth und ein neuer Hoffnungsſtern ging in ihrem Innern zur Herſtellung ihres Kloſters auf. Sie war raſtlos thätig und verwendete ſich

mit vieler Gewandtheit bei den Gesandten der Eidgenossen zu Baden und beim Fürstabt von St. Gallen für die Wiederherstellung ihres Klosters. Ihre Bemühungen wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt; sie kehrte hocherfreut mit ihrer Freundin Affra Schenk von Kastell nach Magdenau zurück. Die Abgeordneten der acht alten Orte bezeichneten die Frau Affra zur Aebtissin; allein diese lebte nur wenige Jahre und Elisabeth mußte die Leitung des Klosters auf sich nehmen. Sie leitete mit Weisheit ihre Genossenschaft und ihr erbaulicher Wandel zog viele Töchter an, sich unter ihre Leitung zu begeben. Bald wuchs die Anzahl der Frauen, der Wohlstand des Klosters besserte sich und bei ihrem seligen Tode, der 1551 erfolgte, war ihr Kloster wieder in der schönsten Blüthe. Elisabeth Geilinger war gelehrt und schrieb selbst die Geschichte des Klosters von 1528—1532, welche wichtige Aufschlüsse über die damaligen Zeitzustände gibt. Magdenau zählte fortwährend die gehörige Anzahl Klosterfrauen und von 1244 bis 1850 haben daselbst 528 Frauen die heiligen Gelübde abgelegt. Ein Conventual von Wettingen leitet das Kloster. — Das Wappen des Gotteshauses ist die Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf dem Arm. (S. Wegelin, II. 56, 91—94; Leu, VIII., 266; von Mülinen, Helv. S. II. 117—120).

Ermentrud, Stifterin des Gotteshauses von Balmes. Der heilige Columban hatte das Kloster Luxeuil, eine wahre Pflanzschule der Heiligen, gegründet, welche in der Folge heilsam auf Frankreich und unsere Schweiz wirkten. Die vornehmsten Jünglinge damaliger Zeit sammelten alldort wissenschaftliche Kenntnisse, ließen sich in diese heilige Gemeinschaft aufnehmen oder kehrten, reich an Tugenden und Frömmigkeit, in ihre Heimath zurück, wo sie in der Nähe und Ferne die evangelische Lehre ausstreuten. Ein Sohn Wandalens, Herzogs von Hochburgund, der auch in diesem Kloster studierte, ließ sich unter die Ordensbrüder aufnehmen und wurde seines heiligen Wandels wegen auf den bischöflichen Stuhl von Besançon erhoben. Dieser Gottesmann, Donat mit Namen, verstund es, seine Verwandten für heilige Stiftungen zu begeistern und sie selbst zu Heiligen umzuwandeln. Er lebte mit seinem Bruder Ramnelen in gottinniger Verbindung und erinnerte ihn an die hohe Stellung, die er als Herzog von Hochburgund einnahm.

Ramnelen wurde nämlich nach dem Tode des Vaters Herzog und war ein würdiger Nachfolger desſelben. Jonas ſchreibt von ihm: „Er war ausgezeichnet an Adel und Weisheit und trat nach des Vaters Tod in deſſen Würde; er lebte zwar in Mitte der Welt, war aber ſehr beſtrebt in der Liebe zu ſeinem Erſchaffer.“ Mit Wärme empfahl ihm Donat, für die Ausbreitung der Kirche Jeſu thätig zu ſein und ihre Anſtalten zu ſchützen und zu erweitern. Auf ſein Zureden ſtellte Ramnelen das von den Alemannen zerſtörte Kloſter Romainmotier, welches das fromme Brüderpaar Roman und Lupicin erbaut hatte, wieder her und ſetzte den frommen Siagrius zum Abte ein. Ihm zur Seite ſtand ſeine edle Gemahlin Ermentrud, die, von gleichen Geſinnungen beſeelt, ihrem frommen Gatten bei kirchlichen Stiftungen nicht nur an die Hand ging, ſondern ihn wahrhaft dafür begeiſterte. Wir wiſſen nicht, wie lange dieſes gottgefällige Paar im Ehebunde gelebt und ob der Himmel demſelben Kinder geſchenkt habe; nur melden die Annalen, daß Ermentrud ihren theuern Gemahl überlebte. Als ſie den Wittwenſchleier angezogen, bereitete ſie ſich durch Ausübung frommer Werke auf das ewige Leben vor, um in den Wohnungen der Seligen wieder mit ihrem Gemahle vereinigt zu werden. Sie ſetzte ſich in der Waadt, wo ſie am Fuße des Jura, in der Nähe von Iſerten, für Männer ein Kloſter gründete, welches zu Ehren des heiligen Erzengels Michael eingeweiht wurde, ein ſchönes Denkmal. Es ſcheint, daß die Herzogin bald nachher die Erde mit dem Himmel vertauſchte, weil ihrer ſpäter nicht mehr gedacht wird. In der Folge kam ihr Stift unter die Congregation von Cluny und die Aebte von Cluny, Wilhelm IV. und Bertrand, verleibten ſelbes in den Jahren 1294 und 1297 dem Cluniacenſerſtift Peterlingen ein. Papſt Clemens V. (1305 bis 1314) beſtätigte 1309 und 1311 jene Einverleibung. Seither wurde Balmes durch einen Conventualen von Peterlingen verſehen, der zuerſt Prior, hernach mehrentheils Rektor hieß, bis es mit ſeiner Mutterkirche Peterlingen nach der Einnahme der Waadt durch die Berner (1536) aufgehoben wurde (S. Louis de Charrière le prieuvé et la commune de Baulmes in den Mém. et Doc. de la Suisse Rom. T. XIII., p. 57 — 134; Nikolaus Friedrich von Mülinen, Topographie des alten Kantons Bern, I., S. 139, manuscript).

Eustachius von Pontremoli, Kapuziner. In Pontremoli geboren, das den südlichsten Theil des Staates von Parma bildet, wurde Eustachius sehr jung mit dem seraphischen Orden des heiligen Franziskus näher vertraut und hegte bald den Wunsch, demselben einverleibt zu werden. Sein evangelischer Wandel und seine ausgezeichneten Naturanlagen machten ihm die Aufnahme leicht, und bald wurde er den ältern wie den jüngern Ordensbrüdern ein Vorbild jeglicher Tugend. In seiner Liebe zur Armuth lebte er stets dürftig und verband mit ihr eine unbegrenzte Demuth, die ihm in Italien allgemeine Ehrfurcht erwarb. Allein er haschte nicht nach Menschenlob und bat darum seine Oberen, ihn in die Schweizerprovinz zu versetzen. Seine Bitte wurde ihm gewährt; aber je mehr er die Würden floh, desto mehr gelangte er zu Ehren und Ansehen. Sein Ruf war ihm bereits vorausgegangen; man kannte seinen unbescholtenen und heiligen Wandel und seine Klugheit in der Verwaltung eines Klosteramtes; deßwegen mußte er bald nach seiner Ankunft die Leitung der eintretenden Novizen übernehmen. Er leitete mit vieler Umsicht und Klugheit die jungen Brüder, und verstand es, in ihnen den alten Menschen auszuziehen und in einen neuen umzubilden. Bei ihm wirkten nicht so fast Worte, als vielmehr sein Beispiel, indem er selbst sich den Novizen gleichstellte. Er trug unter seinem Kleide einen härenen Gürtel und gab sich oft die Geißel; er fastete sehr streng, genoß oft ganze Tage hindurch nur etwas Brod und Wasser, schlief des Nachts nur eine kurze Zeit und brachte den übrigen Theil der Nacht in Betrachtung und Gebet zu. Er brachte das göttliche Opfer mit einer seltenen Andacht dar und war von der Heiligkeit desselben so sehr ergriffen, daß er oft in Verzückung gerieth; er war überzeugt, die Engel wären dabei anwesend und erfreute sich zuweilen ihrer sichtbaren Gegenwart. Er ward wiederholt zum Guardian, wie auch zum Definitor erwählt. Schon über achtzig Jahre alt, wurde er als Oberer nach Stans beordert, wo er das Ziel seiner Pilgerreise erreichte. Gott rief ihn, nachdem er die heiligen Sakramente mit der größten Erbauung empfangen hatte, den 22. Wintermonat 1634 zu sich, um ihn mit der Krone der Unsterblichkeit zu schmücken. Die Trauerkunde seines Todes verbreitete sich schnell in dem Flecken und die Bestürzung war allgemein. Die Frau des Anton Lussi, welche

eine verdorrte Hand hatte und den Verblichenen wie einen Heiligen verehrte, eilte in die Kirche zur Leiche, kniete vor der Bahre nieder und sprach: „Guter Vater! sind deine Verdienste bei Gott angenehm, so erbitte mir die Heilung meiner Hand.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so war sie von ihrem Uebel geheilt. Es waren mehrere Personen in der Kirche anwesend, die alle über das erfolgte Wunder Gott lobten. (Siehe Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III., Pars I. p. 20 etc.)

Eustachius Wey von Luzern, Franziskaner, geboren um das Jahr 1617, war von Jugend an ein holder und gottseliger Knabe, fühlte einen beständigen Drang zu den Wissenschaften und legte die ersten Studien in seiner Vaterstadt unter den Vätern Jesuiten zurück. Er studierte die Theologie im Auslande und zeichnete sich darin so glänzend aus, daß er nach Vollendung derselben die Doktorwürde erlangte. Frühzeitig mit den VV. Franziskanern bekannt, sprach ihn ihre Lebensweise und die Regel des seraphischen Ordens vor allen andern Orden besonders an, und er trat in deren Gesellschaft, wahrscheinlich zu Luzern selbst. Er bewährte seinen Ordensberuf durch einen stillen, frommen und gottseligen Wandel, verlegte sich fleißig auf das Studium und entwickelte in Führung der Geschäfte eine Gewandtheit, die mit Recht Bewunderung erregte. Darum wurde er frühzeitig zu Aemtern befördert, stieg von den niedern zu den höhern und wurde im Jahre 1650 den 8. Herbstmonat zum Provinzial der Straßburger Franziskanerprovinz erwählt. Er vereinigte Liebe und Ernst, zwei erforderliche Bedingnisse eines Oberen, in sich, nahm nützliche Reformen vor, schaffte eingeschlichene Mißbräuche in den Klöstern ab, ermunterte die jüngern Ordensglieder zum fleißigen Studium und leuchtete Allen als Muster vor, indem er, was er Andern auftrug, selbst pünktlich erfüllte. Nachdem seine Amtszeit abgelaufen war, arbeitete er fleißig im Weinberg des Herrn als Guardian in Solothurn (1664), war deßwegen sehr beliebt und geschätzt, und Vorgesetzte und Untergebene, Geistliche und Weltliche suchten bei ihm Rath. Zum zweiten Male (8. Herbstmonat 1668) ward ihm die oberste Leitung der Provinz übertragen, und mit demselben segensreichen Erfolg leitete er die Angelegenheiten des Ordens. Auch wurde er zum Generalkommissär der kölnischen Franziskanerprovinz

ernannt. Er war eine wahre Zierde seines Ordens und starb für die Seinen viel zu früh, den 29. Christmonat 1675, erst 58 Jahre alt. (Siehe Franz Hafner, Sol. Schauplatz II., 125 bis 126, Solothurn 1666; Leu XX. 396; Herr von Balthasar, berühmte Luzerner, Luzern 1778, 242.)

F.

Fara, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w.

Faro, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w.

Felix Schmid, Dominikaner. Vor der großen Kirchenspaltung traten viele Adelige in den Ordensstand, die durch wissenschaftlichen Sinn und religiöse Bildung sich auszeichneten. Unter Andern nennen wir Felix Schmid, um das Jahr 1441 oder 1442, einer adeligen Familie in Zürich entsprossen. Er liebte von Jugend an die Wissenschaften, mied deßwegen müßigen Umgang in Gesellschaften, lag fleißig den Werken der Frömmigkeit ob, und trat, nachdem er seine Studien meistens in seiner Vaterstadt vollendet hatte, zu Basel in das Kloster der Dominikaner, dessen Zierde er wurde. Felix bekleidete verschiedene Aemter, stieg von Würde zu Würde, und wurde endlich Ordensoberer. Als oberster Vorstand der Provinz besuchte er seine Klöster, trachtete, überall Zucht, Ordnung und Liebe zu den Wissenschaften zu unterhalten und erfüllte die Pflichten seines Amtes gewissenhaft. Er war ein besonderer Verehrer des Leidens Jesu Christi und erwog dasselbe oft in seinen Gebets- und Betrachtungsstunden; diese Liebe zu dem gekreuzigten Heilande weckte in seinem Herzen die Sehnsucht, jenes heilige Land, in welchem unser Herr gelebt und gelitten hat, zu besuchen. Im Jahre 1479 führte er diesen Plan aus und pilgerte nach Jerusalem. Nach seiner Zurückkehr erzählte er seinen Brüdern viel Schönes und Rührendes von dem gelobten Lande und setzte hinzu, er werde noch einmal, wenn ihn Gott am Leben erhalte, dahin gehen. Sein Wunsch ging 1483 in Erfüllung. Felix Schmid starb zu Ulm 1502 als ein verdienstvoller frommer Mann. Die meiste

Zeit seines Lebens hatte er in dem Kloster Ulm zugebracht, und wollte darum auch da seine Grabstätte wählen. Er besuchte die Dominikaner in Zürich selten, und zwar aus dem Grunde, weil sie in ihrem Berufe nicht wenig ausarteten. Er hatte ihnen ihre Auflösung vorausgesagt. Unter den Dominikanern von Zürich war gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein solches Sittenverderbniß eingerissen, daß ihnen der Rath schon 1486 das Beichthören bei den Nonnen in Oetenbach untersagen mußte. Als Zürich von der katholischen Kirche abfiel, wurden die Mönche (1524) aufgehoben und das Vermögen des Klosters kam an das nahe gelegene Spital. — Felix Schmid widmete sich in den Mußestunden, die ihm von seinen Berufsobliegenheiten übrig blieben, den Wissenschaften und dem Studium der Geschichte. Er ist der Verfasser mehrerer Schriften, von denen „die Geschichte von Schwaben" (Historia Suevorum) Erwähnung verdient, die Melchior Goldast von Heimensfeld in den „Rerum Suevicarum Scriptores" herausgab. Leu, Holzhalb, Haller, von Mülinen u. A. m. erwähnen rühmlichst dieses Mannes.

Ferreolus, der heilige, Glaubensprediger, Martyrer in Besançon. Der heilige Irenäus, ein Grieche, und allem Anscheine nach aus Smyrna in Kleinasien gebürtig, war ein Schüler des heiligen Polykarp, Bischofs von Smyrna, welcher den Glauben aus der reinsten Quelle, aus der Unterweisung des heiligen Apostels Johannes selber geschöpft hatte. Den Unterricht seines großen Lehrers schrieb Irenäus mit unauslöschlichen Zügen in das Innerste des Herzens und versäumte dabei nicht, auch in den weltlichen Wissenschaften sich auszubilden. Man bedurfte derselben, um die Heiden mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und den Ketzern, welche Philosophen zu Führern hatten, ihren Irrthum beweisen zu können. Polykarp blickte mit Freude auf seinen gelehrten, beredten und mit allen Gaben des heiligen Geistes ausgerüsteten Zögling, und sandte ihn mit mehreren Gefährten, unter denen der Priester Ferreolus und dessen Bruder Diakon Ferrutius genannt werden, nach Gallien (Bolland., Acta Ss. T. V. Junii, p. 335—349). Zwischen den südlichen Küsten des Landes und den Häfen Kleinasiens bestund damals ein lebhafter Handelsverkehr, welcher die Verbreitung der Lehre Jesu sehr erleichterte. Frühe schon erglänzte das Licht des Glaubens in der heutigen Provence und

verbreitete sich allmälig bis nach Vienne und Lyon, welche Stadt zu jener Zeit bereits wegen ihrer vortheilhaften Lage an der Rhone ein bedeutender Handelsplatz war. Wenn die Begierde, Reichthümer zu sammeln, viele Menschen antrieb, sich allem Ungemache einer langen Seereise auszusetzen, so bewog das Verlangen, dem Herrn Seelen zu gewinnen, großmüthige Verkünder des Evangeliums, denselben Gefahren ohne Furcht und Bedenken sich preiszugeben. Unter diese Zahl gehört der heilige Irenäus mit seinen Genossen. In Lyon angekommen, wurde er von dem heiligen Photin, dem ersten Bischofe dieser Stadt, der ebenfalls aus Smyrna stammte und von Polykarp nach Lyon gesandt worden war, freundlich empfangen und erhielt aus der Hand desselben die Priesterweihe. Bald gewann er in dem Maße das Vertrauen des Oberhirten, daß ihm dieser eine wichtige Sendung nach Rom übertrug. Er reiste nach Genf und überstieg, wie einige Biographen unseres Heiligen meinen, den großen Jupitersberg. Diese Ansicht ist nicht unwahrscheinlich; denn damals war der große St. Bernhard die Heerstraße der Römer. Gewiß ist aber, daß der Heilige unsern Schweizerboden betreten hat. Papst Eleuther empfing den Gesandten in väterlicher Huld, unterrichtete ihn in den Gebräuchen und Vorschriften der römischen Kirche, salbte ihn dann zum Bischofe und entließ ihn mit seinem Segen, worauf dieser wieder nach Lyon zurückkehrte. Dort aber war indessen eine blutige Verfolgung ausgebrochen und der neunzigjährige Bischof Photin war als Opfer seines heldenmüthigen Glaubensbekenntnisses gefallen. Irenäus folgte dem heiligen Blutzeugen um das Jahr 177 im Amte; er kannte die Würde und Bürde desselben, aber er erschrack nicht; denn es galt, Gottes Ehre zu verfechten und den Glauben an Jesus mit Hülfe tüchtiger Mitarbeiter, die ihm zur Seite standen, in den Herzen zu begründen und immer weiter auszubreiten. Sein Eifer beschränkte sich nicht allein auf die Stadt Lyon, die er nach dem Zeugnisse des heiligen Gregor von Tours durch seine Predigten in kurzer Zeit zum Glauben brachte, sondern erstreckte sich auch auf die umliegenden Provinzen. Er sandte den Priester Ferreolus mit dem Diakon Ferrutius nach Besançon und übertrug ihm die Bekehrung der Stadt und Umgegend. Willig folgte Ferreolus dem Auftrag und ging auf seinen Posten. Er trat mit einem Eifer auf, der vom Geiste

Gottes herrührte; seine Unterweisungen und Predigten wirkten auf die Herzen der Heiden mit solcher Kraft, daß viele ihre Götzen verließen und die Religion des Kreuzes annahmen. Als Apostel im wahren Sinne des Wortes dehnte er auch seine Wirksamkeit auf andere Orte aus; drang nach Raurachien, nämlich in die Grenzen des heutigen Bisthums Basel, und wurde daher mit Recht auch als ein Schweizerapostel gefeiert, wie die alten Martyrologien hinreichend nachweisen. Jedoch wird dieß von der neuern Kritik in Abrede gestellt. Gelpke in seiner Kirchengeschichte der Schweiz sagt: „Man hat nun wohl schon die in den alten Martyrologien genannten Irenäusschüler, den Presbyter Ferreolus und den Diakonus Ferrutius, die zu Besançon den Martertod erduldet haben sollen, auch zu Aposteln Rauracheins gemacht; es ist das aber eine ebenso unbegründete, als unbedachte Annahme.“ Aber, fragen wir, warum hat die Kirche von Basel von jeher jene von Besançon als ihre Mutterkirche betrachtet? War es nicht deßwegen, weil durch die ersten Glaubensboten von daher die christliche Morgenröthe in das finstere, heidnische Raurachien herüberdrang? Und gelten nicht die nämlichen Gründe für das Bisthum Lausanne, welches Besançon ebenfalls als seine Metropole anerkannte, wie es im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (Bd. I. S. 862) so trefflich nachgewiesen ist? Ferreolus und sein Diakon Ferrutius wanderten von Ort zu Ort und verkündeten überall, wohin sie kamen, die Lehre des Welterlösers. Sind sie auch nicht bis nach Lausanne vorgedrungen, so kamen nach ihrem Tode deren Schüler dahin; denn das Brevier von Lausanne sagt: „Daß bald nach dem Tode der genannten Martyrer ihre Schüler oder Gefährten das Licht des Evangeliums nach Wifflisburg brachten, dafür sprechen nicht nur der damals gefeierte Name jener Stadt und die umliegenden Orte, sondern das Alter des Bisthums von Avenche und Lausanne, welches das erste war, das zu der Metropole von Besançon gehörte und schon im dritten oder im Anfange des vierten Jahrhunderts seine eigenen Hirten hatte [1].“ Gegen

[1]) Die Bischöfe von Besançon waren unermüdlich, die angrenzenden Helvetier im Christenthume zu unterrichten und verwendeten eine nicht geringe Sorgfalt zur Bekehrung dieses Volkes. „Von diesen,“ sagt Herr Blum, „empfingen

30 Jahre hatten dieſe Gottesmänner den evangeliſchen Samen ausgeſtreut; da brach (212) unter dem Kaiſer Aurel Antonin Caracalla eine neue blutige Verfolgung gegen die Chriſten aus. Claudius, ein roher und grauſamer Chriſtenverfolger, der damals Statthalter in Beſançon war, begab ſich nach Valence zum Cornelius, dem Befehlshaber der kaiſerlichen Armee, fand klagte Ferreolus und Ferrutius als Chriſten an. „Es befinden ſich in unſerer Stadt," begann er, „zwei Männer, welche Chriſtus den Gekreuzigten predigen und mehr als die halbe Stadt für dieſe Religion gewonnen haben. Unter den Uebergetretenen befindet ſich auch meine Gemahlin. Den Jungfrauen verbieten ſie, zu heirathen, und von unſern Göttern ſpricht man allgemein nur mit Verachtung" u. ſ. w. „Geh," ſprach Cornelius, „zu dem Statthalter mit unſerer Vollmacht und laſſe dieſe Lehrer unter Marter und Folter tödten, damit die Uebrigen, die ſich zu dieſer Sekte bekennen, eingeſchüchtert werden. Sogleich begab ſich Claudius nach Haus und ertheilte Befehl, den heiligen Ferreolus und ſeinen Bruder Ferrutius, die außerhalb der Stadt in einer Grotte wohnten, gefangen zu nehmen und vor ihn zu führen. Er ſetzte ſich zu Gericht, forderte ſie im Namen des Kaiſers auf, den Götzen zu opfern und ſtieß zugleich furchtbare Drohungen gegen die heiligen Bekenner aus; ſie blickten gen Himmel, bezeichneten ſich mit dem heiligen Kreuzzeichen und ſagten: „Du findeſt uns bereit; vollziehe, was der Teufel, dein Vater, dir aufgetragen hat.... Wir glauben an unſern Erlöſer, und Folter und Marter werden uns nicht überwältigen, denſelben zu verläugnen." Knirſchend vor Grimm ließ Claudius die Heiligen aufhängen, geißeln und in einen finſtern Kerker führen. Nach drei Tagen wurden ſie ihm wieder vorgeſtellt; ſie wiederholten mit derſelben Standhaftigkeit ihr Glaubensbekenntniß und brannten vor Begierde, daſſelbe mit ihrem Blute zu beſiegeln. Nun ſchnitt ihnen der Henker die Zunge ab, aber die Freunde Gottes redeten und verkündeten laut Gottes Lob. Der Statthalter ergrimmte noch mehr, ließ Jedem 30 ſpitzige Nägel in den Leib ſchlagen und ſie darauf enthaupten. An der

---

die Rauracher den erſten Samen des Evangeliums, der unter der Verfolgung verſchiedener Kaiſer und bei den verheerenden Einfällen der Germanen im Verborgenen aufkeimte."

Stelle, wo sie enthauptet wurden, verbreitete sich ein überaus lieblicher Geruch und die Zuschauer ergriff eine wunderbare Furcht. Die Christen nahmen während der Nacht die heiligen Leiber weg und beerdigten sie in der nämlichen Höhle, in der sie sich durch Gebet und Lobgesänge geheiligt hatten. Im Jahre 370, als die Kaiser Valentinian und Valens herrschten, entdeckte der selige Erzbischof Anian ihre Körper, ließ auf ihrem Grabe eine Kirche sammt einem Kloster bauen und übergab dieses frommen Mönchen, die darin ein heiliges Leben führten. Im eilften Jahrhundert wurden die Heiligen in die Stadt übertragen. Der Erzbischof Wilhelm von Besançon ließ 1246 die heiligen Gebeine der gemarterten Gottesfreunde zur öffentlichen Verehrung aussetzen; bei dieser Feier war der Bischof Johann I. von Lausanne (1240—1273) gegenwärtig sammt drei andern Bischöfen. Joseph Hubert von Boccard, Bischof von Lausanne (1746 bis 1758), erhielt eine Rippe von den heiligen Martyrern, welche nach Morens, wo man den Heiligen eine Kirche erbaute und einweihte, feierlich übertragen wurde. Abbé Migne bezeichnet den heiligen Ferreolus als ersten Bischof von Besançon; allein die Bollandisten (Acta Ss. T. III. Junii p. 515) und alle andern Biographen nennen ihn einfach Priester und Herr Hunkler bemerkt: „Freilich soll Ferreolus, nach einer alten Ueberlieferung von Besançon, die bischöfliche Weihe erhalten haben, wie dieses immer zu geschehen pflegte, wenn die Päpste und die Bischöfe evangelische Arbeiter in fremde Länder sandten. Dieß war die herrschende Meinung bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts, wo der Erzbischof Hugo I. für gut fand, den heiligen Ferreolus aus dem Verzeichniß seiner Vorgänger auszustreichen und denselben blos als Martyrer uud Apostel der Sequanier, nicht mehr aber als ersten Bischof von Besançon und Stifter dieser Kirche anzusehen." Die Diözese Lausanne-Genf begeht der Seligen Andenken am 16. Brachmonat, an welchem Tage ihr Name auf dem Verzeichnisse der Heiligen steht.

Ferrutius, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w.

Franziska von Schauenburg, Aebtissin von Seckingen, Großherzogthum Baden. „Dieß hochberühmte älteste Stift in unsern alemannischen Landen," sagt Herr von Mülinen, „das zwar, genau genommen, nicht in unsere Helvetia Sancta gehört, weil es eigentlich nie auf Schweizerboden war

(gehörte jedoch zum Bisthum Konstanz), aber wegen seiner vielfältigen Beziehungen zur Schweiz, namentlich zum Lande Glarus und dem nördlichen Theil des Kantons Aargau, doch vorzüglich ein schweizerisches Gotteshaus war, verdankte seine Gründung dem heiligen Fridolin." Nachdem der Heilige einige Zeit in unsern Schweizerlanden das Apostelamt versehen hatte, ließ er sich bleibend in Seckingen nieder und baute hier zwei Klöster, eines für Frauen, das andere für Männer. Zu welcher Ordensregel sich ursprünglich das Frauenkloster bekannte, dem in späterer Zeit das Männerstift untergeordnet war, kann nicht mehr nachgewiesen werden. Nach der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts befolgte es wahrscheinlich diejenige des heiligen Benedikt. Nachdem aber Seckingen ein adeliges Damenstift geworden, lebten dessen Mitglieder nach selbst bestimmten Regeln. Seit dem dreizehnten Jahrhundert nannten sie sich Domfrauen. Die erste bekannte Aebtissin war Bertha, Schwester des Königs Karl des Dicken; ihr folgte Richarde, die Gemahlin des eben genannten Fürsten. Zu jeder Zeit standen erlauchte, oft durch Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Personen dem Stifte vor. Zur Zeit der Reformation stand Kunigunde, Gräfin von Geroldsegg, aus Schwaben, dem Stifte vor, welche ihre Untergebenen zum Festhalten an der römisch-katholischen Kirche ermunterte. Papst Paul III. erhielt davon Kenntniß und belobte in einem eigenen Schreiben die Standhaftigkeit der Stiftsdamen im katholischen Glauben. Sie starb 1543 an der Pest; ihr Grab zierte die Inschrift: „Sie war mit erhabenen Tugenden geschmückt und so berühmt, daß sie von der ganzen umliegenden Gegend immer geliebt wurde." Auch noch in späterer Zeit finden wir in dieser Abtei preiswürdige Vorsteherinnen. Eine solche war Franziska von Schauenburg, um das Jahr 1588, aus dem Elsaß gebürtig. Frühzeitig erkannte sie die Nichtigkeit der irdischen Größe, die Fallstricke der Welt, in welche die Reichen so leicht verwickelt werden, verzichtete deßhalb auf den Ehestand und trat in das Damenstift von Seckingen, wo mehrere Frauen ihres Ranges ein sehr erbauliches Leben führten. Sie stand wegen ihres frommen Wandels, mit dem sie das Gotteshaus zierte, bei Allen, die sie kannten, in hohem Ansehen. Im Jahre 1658 starb die Aebtissin Agnes von Greuth aus Rheinau und Franziska von Schauenburg sollte ihr im Amte folgen. Sie ent-

ſchuldigte ſich ihres Alters wegen, indem ſie ſchon 70 Jahre zählte; doch alles Bitten half nichts, die edle Greiſin mußte ſich fügen. Sie regierte noch 14 Jahre, ſtarb 1672 mit vielen Verdienſten gekrönt, 84 Jahre alt, und blieb in geſegnetem Andenken. Ein neuerer Geſchichtsſchreiber gibt ihr das ſchöne Lob: „Sie war eine Frau von ausnehmender Güte und Frömmigkeit.“ — Die Abtei Seckingen hatte im Laufe der Zeit allerlei Schickſale und namentlich Unfälle und Drangſale aller Art erlebt. Als ſie nach der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts an das Haus Oeſterreich fiel, wollte dieſes in derſelben eine gänzliche Reform vornehmen oder ſie vielmehr aufheben. Es gelang jedoch den unabläſſigen Bemühungen der letzten Fürſtäbtiſſin, Maria Anna von Hornſtein-Göffingen, einer wahrhaft ausgezeichneten Frau, das ihr anvertraute Stift noch einmal zu retten, indem ſie im Jahr 1785, obgleich ſchon 60 Jahre alt, ſelbſt nach Wien reiste, dem Kaiſer Joſeph II. die wahre Sachlage aus den mitgebrachten Akten und Urkunden darſtellte und ihn für ſich zu ſtimmen wußte. Da brach die franzöſiſche Revolution aus, und Seckingen wurde von den Deutſchen und Franzoſen hart mitgenommen; die Beſitzungen im Frickthale gingen verloren und die Abtei kam dadurch in Schulden. Im Jahre 1806 ging das alte römiſche Reich zu Grabe, Seckingen fiel an das Großherzogthum Baden und da ſchlug auch die Todesſtunde für das Stift. Es wurde ſogleich aufgehoben und die Aebtiſſin erhielt mit den Stiftsdamen einen Jahresgehalt. So endete nach einem rühmlichen Beſtande von beinahe 1300 Jahren die denkwürdige Stiftung des heiligen Fridolin, das älteſte Kloſter in Alemannien, dem ein Theil der Schweiz die Kenntniß des Chriſtenthums zu verdanken hat. (Vergl. P. Moritz Hohenbaum van der Meer, Stiftsarchivar in Rheinau, Geſchichte des fürſtlichen freiadeligen Stifts Seckingen nebſt Urkunden, Bd. II. Folio, geſchrieben 1790.)

Franziska von Chantal, die heilige, Wittwe, ſiehe Franz von Sales u. ſ. w.

Franz von Chur, Kapuziner. Gott führt ſeine treuen Diener auf verſchiedenen Wegen zur Heiligkeit und ſeine Gnade wirkt in allen Lebensverhältniſſen wunderbar nach den Worten des Apoſtels: „Das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beſchämen.“ Franz von Chur, der einfache

Kapuzinerbruder, steht mit goldenen Buchstaben im Buche des Lebens eingezeichnet, wenn er auch der Welt verborgen war und die Geschichte uns nicht einmal dessen Familiennamen meldet. Wir wissen blos von ihm, daß er sich vom P. Ludwig Fossombrone als Laienbruder in den Kapuzinerorden aufnehmen ließ und seinen Beruf in den seraphischen Orden durch jene Tugenden bethätigte, die den Religiosen zum Ordensmanne bilden, nämlich durch strenge Abtödtung und Selbstverläugnung und treue Nachfolge des Gekreuzigten. Er liebte den Vater im Himmel mit ungetheiltem Herzen und suchte den Willen Gottes auch in den kleinsten Dingen zu erfüllen. Er zeigte eine hingebende und aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Kranken, welchen er zu Rom viele Jahre versah. Einst pflegte er zu Colle-Veteri einen Kranken, dessen Zustand sich von Tag zu Tag verschlimmerte. Aus Liebe zu demselben wollte er mit dem Arzt selbst sprechen, der sich jenseits der Tiber zu Fossingen aufhielt. Er ging an die Tiber, traf einen Schiffmann, der eben hinüberfahren wollte, erklärte diesem, er habe kein Geld, er bitte ihn aber um Gotteswillen, daß er ihn in sein Fahrzeug aufnehme und hinüberführe. Der Schiffer verweigerte die Aufnahme, spöttelte über des frommen Mannes Bitte, stieß vom Lande und ging bald darauf in den Wellen mit seinem Fahrzeug elend zu Grunde. Bruder Franz benahm sich überhaupt leutselig gegen Jedermann, versagte Niemanden einen Liebesdienst und suchte die Sünder von der Bahn des Verderbens zurückzuführen. Zu Rom nahm er einst ein Kreuz in die Hand, durchlief die Straßen der Stadt und rief: „Sünder, thut Buße!“ Er erreichte ein hohes Alter und schloß 1557 in der heiligen Stadt die Augen, um sie dem ewigen Lichte zu öffnen. (S. Massæus Annaniens., Seraphischer Paradiesgarten, Bd. I. S. 532—533.)

Franz von Sales, der heilige, Fürstbischof von Genf. (Zus. zu dem Art. Bd. I., S. 227 ff.) Das edle Geschlecht von Sales, aus dem der heilige Franz abstammte, ist uralt. Schon im eilften Jahrhundert melden die Annalen von einem edlen Gerard von Sales, der als Ritter unter dem König Rudolf III. von Burgund diente. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte auf dem Schlosse Sales der edle Franz, Herr von Novelles, der sich mit der frommen Gräfin, der einzigen Tochter des Herrn Melchior von Sionnaz, um das Jahr

1560 vermählte. Ihr Ehebund blieb sechs Jahre ohne Nachkommenschaft; denn die junge Baronesse zählte bei ihrer Vermählung erst 14 Jahre; nachdem sie aber 21 Jahre alt geworden, erfreute sie der Himmel mit einem Knaben, der eine mächtige Stütze der Kirche wurde. Dieses geschah den 21. August 1567 auf dem Schlosse Thorens, an einem Donnerstag Abends zwischen 9 und 10 Uhr. Der Geborne wurde am Tage darauf aus der Taufe gehoben und erhielt in derselben die Namen Franz Bonaventura, führte aber nur den ersteren. Schon bei der Taufe bemerkten die Umstehenden an dem Kinde außerordentliche Dinge, die von dessen künftigen Heiligkeit zeugten; und der Baron von Lucinges sprach zum Vater: „Bitten Sie Gott zur Fortpflanzung ihres Hauses um andere Kinder; denn dieses trägt unverkennbare Zeichen, daß es sich nur Gott und der Kirche widmen werde.“ — Der Knabe, wiewohl anfänglich schwächlich, erstarkte bald, bildete sich körperlich und geistig aus und entsprach vollkommen den schönen Tugenden seiner christlich gesinnten Mutter. Eine unbegrenzte Lernbegierde beseelte den zarten Knaben, und bevor er noch lesen konnte, griff er schon nach den Büchern, die ihm in die Hände fielen. Zu seiner Erzieherin sagte er: „Bittet meine Eltern, daß sie mich unterrichten; ich werde euch dafür danken, und wenn ich einmal groß und selbstständig sein werde, so will ich euch alle Jahre ein schönes Kleid von röthlicher Ratine schenken.“ Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, kam er, sieben Jahre alt, in die Collegien de la Roche und Annecy (1573—1580), in denen er schöne Fortschritte in der lateinischen Sprache und in andern Fächern, die zu den niedern Schulen gehören, machte. Der Vater, auf die höhere Bildung seines Sohnes bedacht, sandte ihn in Begleitung des Hofmeisters Johann Deage, eines frommen und gelehrten Mannes, sammt dem getreuen Diener Georg Rolland nach Paris, wo er (1580—1586) die Redekunst, die Weltweisheit und auch die Theologie mit glänzendem Erfolg lernte. Hierauf kehrte er in den Schooß der Seinigen zurück und mußte auf Befehl seines Vaters die Universität von Padua besuchen, wo er die Rechte und die Theologie studierte (1586 bis 1590). Eben war er im Begriff, die Rückreise zu seinen Eltern anzutreten, als er von seinem Vater die Weisung erhielt, eine Reise durch Italien zu machen. Er that es und lenkte dann

die Schritte zu den Seinigen, die Alles ſchon zu einer rühmlichen Laufbahn für ihn angeordnet hatten. Er erhielt bald das Diplom eines Advokaten und wurde Rathsherr von Chambery. Als ihn ſein Vater mit dem edlen Fräulein von Suchet, einzigen Tochter des Grafen von Vegy, verbinden wollte, verzichtete der junge Graf auf jene Würden und Anträge und erklärte, er habe ſich dem Dienſte der Kirche geweiht. Am 21. Chriſtmonat 1593 brachte er in der Kathedrale von Annecy ſein erſtes heiliges Meßopfer dar. Noch vor der Entrichtung desſelben wurde er Dompropſt an der Kirche von Genf, wo er vom Biſchof Claudius von Granier ſehr hoch geſchätzt war. Karl Emmanuel I., Herzog von Savoyen, eroberte 1594 Chablais ſammt den drei Landvogteien Gex, Terni und Gaillard, welche, Provinz die Berner 1536 dem Herzog Karl III. gewaltthätig entriſſen hatten. Die erſte Sorge des Fürſten war, den wahren Glauben in dieſen Gegenden wieder herzuſtellen. Zu dieſem apoſtoliſchen Miſſionswerke ward Franz von Sales vom Biſchofe ernannt. Geſtärkt durch das Gebet, ging der unerſchrockene Miſſionär in Begleitung ſeines Vetters Ludwig von Sales, Domherrn von Genf, mit dem heiligen Kreuze einem Volke entgegen, das aus blindem Eifer die Katholiken und ihre Lehren haßte. Mit Beihülfe eines Jeſuiten und eines Dominikaners ſammt drei Kapuzinern führte er zum Erſtaunen der Welt in wenigen Jahren (1594—1598) 72,000 Proteſtanten in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück. Als er ſich noch in Chablais aufhielt, berief ihn der Herzog nach Turin, um mit ihm einige wichtige Artikel zu beſprechen. In rauher Winterszeit am Ende Novembers begab er ſich mit ſeinem alten treuen Diener Georg Rolland auf den Weg und beſtieg unter furchtbarer Nordkälte und wildem Schneegeſtöber den großen Sanct Bernhard. Bei dem Hoſpiz angelangt, klopfte Rolland an die Kloſterthüre. Der Propſt Andreas von Tillier (ein Edelmann aus Aoſta, 1587—1611) und ſeine Mönche eilten herbei, die erfrorenen Gäſte, die wie Todte ausſahen, in die Zimmer zu führen und ſorgfältig zu pflegen. Nachdem ſie ſich gepflegt und erholt hatten, reiste der Heilige glücklich nach ſeiner Beſtimmung. Da er ſeine Gegenwart in Chablais nicht mehr für nöthig erachtete, kehrte er nach Annecy zurück, erſtattete ſeinem Biſchof Bericht über ſeine apoſtoliſchen Arbeiten und wurde von dieſem

mit Beistimmung des Herzogs zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt. Nach dessen Tode, der den 17. Herbstmonat 1602 erfolgte, ward Franz den 8. Christmonat zu Thorens zum Bischofe gesalbt. In seiner Geisteskraft widmete er sich mit ganzer Seele seinen heiligen Amtsverrichtungen und seiner Diözese. Vor Allem sorgte er (1603) für den Unterricht der Jugend, nahm nützliche Reformen vor, widmete seine Aufmerksamkeit dem jungen Klerus, ertheilte den Beichtvätern nützliche Vorschriften, verfaßte ein neues Ritual und stellte in den Klöstern Zucht und Ordnung her. Franz von Sales war der Mann, der die Verhältnisse durchschaute, der nicht nur in seinem Sprengel, sondern weit und breit Großes und Erhabenes förderte. Hier sehen wir ihn auf der Kanzel, dort im Beichtstuhle und am Krankenbette, hier am Schreibpulte, dort in den Hütten der Armen, unablässig beschäftigt, um Allen Alles zu werden. Katholiken und Protestanten bewunderten den großen Mann der Liebe und alle Zungen verherrlichten sein Lob. Nur der Prädikant Gaberel wagte es in neuerer Zeit, seine Mission in Chablais zu verdächtigen; aber die Annales Catholiques de Genève (Jahrg. 1852) rechtfertigten den Heiligen und züchtigten nach Noten den Verdächtiger und Verleumder. Er stund mit den Bischöfen von Wallis auf freundschaftlichem Fuß und hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß daselbst der katholische Glaube erhalten und durch Missionäre (1601—1604) neu belebt wurde. Franz stund dem Bischof Adrian II. von Riedmatten liebreich zur Seite, und als nach dessen Absterben die Wahl auf Hildebrand II. fiel, beeilte sich der Heilige, ihm Glück zu wünschen. Hildebrand II. dankte ihm und lud ihn zugleich ein, seiner Weihe anzuwohnen. Der heilige Fürstbischof von Genf sagte zu und reiste 1614 nach Sitten. Wie nun diese Feier vor sich ging, erzählen uns die zwei Herren Charmoisy und Franz Favre, die den heiligen Bischof begleiteten. Die Dom- und Rathsherren der Stadt gingen ihm bis auf Morges, eine Stunde von Sitten, entgegen und der Großdekan Peter Brantschen bewillkommnete ihn in einer rührenden Rede. Franz von Sales erwiederte einige Worte, ebenso bescheiden, als treffend und gelehrt. Die Abgeordneten geleiteten ihn nach Sitten, wo ein herrlicher Empfang seiner harrte. Am Tage der Weihe des Bischofes bestieg er, angethan mit dem Chormantel und der

Inful, die Kanzel und sprach über die Bischofswürde; er redete edel, einfach und so kräftig, daß selbst die zahlreichen Protestanten, die aus Neugierde dahingekommen waren, durch seinen Vortrag nicht wenig erbaut wurden. Seine Predigt gefiel dermaßen, daß man in ihn drang, eine zweite zu halten. Er fügte sich gerne, predigte nun von den Kennzeichen der wahren Kirche, der Nothwendigkeit der ununterbrochenen Folge der Oberhirten und der Einen Gewalt, welche Gelehrte und Unwissende unterrichtet. „Aus diesen Zeichen", sagte er, „kann auch der Ungelehrte, ohne wissenschaftliches und theologisches Forschen, die wahre Kirche erkennen. Ueber allen christlichen Gesellschaften besitzt einzig die römische Kirche eine kurze und leicht faßliche Art, dem Volke die evangelischen Wahrheiten beizubringen; die Art und Weise des Vernünftelns paßt weder für das Volk noch für Andere; denn sie führt die Gelehrten und die aufgeklärtern Geister zu erbärmlichen Thorheiten und Widersprüchen. Die Kirche sammt ihrer Lehre, gegeben für alle Menschenklassen, ist vielmehr ein Gegenstand des Glaubens und der Unterwerfung und nicht des Nachgrübelns und des Zankes; und sie kennt keine andere Methode als die lehrende Gewalt, mit der sie alle unterrichtet, was zu glauben nothwendig ist. Und was ist der Vernunft angemessener, als an Gott, an die Kirche und ihre Lehrgewalt zu glauben, an jene ehrwürdige Anstalt, an die sich die geistreichsten und gelehrtesten Männer aller Zeiten angeschlossen haben?" Diese Worte, die der heilige Redner so liebreich und anziehend vortrug, wirkten ergreifend auf die Zuhörer; sie stärkten die Katholiken im Glauben und erschütterten die Protestanten um so mehr, da sie solche Wahrheiten noch nie gehört hatten, weil die bürgerlichen Gesetze verboten, Religionsstreitigkeiten auf der Kanzel zu behandeln. Als er durch die Stadt Sitten ging, drängte sich das Volk in dichten Massen, ihn zu sehen, und aus Aller Munde ertönte: „Dieser ist ein wahrer Heiliger!" Die Mütter brachten ihm ihre Kinder und er segnete sie. — Der heilige Prälat hatte immer ein Vorgefühl des herannahenden Todes, und machte schon nach drei Jahren (1617) sein Testament, welches erst in neuerer Zeit von Marquis Eugen von Roussi von Sales aufgefunden wurde, als er die Schriften des Archivs vom Schlosse Sales durchging. Die Annales Catholiques de Genève (Jahrgang 1857) haben dieses veröffentlicht. „Ich

Unterzeichneter", fängt er an, „Franz von Sales, durch Gottes Gnade Biſchof und Fürſt von Genf, thue meinen letzten Willen durch dieſes Teſtament kund und übermache es Jenen, die es angeht. Zuerſt bitte ich Gott den Allmächtigen, daß er meiner Seele Barmherzigkeit erweiſe und ſie in ſein ewiges Reich aufnehme, welches unſer Erlöſer durch die Vergießung ſeines Blutes uns zugänglich gemacht hat. Zweitens rufe ich die glorreiche Jungfrau Maria, unſere Frau, und alle Heiligen an, daß ſie für mich die Barmherzigkeit Gottes im Leben und im Tode anflehen. Drittens: ſollte es der göttlichen Vorſehung gefallen, die heilige, einzig wahre, katholiſche, apoſtoliſche und römiſche Religion in den Gegenden von Genf herzuſtellen, ſo verordne ich, wenn ſie nämlich bei meinem Abſterben hergeſtellt iſt, daß man meinen Leib in meiner Kathedrale in Genf begrabe; ſterbe ich aber vor deren Bekehrung, ſo ſetze man mich in hieſiger Stadt, nämlich in Mitte des Schiffes der Kirche der Heimſuchung, die ich geweiht habe, bei. Sollte ich außerhalb meiner Diözeſe ſterben, ſo können Jene, die in meinem Gefolge ſein werden, nach ihrem Gutdünken handeln. Viertens verehre ich aus innigſter Ueberzeugung die frommen Gebräuche der Kirche und ſetze feſt, daß man dreißig Kerzen anzünde und ſelbe rings um meinen Leichnam aufſtelle, einzig mit dem Namen Jeſu, ohne jegliche Kränze oder Ahnenbilder: dadurch bekräftige ich, daß ich nur allein den von den Apoſteln verkündeten Glauben bekenne. Sonſt aber, da Alles, was die Welt Ueberflüſſiges und Eitles mit den heiligen Ceremonien vermengt hat, von mir verabſcheut wird, ſo verbiete ich in aller Strenge, man möge keine andere Kerzen und Fackeln um meine Tumba ſetzen. Meinen Erben befehle ich, ſie ſollen dieſen Verordnungen nichts beifügen; von den Freunden und Blutsverwandten aber verlange ich, daß ſie ihre Anhänglichkeit durch Gebet, Almoſen und Meſſenleſen kundgeben. Fünftens überlaſſe ich meinen Erben alle unbeweglichen Güter, Aktien u. ſ. w., auf die ich Anſprüche hatte und die mir zum Erbtheil von meinem Vater und meiner Mutter zufielen. Unter die Erben gehören mein Herr Bruder Bernard von Sales, meine Schwägerin, die Dame Maria Amata von Rabutin, mein Bruder Johann Franz von Sales, Großkantor und Domherr meiner Kirche und mein Generalvikar, für ein Drittheil; die männlichen Kinder des Hauſes Gallus von Sales, meines Bru-

ders, und Herr von Boisy und von Vilart Roget, für ein Drittheil; der Herr Ludwig von Sales, Baron von Thorens, Herr von Thuille, Ritter und ausgezeichneter Rathsherr von Genf, für ein Drittheil. Diese drei Theile machen das Ganze aus. Vorausgesetzt, meine Erben seien mit dieser Theilung zufrieden und verlangen nie etwas Anderes, als was ich von meinem Vater und meiner Mutter ererbt habe. Sechstens überlasse ich dem Herrn Johann Franz von Sales, meinem Generalvikar, die Möbel und alles übrige Hausgeräth, wessen Gattung dieses auch immer sein möge. Ich werde ihm urkundlich und auf einem Pergament meinen Willen erklären, wozu diese Gegenstände verwendet werden sollen. Diese Verordnungen lege ich denen, welchen ich mich anvertraue, als Gewissenspflicht auf. Gegeben zu Annecy, den 29. Wintermonat 1617, Franz, Graf von Genf. Ich machte die Durchstriche (ratissures) und Verbesserungen mit eigener Hand. Franz, Bischof von Genf." Bevor er nach Frankreich reiste, änderte er (den 6. Wintermonat 1612) am obigen Testamente einige Punkte. — Im Jahre 1621 trafen ihn seine Brüder auf seinem Zimmer in tiefer Betrachtung und er sagte zu ihnen: „Lasset mich allein mit meinem Gott mich unterhalten, der mir soeben Wichtiges mittheilt; ich werde es euch später auch mittheilen." Diese erwiederten: „Nicht wahr, die Bearbeitung eines neuen Werkes?" „Nein", sprach er, „davon ist jetzt keine Rede, ihr werdet es ein anderes Mal vernehmen." — Einige Tage zuvor redete er mit der ihm theuren Schwester Simpliciana, Klosterfrau von Belley. Da sie ihn ins Kloster kommen sah, weinte sie, und als der Heilige an sie die liebreiche Frage stellte: „Warum sind Sie traurig?" erwiederte sie: „Ach, hochwürdiger Bischof, weil Sie noch in diesem Jahre sterben werden; bitten Sie doch unsern Herrn und seine heilige Mutter, daß dieses nicht geschehe; ich bitte Sie darum." „Nein, meine Tochter," sprach der Bischof, „das thue ich nicht." „So werde ich es thun", war die Antwort, „und ich werde Gott den Herrn bitten, daß er Sie noch lange zum Wohle Ihrer Töchter und seiner Kirche leben lasse." Er schaute sie ernst an und sagte: „Lasset von diesem Begehren ab; warum wollet Ihr hindern, daß ich hingehe, auszuruhen? Ich lasse Euch die Mutter Chantal, welche für Euch Sorge tragen wird. Im Uebrigen baue man nicht zu viel auf die Menschen, die alle

sterblich sind, sondern auf den ewig lebenden Gott, der allein die Arbeiten segnet und ihnen Gedeihen gibt.“ Franz liebte die Schwester Simpliciana sehr; denn sie gehörte zu jenen demüthigen und redlichen Seelen, denen der Himmel im Geheimen sich offenbart. Als sie sich zum ersten Male vor die heilige Franziska von Chantal stellte und um die Aufnahme in den Orden bat, frug diese die Bittstellerin, aus welchen Gründen sie eine Klosterfrau werden wolle. Die Gefragte antwortete: „Mein Oheim sagte mir oft, mir mangle die Geschicklichkeit, um in der Welt leben zu können; ich glaube Alles, was man mir sagt, und ich thue auch Alles, was man mir befiehlt.“ — Die Vorhersagung der Schwester Simpliciana erfüllte sich leider noch im selben Jahre zu Lyon, am 28. Christmonat 1622. Sein Tod wurde alsogleich auf wunderbare Weise seinen Freunden geoffenbaret. Er erschien seinem Bruder Ludwig von Sales, der sich auf dem Schlosse von Thuille aufhielt, seinem Neffen Karl August von Sales, der schwer krank darnieder lag und plötzlich gesund aufstund, den Nonnen Anna Jakobine Coste, der Maria Margaretha Michel und vielen Andern. Die Leiche wurde den 18. Jänner 1623 von Lyon nach Annecy übertragen. In der Begleitung derselben war auch sein unzertrennlicher Diener Georg Rolland, der dem Heiligen während seines ganzen Lebens gedient hatte. Er wurde zu Annecy in der Kirche der Visitantinnen beigesetzt, wo seine Gebeine von Königen und Fürsten und allen Menschenklassen ununterbrochen bis zur französischen Staatsumwälzung verehrt wurden. Die Visitantinnen hatten zu Annecy zwei Klöster, aber beide verschlang die fränkische Uebermacht. Die Töchter des heiligen Franz von Sales wurden 1793 aus ihren friedlichen Mauern vertrieben; wie zur Zeit des großen Abfalles wurden auch ihr Kloster, ihre Kirche und Besitzungen als Staatsgut erklärt und feilgeboten. Die thätigsten Bewerber und Käufer waren die Genfer, und bewiesen abermal, daß ihr Haß gegen den hl. Fürstbischof noch nicht erloschen sei. Die Einwohner von Annecy, welche die hl. Ueberreste des hl. Franz und der hl. Franziska hoch verehrten, sannen auf Mittel, dieselben zu retten. Vier angesehene Bürger der Stadt, nämlich die Herren Burquier, Amblet, Rochette und Balleydier, eilten in die Kirche der Visitantinnen und brachten die heiligen Leiber in Sicherheit und die hohen Prälaten Merinville und Solles

beſiegelten die Reliquienbehälter. So lange Napoleon I. herrſchte, wurden die heiligen Leiber bei den eben erwähnten Herren Amblet und Burquier aufbewahrt; als aber der Welt der Friede wiedergegeben wurde, verlegte man das Käſtchen, das die Gebeine des heiligen Fürſtbiſchofs von Genf enthielt, in die Kathedrale von Annecy, jenes der heiligen Franziska in die Seitenkapelle der Pfarrkirche des heiligen Mauritius. — Indeſſen ſollte das Mutterhaus der Viſitantinnen zu Annecy wieder erſtehen und die Heiligen, die da früher geruht, beigeſetzt werden. Dazu hatte ſich die Vorſehung ein Werkzeug erkoren, durch welches der große Plan ausgeführt werden ſollte. Dieſer von Gott berufene Mann war Claudius Franziskus Thiollaz, Biſchof von Annecy; er war geachtet und geſchätzt in Savoyen, Italien und Frankreich und tauſend und abermal tauſend Zungen prieſen ſein Unternehmen. Von allen Seiten floſſen milde Beiſteuern zu und in wenigen Jahren war ein geziemendes Kloſter errichtet. So war ein Theil ſeiner Aufgabe glücklich gelöst, aber noch fehlte die Kirche. Woher ſollte der Erſchöpfte Geld nehmen und die Koſten beſtreiten? Er vertraute auf die Hülfe des heiligen Fürſtbiſchofs und fand bald große Wohlthäter. Das königliche Brautpaar von Sardinien, Karl Felix und Marie Chriſtine, zeigten ſich bereit, die Herſtellung der Kirche zu beſtreiten, kamen in Perſon nach Annecy und waren anweſend, als am 16. Aug. 1824 der erſte Stein zur Kirche gelegt wurde. Nachdem die Kirche ausgebaut war, gedachte Mgr. Thiollaz, die Leiber der Heiligen in die neue Kirche zu übertragen und eine beſondere Feierlichkeit zu veranſtalten. Er holte dazu zuerſt die Bewilligung des heiligen Vaters ein und legte ihm den ganzen Plan vor. Leo XII., ein hoher Verehrer beider Heiligen, willfahrte den 1. Heumonat 1826 bereitwillig ſeinen Bitten, gewährte überdieß allen Chriſtgläubigen zu ewigen Zeiten für Lebendige und Abgeſtorbene einen vollkommenen Ablaß, welche am Tage der Uebertragung der heiligen Leiber oder während der Octav derſelben beichten und kommuniziren, die neue Kirche der Viſitantinnen beſuchen und daſelbſt in der Meinung des heiligen Vaters beten. Um die Gläubigen über die Aechtheit der Gebeine des heiligen Franz von Sales und der heiligen Franziska von Chantal zu beruhigen, beſchloß der Biſchof von Annecy, beide Reliquienkäſtchen genau zu unterſuchen. Am 19. Heumonat 1826

gegen 7 Uhr Abends, verfügte ſich der hohe Prälat in Begleitung der Herren von Rolland, Propſt, Carlin, Domherr und Generalvikar, Neyre, Direktor des großen Seminars, von Arcine, Großkantor und Offizial, Poncet, Domherr und Generalvikar, Choumonet, biſchöflicher Kanzler, in die Kathedrale, fand die Siegel, welche ſeine Vorfahrer Merinville und Solles an das Reliquienkäſtchen geſetzt hatten, unverletzt (am 26. Heumonat öffnete er jenes der heiligen Franziska und fand es ebenfalls in unverletztem Stande); alle Anweſenden prieſen die Vorſehung, die in den Zeiten der Verwüſtung die Gebeine der Heiligen unverſehrt bewahrt hatte. Der hochwürdige Biſchof ließ die Bahre, in der der heilige Fürſtbiſchof von Lyon nach Annecy gebracht wurde, herbeitragen, legte die Reliquien des Heiligen in dieſelbe und befahl, ſie in ſein Schloß zu tragen. Inzwiſchen vernahm Herr Paul Franz von Sales, bevollmächtigter Miniſter in Rußland, von der bevorſtehenden Feierlichkeit; er war ein frommer und edler Mann, ein Vetter des Heiligen und letzter Sproſſe ſeiner Familie in männlicher Linie (ſtarb in Thorens den 26. Auguſt 1850, ungefähr 70 Jahre alt). Auch er ſuchte die Feierlichkeit zu heben, ließ ein ſilbernes, mit mehreren Goldverzierungen ausgeſtattetes Käſtchen verfertigen, in welches die Gebeine ſeines heiligen Verwandten bei der Uebertragung gelegt fortan ruhen ſollten. Der hochwürdige Biſchof von Annecy beſtimmte den 21. Auguſt zur Uebertragung des verklärten Heiligen und lud den königlichen Hof von Sardinien, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Italien, Frankreich und der Schweiz und viele andere hohe Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes dazu ein. Endlich kam der beſtimmte Tag: es war ein herrlicher Triumphtag, der an Pracht und Herrlichkeit jenen ſeiner Heiligſprechungsfeier zu überwiegen ſchien. Den 21. Auguſt 1826 begab ſich der Biſchof mit dem Klerus um 8 Uhr Morgens in die Kathedrale und kleidete ſich mit den Dienern der Kirche in feſtlichen Schmuck. Als der Auszug beginnen ſollte, fiel ein ſtarker Regen, aber bald heiterte ſich der Himmel auf und die Prozeſſion ſetzte ſich in ſchönſter Ordnung in Bewegung. Das Reliquienkäſtchen wurde von acht Prieſtern getragen, denen zwölf Weihrauchträger vorangingen. Die Prieſter ſangen Hymnen zur Ehre des Heiligen, und drei Muſikchöre in verſchiedenen Abtheilungen des Zuges ſpielten abwechſelnd zur Verherrlichung

der Feier. Abends 5 Uhr hielt der Biſchof Peter Joſeph Rey in Gegenwart des Hofes von Sardinien (die hohen Perſonen hatten ſich am Morgen etwas verſpätet) des zahlreichen Klerus und Volkes die Feſtrede. Der Erzbiſchof von Amaſie, der die Predigt anhörte, ſagte: „Ein heiliger Biſchof verkündet das Lob eines heiligen Biſchofes.“ Einige Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Generalvikare mehrerer Diözeſen und viele Prieſter begleiteten den feierlichen Zug. Aus der Schweiz waren die hochwürdigen Herren Tobias Yenni, Biſchof von Lauſanne, und de Rivaz, Abt von St. Moritz, ſammt andern Prieſtern und weltlichen Herren anweſend. Die Gebeine der heiligen Franziska wurden am 23. Auguſt übertragen. Die erſte Uebertragung zählte 532, die zweite 300 Prieſter; die geſammte Zahl von Fremden ſtieg auf 36,000 Seelen, die ſich vom Anfange bis zum Ende eingefunden hatten. Wie ſchon bemerkt, können die Wallfahrer alle Jahre einen vollkommenen Ablaß gewinnen; dieſe Gnadenfriſt dauert vom 21. bis 30. Auguſt. Heiliger Franz von Sales, erhalte Savoyen und unſere theure Schweiz! Sei bei dem Throne des Herrn unſer Fürbitter und Vermittler! (Cf. Relation de la Translation des Reliques de S. François de Sales et de sainte J. Françoise de Chantal, Annecy, 1826. (Iſt in der Buchhandlung nicht mehr erhältlich.) Hamon, M., Vie de saint François de Sales, Evéque et Prince de Genève, 2. Vol. Paris 1854; de Larivière, Vie de S. François de Sales, écrite en 1624, Livre IV.; Charl. Aug. de Sales; Mémoires de la mère de Chaugy; Recueil de la mère Greffier etc. etc.)

Franz von Sulz, Kapuziner. Nach der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, als Luthers Irrlehre in der Stadt Sulz am Neckar, im Königreich Würtemberg, ſchon allgemein eingedrungen war, wohnte allda ein gewiſſer Folz, des Handwerks ein Seiler; er und ſeine Gattin waren ſtrenge Lutheraner und hatten zwei Söhne, die ſie in dieſer Lehre erzogen, von denen einer Namens Johann das Handwerk ſeines Vaters trieb. Als er älter geworden, begab er ſich auf die Wanderſchaft und fand in Altorf bei einem Seilermeiſter Anſtellung. Dieſer erzählte zuweilen von den Gnadenerweiſungen und Wundern der allerſeligſten Jungfrau zu Einſiedeln; Johann hörte ihm begierig zu, hielt aber Alles, was er vorbrachte, für fabelhaft und abergläubiſch. Als bald darauf ſein Meiſter nach Maria-Einſiedeln wallfahrtete, begleitete ihn Johann zu dem Gnadenorte,

um seine Neugierde zu befriedigen und die Verehrung Mariens zu bespötteln. Als er in die schöne Kirche trat und sich der heiligen Kapelle näherte, sah er eine Menge Pilger knieen, die laut beteten; er sah ihre Andacht, die brennenden Kerzen, die Votivtafeln, und lachte heimlich darüber. Da sich bei eintretender Nacht die Wallfahrer zurückzogen, entschloß er sich, als der Pförtner die Kirche schloß, alle Winkel und Zugänge in den Nebengängen auszuspähen. Plötzlich überfiel ihn der Schlaf, der bis um Mitternacht andauerte. Da hörte er eine strafende Stimme, die zu ihm sprach: „Johannes, warum schläfst du hier? Erwache, stehe auf und gehe in die Kapelle.“ Erschrocken stund er auf, ging von Furcht ergriffen zu der Kapelle, welche er geöffnet fand, trat hinein, blieb dort stehen, bis eine Stimme ihm rief, er solle die Kniee beugen. Auf die Kniee hinsinkend fing er an zu seufzen, die Thränen flossen reichlich, und Maria erbarmte sich des armen Jünglings, der im Irrthume erzogen worden war. Ein unaussprechlicher Trost überströmte sein Inneres und das Licht des Glaubens erhellte seinen Geist. Als der Morgen dämmerte, kam der Pförtner mit den Schlüsseln, die Kirche zu öffnen; er fand das Heiligthum geöffnet und den Jüngling vor dem Gnadenbilde, in Thränen gebadet. Erstaunt sprach derselbe zu Johannes: „Wie bist du hereingekommen, da ich doch Abends die Thüren zugeschlossen habe? Wer hat dir aufgethan?“ Der Begnadigte erzählte umständlich, was vorgefallen war, und der Pförtner eilte zum Oberen des Klosters, denselben von diesem Wunder zu berichten. Dieser ließ den Handwerker zu sich kommen, unterrichtete ihn gründlich in den Wahrheiten der christkatholischen Religion, taufte ihn, hörte seine Beicht an und ertheilte ihm darauf die heilige Kommunion. Nun kehrte er freudig als gläubiger Katholik nach Altorf zurück, dachte ernstlich über seine künftige Berufswahl nach, und entschloß sich nach reiferem Erwägen, in den Kapuzinerorden zu treten. Er theilte das Vorhaben seinem Meister mit, der es nicht nur billigte, sondern sogar unterstützte. Pater Prosper, der damalige Ordensvorstand, nahm ihn am 20. Mai 1584 als Laienbruder auf und legte ihm den Namen Franz bei. Mit dem Eintritt in den Orden hatte er auch völlig der Welt aufgekündet und mit ihr auf immer gebrochen. Er bewies schon im Noviziat seinen Beruf zum seraphischen Orden durch Abtödtung und frei-

willige Selbſtverläugnung und entrichtete nach einem Jahre in ſeliger Herzenswonne ſeine Gelübde. Er beobachtete den Gehorſam in den kleinſten Dingen, übte ſich ſtets in der Demuth und Armuth, in Betrachtung und Gebet und bewährte ſich gegen ſeine Brüder zuvorkommend und liebevoll. So öffnete er ſich die Herzen Aller und wurde auch von Allen geliebt und geſchätzt. Er verrichtete ſeine obliegenden Arbeiten gewiſſenhaft und brachte die übrige Zeit in Betrachtung himmliſcher Dinge zu. Nicht ſelten ſah man ſein Antlitz, von einem überirdiſchen Lichte umſtrahlt, wundervoll glänzen. Er war ein beſonderer Freund des Stillſchweigens und der Zurückgezogenheit, mied jeden Umgang mit den Weltleuten und unterhielt ſich ſelbſt mit ſeinen Mitbrüdern nur, wenn es die Umſtände erforderten. Dieſen muſterhaften Mann beſtellten die Oberen zum Leiter der jüngern Laienbrüder, die er zu wackern Religioſen heranbildete. Weithin verbreitete ſich der Ruf ſeiner Tugenden, und als der ſelige P. Laurenz von Brunduſi zu Rom 1602 zum General des Ordens ernannt worden war, rief er den frommen Bruder Franz als Gefährten zu ſich. P. Laurenz (1783 von Pius VI. ſelig geſprochen) erklärte nachgehends: „Ich hatte von Bruder Franz viel Rühmliches gehört, er aber hat meine Erwartung noch übertroffen.“ — Dankbar erinnerte ſich Bruder Franz ſtets an die Erbarmung des Himmels, die ihn zum wahren Glauben berufen hatte, und oft ſeufzte er: „O könnte ich auch die Meinigen mit der wahren Lehre bekannt machen! Vater im Himmel, hilf mir und führe ſie zur Kenntniß des wahren Glaubens!“ Der hochw. Pater Provinzial ſtellte ihm eine ſchriftliche Bewilligung aus, in dieſer Angelegenheit die Seinigen beſuchen zu dürfen; er kam glücklich nach Sulz und verfügte ſich zu ſeinen Anverwandten, die ſich nicht wenig freuten, ihn nach ſo langer Abweſenheit wieder einmal zu ſehen. In Gegenwart des reformirten Pfarrers eröffnete er ihnen den Zweck ſeiner Reiſe, erzählte umſtändlich, was ſich in Einſiedeln mit ihm zugetragen und wie darauf ſeine Bekehrung erfolgt ſei. Nun bewies er ihnen deutlich und klar, die römiſch-katholiſche Kirche ſei die alleinſeligmachende, und widerlegte alle Einwürfe, die ſie dagegen vorbrachten. Sie bekannten ſelbſt, der Geiſt Gottes ſpreche aus ihm, allein ſie wollten der Gnade ihr Herz nicht öffnen; nur ſein Bruder folgte ihr, trat in Neuburg zur katholiſchen Kirche

über und führte fortan ein sehr erbauliches Leben. — Bruder Franz, stets auf die Bewahrung seiner Keuschheit bedacht, pflegte diese Tugend mit aller Sorgfalt und floh Alles, was ihr Eintrag thun konnte. Einst rief ihn eine adelige Dame, die sich krank stellte, zu sich, mit dem Vorgeben, sie hoffe auf sein Gebet, die Gesundheit zu erlangen. Nichts Böses ahnend, ging er mit einem andern Laienbruder zu ihr; sie verlangte mit ihm allein zu sprechen, hieß den Gefährten abtreten und machte ihm die schändlichsten Anträge, worüber sich der Diener Gottes sehr entsetzte und selbst gegen die Unverschämte Gewalt anwenden mußte; er brachte sie jedoch zur Besinnung, Reue und Besserung ihres Lebens. Da er zu Altorf weilte, befiel seinen frühern Meister die Tollwuth, in der er wie ein unbändiges Thier wüthete; Franz ging zu ihm und machte ihn gesund. Seine letzten Tage brachte er im Kloster Kientzheim zu, wo er von einer schmerzlichen Krankheit heimgesucht wurde, in der er sich sehr geduldig bewährte; er dankte fort und fort der himmlischen Gottesmutter für die Gnaden, die sie ihm zu seiner Bekehrung vermittelt habe. Mit der größten Andacht empfing er die Sterbsakramente und schloß sein Leben den 21. Hornung 1630 mit den Worten: „Jesus und Maria, nehmet meine Seele auf!“ (S. Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. Appendix ad T. III., Pars II. p. 577—579; Catologus Defunctorum Prov. Helv. etc.)

Franz Lukas, Dominikaner, siehe Claudius, Dominikaner u. s. w.

Fridoald, der heilige, Mönch von Luxeuil, war ein Schüler des heiligen Columban und ein würdiger Zögling seines Meisters; er zierte das Kloster durch seinen heiligen Tugendwandel und wurde zum Priester geweiht. In der Baukunst sehr erfahren, ward er vom heiligen Abt Waldebert (s. d. A.) in das Münsterthal (Bern) gesandt, um da ein neues Kloster zu errichten. In kurzer Zeit vollendete er den Bau, der von seinen schönen Kenntnissen in diesem Fache zeugte. Zugleich brachte er täglich das heilige Opfer dar und erbaute seine Genossen durch Wort und That. Mehreres ist von ihm nicht bekannt; aber wahrscheinlich ist er nicht mehr nach Luxeuil zurückgekehrt, sondern beschloß seine Tage zu Münster in Granfelden.

Friedrich Uebelacker, Kapuziner, kam zur Welt zu Wolmadingen oder Wollmatingen in dem heutigen Großher-

zogthum Baden. Von seinen Kindes- und Jünglingsjahren wissen wir blos, daß er auf die Bewahrung der Keuschheit eine außergewöhnliche Sorgfalt verwendet hatte. Er schloß, wie Job, mit seinen Augen einen Bund und sah nie einer Weibsperson, mit Ausnahme seiner Mutter und seiner Schwestern, ins Angesicht. Er brachte in Unschuld das weltliche Leben zu, wählte, um diese zu bewahren, den Klosterstand und gelobte da Gott durch ein Gelübde, die Keuschheit unversehrt zu bewahren. Er verdoppelte im Ordensstande seine Sorgfalt, bekämpfte sein Fleisch durch strenge Abtödtung, trug ein härenes Kleid und züchtigte seinen Leib durch körperliche Bußwerke. Er verließ nie ohne Auftrag das Kloster, wanderte stets mit niedergeschlagenen Augen einher, indem er das Ziel des Menschen betrachtete oder für die lieben Verstorbenen betete. Er war in der Betrachtung himmlischer Dinge so vertieft, daß man ihn oft mit dem göttlichen Erlöser im Gespräche fand. Von ihm lernte er den Kampf gegen die Hölle führen; nach seinem Beispiele und mit seiner Gnade besiegte er die vielen Versuchungen des Menschenfeindes, der ihm oft bitter zusetzte. Er brachte ganze Nächte in der Kirche vor dem hochheiligen Altarssakramente zu, und schöpfte da jene unüberwindliche Gotteskraft, mit der er die Angriffe des alten Feindes zu Schanden machte. Er trug eine angeborne Liebe zu den Kranken und Altersschwachen und widmete sich diesen mit aller Hingebung. Als in Baden und im Elsaß die Pest gewaltig um sich griff und täglich ungeheure Verheerungen anrichtete, so daß die Priester kaum hinreichten, die Kranken zu pflegen und den Sterbenden beizustehen, widmete sich unser P. Friedrich zuerst zu Freiburg im Breisgau dem Krankendienste, wo er Tag und Nacht mit unsäglichem Eifer die Kranken mit leiblichen und geistlichen Mitteln unterstützte. Von da wurde er nach Neuburg versetzt, wo er ebenfalls mit unbegrenzter Selbstaufopferung die Pflege der Sterbenden übernahm, bis ihn der Engel des Todes mit seiner kalten Hand faßte. Als er von der Pest ergriffen wurde, legte er sich zu Bette, dankte Gott für seine baldige Auflösung, empfing mit der größten Andacht die heilige Wegzehrung und entschlummerte, mit der doppelten Siegespalme der Jungfrauschaft und der Liebe geschmückt, sanft im Herrn. — Nach zwei Jahren starb Bruder Josaphat von Leiblingen, den man in der gleichen Gruft bei-

ſetzte. Bei der Eröffnung des Grabes fand man die Leiche des P. Friedrichs unverweſet, ſo friſch und biegſam, daß der Hingeſchiedene noch zu leben ſchien. Jedermann erklärte dieß für ein Wunder, um ſo mehr, da Jene, die an der Peſt ſterben, alſobald in Verweſung übergehen. Der Sterbkatalog der ſchweizeriſchen Provinz ſagt: „Er ſtarb im Rufe der Heiligkeit.“ (Annal. Prov. Helv., Lucernæ; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Cap. — Appendix ad T. III. Pars II. p. 709—710.)

G.

Gallus, der heilige, erſter Abt von St. Gallen (Zuſatz zu dem Art. Bd. I. S. 249 ff.) Der ſelige Herr Domkuſtos und Pfarrer Good in St. Gallen hat ein treffliches Erbauungsbüchlein veröffentlicht, worin vorzüglich die Geſchichte der Reliquien des heiligen Gallus und des heiligen Othmar (ſ. d. Art.), Patronen des Bisthums St. Gallen, vorkommen. In dieſer Abhandlung wurden zum Theile ſeltene Quellen benützt, viele bisher unbekannte Umſtände bekannt gemacht, ſie verdient daher um ſo mehr Aufnahme in unſerer Helvetia Sancta. — Schon bereits ſeit zwölf Jahrhunderten verehrte man die Ueberbleibſel des heiligen Gallus. Nach ſeinem Tode, der am 16. Weinmonat 640 erfolgte, fangt die merkwürdige Geſchichte ſeines Leichnams und ſeiner heillgen Gebeine an, welche zuerſt von Wallafrid Strabo auf Erſuchen des Abtes Gotzbert von St. Gallen und nachher vom heiligen Notker aufgezeichnet und beſchrieben wurde, der als einer der gelehrteſten Männer des Kloſters St. Gallen berühmt iſt. Ueber die Wunder, welche beim Grabe des Heiligen geſchahen, ſchreibt der heilige Notker: Gott habe zur Erweiſung der Heiligkeit ſeines Dieners ſo viele Wunder gewirkt, daß es nicht möglich wäre, die Zahl dieſer anzugeben. — Ungefähr 40 Jahre nach Gallus' Beerdigung fielen die wilden Alemannen unter Anführung Ottovius ins Thurgau verheerend ein, drangen bis Arbon, ja bis zur Zelle des heiligen Gallus vor, öffneten das Grab, und da

ſie nichts darin fanden als die Gebeine, nahmen ſie dieſe heraus und zerſtreuten ſie. Nach ihrem Abzuge kam der Biſchof Boſo von Konſtanz, ließ die zerſtreuten Gebeine ſammeln und wieder in der Kapelle in einem neuen Grabe beiſetzen. Der Schänder des Heiligthums, Erchoad mit Namen, trug in ſeinem ganzen Leben Spuren der göttlichen Rache an ſeinem Körper und Geiſte. Eine andere Gefahr bedrohte die Reliquien des Heiligen, nicht lange nach der obigen, durch den Grafen Viktor von Chur, der ſein habſüchtiges Auge auf das Grab des heiligen Gallus geworfen hatte. Er brach mit ſeinen Reiſigen und Knappen des Nachts auf und fuhr nach St. Gallen; allein ein wunderbarer himmliſcher Glanz weckte die Mönche aus dem Schlafe, ihren koſtbaren Schatz zu retten. „Gott wollte," ſagt der heilige Notker, „nicht zulaſſen, daß derjenige, welchen er aus dem fernen Irlande in dieſe Gegend zu unſerm Hüter geſandt hatte, durch Bosheit und Liſt hinweggenommen würde." Viktor fiel auf der Reiſe vom Pferde, brach ein Bein und mußte, ohne ſein böswilliges Vorhaben ausführen zu können, heimkehren. — Die Mönche hatten ſich indeſſen bedeutend vermehrt und der Abt Goßbert, von einem vornehmen Hauſe aus Thurgau gebürtig, faßte 830 den Entſchluß, eine neue prächtige Kirche zu bauen. Mit Beihülfe ſeiner Mönche, von denen Einer den Baumeiſter, Andere die Zimmerleute und Maurer machten und Mehrere ſogar Steine und Sand herbeitrugen, führte er ſeinen Plan ſo herrlich aus, daß ein Gelehrter derſelben Zeit, als er den prachtvollen Bau bewunderte, ſprach: „Aus dieſem Neſte läßt ſich auf die Vögel ſchließen, die darin wohnen." Nach fünfzehn Jahren war der Bau vollendet, und im Jahre 835 veranſtaltete Goßbert die feierliche Einweihung der neuen Kirche, welcher zwei Biſchöfe, mehrere Aebte und deutſche Grafen anwohnten. Bei Anlaß der Weihung der neuen Kirche, die unter dem Namen St. Gallus erbaut worden war, wurde deſſen heiliger Leib dem bisherigen Grabe enthoben, feierlich in die neue Kirche übertragen und unter dem Hochaltare beigeſetzt, wo er ruhte, bis Abt Ulrich VIII. beim Ausbau des Chores der Kirche demſelben einen prächtig ausgeſchmückten Ort bereitete. Bei dieſer Gelegenheit ſollen kleinere Reliquien weggenommen und an verſchiedene Orte verſchenkt worden ſein; der Körper ſelbſt blieb jedoch ſorgſam aufbewahrt und es erfüllten ſich die Worte des heiligen Gallus,

Digitized by Google

die er noch bei Lebzeiten sprach: „Hier soll meine Ruhestätte sein ewiglich.“ Allein an eine ewige Ruhe ist unter dem sturmbewegten Himmel nicht zu denken. Kaum hundert Jahre waren verflossen, da drangen die wilden Hunnen ins Thurgau und durch dieses in die noch so abgelegene Einöde an der Steinach, in welcher die erste und eigentliche Kirche und das Kloster des heiligen Gallus standen. Die Klausnerin Wiborada hatte den Einfall der Hunnen vorausgesagt und die Mönche flüchteten mit den Reliquien des heiligen Gallus über den Bodensee nach Wasserburg. Als die Ruhe wieder eintrat, brachte man dieselben zurück und legte sie in das neu ausgebesserte Grab. Daselbst ruhten sie, bis der schon erwähnte Abt Ulrich VIII. im Jahre 1484 dieselben an einen bessern Ort versetzte. Abt Franz II. ließ 1514 das Haupt des heiligen Gallus in ein kostbares Gefäß von Silber einfassen. Durch denselben wurde 1520 ein Armbein des Heiligen in einen großen silbernen Arm gelegt und dieser den frommen Gläubigen zur Verehrung ausgesetzt. Da brach die Reformation aus, die der Stadt St. Gallen und dem Kloster in religiöser Beziehung sehr viel schadete. In den Jahren 1525—1528 wurden in den Kirchen St. Gallens die Messe abgeschafft, die Bilder und Gemälde entfernt oder verbrannt, und die Reliquien der Heiligen entehrt. Nachdem die Neuerer die Gotteshäuser der Stadt verwüstet und geplündert hatten, verfügten sie sich 1529 ins Kloster und begannen da den berüchtigten Bildersturm. Den Hergang dieser schauderhaften That hat Herr J. Keßler von St. Gallen treu beschrieben und seine Worte lauten: „Den 23. Hornung 1529 gingen um 12 Uhr drei Bürgermeister sammt einigen Stadträthen ins Kloster und stellten an den Dekan Othmar Gluß und den Convent das Ansuchen: es sollen auch aus der Kirche des Klosters die Bilder geschafft und die Altäre entfernt werden, wie es in den vorigen Jahren bereits in allen Kirchen der Stadt geschehen sei. Der Dekan und der Convent weigerten sich. Da wandte sich der Bürgermeister von Watt an die Räthe und Abgeordneten und sagte: „„Nun, so wollen wir dieses Werk selbst ausführen.““ Zugleich verbot er strenge, daß sonst Niemand Hand anlege. Kaum hatte er dieses gesagt, da fielen die Anwesenden mit Aexten und Hämmern über die Altäre her; sie rissen die Bilder von den Altären und die Gemälde von den Wänden; die Altäre

wurden zertrümmert, die Gemälde zerrissen und die Bilder zerschmettert. Dabei führten sie einen solchen Lärm, daß du geglaubt hättest, du wärest mitten in einer Feldschlacht. Viele kostbare Werke gingen hier zu Grunde; ich erinnere an das künstliche Schnitzwerk im Chor, das die heiligen drei Könige vorstellte; an die vergoldeten Statuen Gallus' und Othmars in Mannesgröße, welche den Abt Franz mehr als 3000 Florin gekostet haben. Nun wandte sich der Bürgermeister von Watt an die Bleicher und Spitalbewohner, befahl den Schutt hinauszuschaffen, denselben auf den Brühl zu führen und zu verbrennen. Vierzig Wägen wurden mit den zertrümmerten Heiligthümern beladen, hinausgeführt, ins Feuer geworfen und zu Asche verbrannt; es gab ein Feuer, welches 43 Schuhe weit war" u. s. w. Daß mit den Heiligenbildern auch die Reliquien der Heiligen entwendet und verbrannt wurden, unterliegt keinem Zweifel, und leider gingen viele zu Grunde. Von der Errettung der Gebeine des heiligen Othmar und des heiligen Notker berichtet Herr Keßler weiter, wie folgt: „Bei St. Johannes-Altar war der Leib des heiligen Othmar begraben, wurde aber von den Unsrigen nicht gefunden. In der Nacht darauf kamen nun die Mönche des Klosters, gruben etwas tiefer als die Unsrigen und fanden zu ihrer großen Freude ein steinernes Grab, und nachdem sie den eingefügten Eckstein davon gewälzt hatten, fanden sie einen Sarg und darin die Gebeine des Leibes unvermischt neben einander liegend nach der Leibesform. Diese Gebeine nahmen sie weg, verbargen sie und bewahrten sie gut auf. Auf ähnliche Weise sind die Ueberbleibsel des heiligen Notkers in Sicherheit gebracht worden" u. s. w. Aber was für ein Schicksal hatten die Gebeine des heiligen Gallus? Herr Keßler hat darüber nichts verzeichnet, merkwürdig ist jedoch, daß er an einer andern Stelle von „Gebainen des heiligen Gallus" und dazu irgendwo namentlich schreibt: „Die Gebaine Galli waren starke Rohr, dabei seine Person wohl möcht ermessen werden." Eine alte, sehr glaubwürdige Ueberlieferung aber berichtet hierüber auch Folgendes: Ein muthiger Klosterbruder habe sich gewagt, auf den Brühl hinauszugehen, zum Feuer hinzudrängen, mit Gefahr seines Lebens die wenigen Gebeine dem Feuer zu entreißen und ins Kloster zu bringen, welche man eben gegenwärtig noch besitzt. Wenn nun gleich diese Heldenthat eines frommen Kloster-

bruders in keiner eigentlichen Chronik geschrieben steht, so verdient doch die Ueberlieferung deßwegen Glauben, weil sie schon seit mehr als 300 Jahren vom St. Galler Kloster anerkannt und vom Volke geglaubt wurde. Und wie hätte das Kloster ohne diesen zuverläßigen Glauben die fraglichen Gebeine je als solche der Verehrung aussetzen dürfen? Eine merkwürdige Auskunft über diese Gebeine gibt aber ein Brief von einem Verwalter des Klosters St. Gallen, Heinrich Sailer, der von Bregenz aus an den damaligen Abt Kilian schreibt: „Dem Hochwürdigen Fürsten und Herrn Herrn Kilian, Abt des Gotteshauses St. Gallen, meinem Gnädigen Herrn thue ich hiemit zu wissen, daß Bruder Jakob eine Büchse mit mancherlei Heiligthümern, sonderheitlich ein Schienbein und sonst vier Stücke aus dem Sarge des heiligen Gallus hierher gebracht hat; ich habe in meinem Trog diesen köstlichen Schatz versorgt, und bitte Euer Gnaden um Bescheid, ob ich diese Sachen hier lassen, oder aber denselben zuschicken soll. Gegeben zu Bregenz am 24. Christmonat 1529. Heinrich Sailer, Oekonom." Ein anderer merkwürdiger Brief des edlen Herrn Jakob Krum vom Jahre 1529 an denselben Abt lautet: „Etliche vom Hofgesind hand Haltumb bracht nemblich ein Schinbein von St. Gall, und einige Ripplin, und sonst noch kleine Bainli, welche alle in St. Galli Sarg gelegen, mehr ein Stückle von Galli Hirnschale, auch eine größere Hirnschale, welche bei St. Galli Haupt gelegen." Die Aechtheit dieser Briefe ist den 20. März 1646 von dem beeidigten Notar des Gotteshauses St. Gallen, Johann Conrad Gasser von Constanz, amtlich bezeugt worden. „Da es nun eben so eintrifft," sagt der Verfasser der Reliquiengeschichte des heiligen Gallus, „daß sich wirklich ein Schienbein und vier andere Stücke vorfinden, welche mit uralter Schrift als Gebeine des heiligen Gallus bezeichnet und vom alten Kloster (gewiß nicht ohne genaue Prüfung) von jeher für solche gehalten und dem Volke zur Verehrung vorgestellt worden sind, so dürfen wir wohl ohne Gefährde eines Betruges mit aller Zuversicht die nun gefaßten und ausgesetzten Gebeine als wirkliche und wahrhafte Reliquien des heiligen Gallus halten und ihnen als solchen unsere innigste Verehrung zollen. — Mit welcher Sorgfalt das Kloster St. Gallen die den Flammen entrissenen und von der Zerstörung geretteten Reliquien seines theuern Vaters und Stifters aufbewahrte,

läßt sich wohl denken, wenn auch gegen hundert Jahre dafür keine schriftlichen Belege vorliegen. — Im Jahre 1699 ließ Abt Leodegar (1696—1717) ein großes Brustbild des heiligen Gallus sammt einem mit Silber gezierten hölzernen Postamente verfertigen, und in dieses wurden zwei Stücke von der Hirnschale, ein Bruchstück von einem Bein, ein Armbein, jedoch nicht ganz, ein Theil vom Hüftbein und ein anderes Stück mit einigen kleinen Partikeln des heiligen Gallus eingelegt. Auch ein Stücklein von seinem härenen Habit und eines von seinem Cilicium werden noch in einem besondern Gefässe aufbewahrt. — Es ist in der Reliquiengeschichte des heiligen Gallus bemerkenswerth, wie sich die wichtigern Ereignisse meistens durch Zwischenräume von einem oder mehrern Jahrhunderten von einander trennten. Gerade hundert Jahre nach obiger Einlegung in das Fußgestell seiner silbernen Statue, nämlich 1799, brach der gewaltige Sturm der französischen Revolution aus, welcher auch das Kloster St. Gallen bis in sein Innerstes erschütterte, ja in seinen Folgen gänzlich umstürzte. Es war im Wintermonat 1799, als Fürstabt Pankraz Forster sammt allen Conventualen aus dem Kloster mit wenigen Gulden Reisegeld vertrieben wurde, und es vergingen nicht weniger als fünf Jahre, bis die Verhältnisse des Klosters zur neuen politischen Weltlage und namentlich die Angelegenheit des Jahrgehaltes der Conventualen ausgemittelt war. Auch in diesem politischen Sturme flüchtete und rettete das Kloster St. Gallen seine Kostbarkeiten, namentlich seine Bibliothek und seinen kostbaren Kirchenschatz, und unter diesem insbesondere die ihm über Alles theuern Reliquien seiner Stifter und Väter, des heiligen Gall, Othmar und Notker. Gleichwie im Jahre 930 nach Wasserburg, so mußten 1799 die Reliquien des heiligen Gallus wieder nach Deutschland, nämlich in das Kloster Weißenau bei Weingarten, in die Sicherheit wandern. Als der Sturm sich gelegt hatte und wieder die Friedenspalmen im Lande des heiligen Gallus blühten, kehrte auch Gallus in sein Land zurück (1803). Allein seine heiligen Gebeine wurden an verschiedene Orte vertheilt; das Schienbein ward in dem ehemaligen Kapitelhause, der gegenwärtigen alten Kinderkapelle, in den Altar gelegt; das eine Bruchstück von seinem Arm wurde nach St. Georgen gegeben, das andere in einer Reliquienpyramide angebracht und ein drittes solches in einem Kasten aufbe-

wahrt. — Im Jahre 1848 erwachte dann der Gedanke, theils des beſſern Anſtandes und der ſinnigern Bedeutung wegen, und theils zur größern Freude und beſſern Verehrung der Gläubigen die vorzüglichſten jener Reliquien auf eine Tafel zu ſammeln und auf dem Altar des heiligen Gallus zur Schau und zur Verehrung auszuſtellen, was dann am Gallusfeſte im Weinmonat 1848 zum erſten Male geſchah. Ein Bruchſtück eines Armbeines wurde noch im Altare der Galluskapelle angebracht, wo bei Lebzeiten ſein ganzer Leib in die Dornen fiel und gewiß oft auf den Knieen lag. Damit ſchließt Herr Good die Reliquiengeſchichte des Vaters Gallus. Was dieſer bis am großen Wiederbelebungstage für Schickſale warten mögen, iſt wohl nur im großen Buche der Vorſehung geſchrieben, in welches kein ſterbliches Auge ſchauen kann.

Georg Rolland, ſ. Franz von Sales u. ſ. w.

Georg Maret von Bagnes (Wallis), Weltprieſter. Daß ſehr viele Weltgeiſtliche in unſern Schweizerlanden wie helle Geſtirne und als würdige Seelſorger unter der chriſtlichen Heerde leuchteten und ſich im Sinne des Wortes als Geſandte des Herrn bewährten, unterliegt keinem Zweifel; aber leider iſt viel Denkwürdiges weder verzeichnet, noch aufbewahrt, noch veröffentlicht worden. Indeſſen wäre noch manches Schöne und Erbauliche ausfindig zu machen und damit die Welt zu erbauen. „Wie verdienſtvoll wäre es nicht," ſagt ein Zeitgenoſſe, „die ehrfurchtsgebietende Zahl jener Seelſorger, die durch Wort und That vorangeleuchtet, aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorzuziehen und in einer beſondern Schrift an die Oeffentlichkeit zu bringen!" — Einen ſolchen edlen Prieſter, der ſeinen Beruf erfaßte, ſich als einen treuen Hirten ſeiner Heerde bewährte und dieſelbe muſterhaft leitete, wollen wir hier in gedrängten Zügen kennzeichnen und unſern lieben Landsleuten, aus deren Mitte er hervorgegangen iſt, vorführen; er heißt Georg Maret, gebürtig aus dem Dorfe Champſec in Bagnes. Im Pfarrbuch iſt der Beglaubigungsakt ſeiner Taufe nicht eingetragen (es herrſchte damals eine ſträfliche Nachläßigkeit in Führung der Pfarrbücher, und wir können daher ſein Geburtsjahr nicht beſtimmen; auch iſt weder von ſeinen Jugendjahren, noch über ſeine Anverwandten etwas bekannt.) Im Jahre 1723 wurde Outre-Rhone, im Bezirk St. Moritz, am rechten Ufer der

Rhone gelegen, zur Pfarrei erhoben und unser Georg Maret zum ersten Seelsorger derselben bestimmt. Wie man sich leicht vorstellen kann, fand er die Heerde in einem Zustande, der in mancher Beziehung Vieles zu wünschen übrig ließ. In geistlicher Hinsicht gehörte das Volk unter die Seelsorge von St. Moritz; allein die Rhone lag dazwischen, keine angebrachte Brücke führte über dieselbe (ward erst vor wenigen Jahren erbaut), und die Einwohner waren, besonders im Winter, am Besuche des Gottesdienstes verhindert. Zudem wissen wir, wie ein Volk, das sich selbst überlassen, von keinem Priester geleitet ist, im Unterricht und überhaupt in sittlicher Beziehung steht. Das Alles schreckte unsern Mann Gottes nicht ab, er unterzog sich gerne dem mühevollen Geschäfte, unterrichtete die Jugend, predigte eifrig Gottes Wort, ermahnte zum Empfang der heiligen Sakramente und besserte durch seinen unausgesetzten Amtseifer und seine ausharrende Geduld viele Uebelstände. Sein musterhafter, heiliger Wandel, mit dem er seine Sendung verherrlichte, gab seinen Worten Kraft und Gedeihen. Der Himmel hatte sein Wohlgefallen an dem eifrigen Diener der Kirche und wirkte durch ihn Wundervolles an Kranken und Presthaften. Herr Chorherr Xaver Tornery, damals Noviz in der Abtei von St Moritz und später Stadtpfarrer daselbst, empfahl ihm eine mit unheilbaren Krankheiten behaftete Tochter von St. Gingolph; er verrichtete über sie die kirchlichen Gebete, segnete sie, und sie wurde geheilt. Der schriftliche Beleg dieses Wunders ward im Pfarrarchiv Leytron hinterlegt, ist aber in neuerer Zeit verschwunden (de Rivaz, A. J., Domher, Bd. VII. mst,). Herr Pfarrer Maret wurde auch der Wunderthäter der Zeit genannt und in Stürmen und außergewöhnlichen Naturereignissen gebot er den wilden Elementen, namentlich den Ueberschwemmungen. Der brausende Bergstrom Abboyeur, der bei Regengüssen sein Bett überschreitet und links und rechts Verheerungen anrichtet, trat zur Zeit, als er Outre-Rhone verwaltete, bei heftigem Ungewitter aus seinen Schranken und richtete großen Schaden an; die Pfarrkinder flohen zu ihrem Seelsorger und klagten ihre Noth. Sogleich ging er an Ort und Stelle, nahm die kirchlichen Segnungen vor und gebot dem empörten Elemente Stillstand, wie einst der Herr den Wogen des Meeres; der Sturm legte sich und die Gewässer traten in ihre Schranken

zurück. — Er hatte die Gabe, in das Gewiſſen der Menſchen zu ſchauen, mahnte bald dieſen, bald jenen zur Beſſerung und zur Ablegung einer vollſtändigen Beicht, daß die Betreffenden erſtaunten, wie er ihren Seelenzuſtand erkennen konnte, von dem Niemand etwas wußte. — Er übte eine wunderbare Gewalt auf die böſen Geiſter und heilte mehrere Beſeſſene. Einſt als er von einem Menſchen den Teufel austrieb, wirkte dieſer auf ihn zurück und er verlor die Sprache. Die Pfarrkinder hatten großes Mitleiden mit ihm; er aber duldete gottergeben, begab ſich an einem Sonntag in die Abtei von St. Moritz und gab durch Zeichen zu verſtehen, er wolle das Hochamt ſingen. Die Chorherren, die wußten, was ſich mit ihm ereignet hatte, wunderten ſich nicht wenig über ſein Anſuchen und trugen Bedenken, ſeiner Bitte zu entſprechen. Jedoch, da Herr Maret durch flehentliche Zeichen ſeine Bitte wiederholte, willigten ſie in ſein Begehren; er zog die Meßkleider an, ging zum Altar, warf ſich an den Stufen deſſelben auf die Kniee, rief vertrauensvoll die Himmelskönigin an, und erlangte die Sprache wieder. Dieſes Wunder iſt in der Kapelle von Werbier (Bagnes) durch ein ſinnreiches Gemälde dargeſtellt: die Mutter des Herrn blickt gnädig auf den Prieſter herab, der mit Alba und Stola angethan zu ihren Füßen knieet; aus den Händen der Gottesmutter zieht ſich ein ſchmaler langer Streif bis zum Munde des Knieenden, auf dem die Worte geſchrieben ſtehen: „Unter deinen Schutz fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin!“ — Die meiſten Pfarrkinder liebten ihn wie ihren Vater; indeſſen gab es auch ſolche, wie überall, die feindſelig gegen ihn handelten und ihm viele Verdrießlichkeiten bereiteten, um ihn in ſeinem Wirkungskreiſe zu hemmen oder gar davon zu entfernen. Er ſetzte den Halsſtarrigen längere Zeit Geduld und milde Zurechtweiſung entgegen; da aber ſeine Schonung und aufopfernde Liebe die Verhärteten nicht zu beſſern vermochte, ſondern dieſe nur um ſo frecher auftraten und Unkraut auf den Acker ſtreuten, den er ſo wohl beſtellt hatte, ſo verzichtete er freiwillig zur Trauer aller Gutgeſinnten auf ſeine Stelle. (Note aus dem Pfarrbuche von Outre-Rhone.) Die Pfarrei Leytron war eben erledigt, die verwaiste Gemeinde verlangte ihn zu ihrem geiſtlichen Führer, und er begab ſich im Anfange des Jahres 1754 dahin. Die gutmüthigen Leute empfingen ihn wie einen Heiligen und er ſchätzte

ſich glücklich, dieſen als Seelſorger vorſtehen zu können. Sein wundervoller Ruf war ihm vorausgeeilt; von allen Seiten her, ſelbſt aus der Stadt Sitten, brachte man ihm die Kranken, auf daß er ſie ſegne und ihnen die Hände auflege; er that es und mußte abermal die Berge, in denen früher gewaltige Stürze erfolgten, beſteigen und dort die Exorcismen vornehmen. In den Bergen von Gundis befindet ſich das Thal von Cheville, und in demſelben der ſteile Berg Diablerets. Von dieſem lösten ſich im Jahre 1714 ungeheure Steinmaſſen, ſtürzten in das Thal hinunter, ſtreckten links und rechts gewaltige Bäume zu Boden und zertrümmerten fünfzig Alpenhütten, wobei fünfzehn Perſonen ſammt vielem Vieh unter tiefem Schutte den Tod fanden. Ein Mann, eben im Keller beſchäftigt, blieb zwar von dem Tode verſchont, aber über ſeinem Haupte hatte ſich ein hoher Trümmerhaufe gelagert; der arme Mann verlor den Muth nicht, ſuchte durch fortwährende Anſtrengung ſich einen Ausgang zu graben, und nach drei Monaten gelangte er glücklich in die freie Luft. Als er zu den Seinigen kam, glaubten ſie die Erſcheinung eines Todten vor ſich zu ſehen und verweigerten ihm anfänglich den Eintritt in das Haus, überzeugten ſich jedoch bald, daß er noch lebe. Dieſer Bergſturz wiederholte ſich abermal nach 35 Jahren, richtete großen Schaden an, und fünf Perſonen büßten dabei ihr Leben ein. Der Bach Lizerne hörte auf zu fließen und bildete in den Wüſten des Thales zwei Seen, von denen der größere Derborenze genannt wird. (Siehe de Bons C. L., Geographie élémentaire, Sion, 1854.) Die Einwohner von Gundis, Ardon und andern umliegenden Orten fühlten noch gewaltig die bittern Folgen dieſer Unglücksfälle und baten den Herrn Georg Maret, daß er auch dieſes Thal beſuche und daſelbſt die kirchlichen Segnungen anwende. Unter Begleitung einer ungeheuern Volksmenge zog er prozeſſionsweiſe in die gefährlichen Berge und nahm dort die Exorcismen und Segnungen vor. Aeltere Leute, die dem Bittgange anwohnten und noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebten, erzählten von wunderbaren Wirkungen, die dabei vorgingen. Wir laſſen die Berichte, wie ſie vorliegen, auf ſich beruhen und melden nur, daß ſeither kein Bergſturz mehr erfolgt iſt. — Herr Georg Maret, beliebt bei ſeinen Pfarrkindern und bei dem Volke der Umgebung, reifte in Leytron ſchnell für den Himmel; er ſtarb nach einer Note, die

im Pfarrhofe ſich vorfindet, den 13. oder 14. März 1755 im Rufe der Heiligkeit. Als Herr Johann Anton de Montheys Vicedom von Leytron war, führte er auf eigene Koſten in der Pfarrkirche den Altar des heiligen Antonius, des Einſiedlers, auf und wählte am Fuße desſelben ſeine Grabſtätte; das Wappen des Stifters wurde ſowohl am Altare als auf dem Grabſteine angebracht und iſt noch auf beiden ſichtbar. Zwiſchen dem Altar und der erwähnten Grabſtätte wurde Herr Maret beigeſetzt. Das Andenken des Seligen und ſeine wundervollen Thaten leben auch nach 106 Jahren noch unter dem gläubigen Volke fort; Kranke und Preſthafte eilen auf ſein Grab und flehen ſeine Hülfe bei Gott an. Alle Freitage des Jahres kommen aus den Dörfern des Unterwallis, ſelbſt aus Savoyen, Leute, beſonders Fieberkranke, zu ſeinem Grabe, verrichten dort voll Zuverſicht ihr Gebet, und nicht Wenige bezeugen, ſie ſeien dort geſund geworden.

Gertrud von Winterthur, Nonne von Töß, war eine zärtliche Mutter der Armen und eine Freundin der Freunde unſeres Herrn. Was man ihr gab, theilte ſie wieder unter die Armen aus und litt gerne ſelbſt Mangel. Ihr Begräbniß zeigte, welch großen Troſt ſie im Leben verbreitete, indem ihre Zelle faſt leer war und die Armen alle wehklagten. Sie hatte oft wunderbare Geſichte; als ſie einmal am Freitag mit dem Convent gemeinſam den Pſalter las, ſchloſſen ſich ihre Augen und es ſchien ihr, ſie ſehe den Heiland, wie er durch den Speiſeſaal ging. Sein ganzer Leib war voll Wunden; er war mit Blut überronnen und hatte ein mitleiderregendes Ausſehen. Dann ging er vor die Schweſtern hin, die den Pſalter gemeinſam laſen und ſprach ſanft: „Mit dieſem Gebete werden mir meine Wunden geheilt.“ Die letzte Erſcheinung unſeres Herrn und ſeiner Mutter hatte ſie ſechs Wochen vor ihrem Tode, in welcher ſie der ewigen Seligkeit verſichert wurde.

Gottfried, Kloſterkaplan zu Olsberg. Dies alte und einſt ſo berühmte Damenſtift, welches den Namen ſeiner dem Oelberg bei Jeruſalem ähnlichen Lage zu verdanken hatte, lag am rechten Ufer des Violenbachs, der ſich etwas unterhalb bei Augſt in die Ergolz und mit dieſer zuſammen in den Rhein ergießt, und war mit einem Theile des nahen Dorfes Olsberg im Gebiet der öſterreichiſchen Herrſchaft Rheinfelden, während ein an-

derer Theil des letztern auf dem linken Ufer jenes Baches, der vor 1803 die Grenze zwischen der Schweiz und dem Gebiete der vorderösterreichischen Lande bildete, bereits zur Stadt Basels Obervogtei Farnsburg gehörte. Jetzt bildet der Violenbach die Grenze zwischen den Kantonen Aargau und Baselland. Das Stift Olsberg (Hortus Dei B. M. V., Gottesgarten) wurde 1083 von einem Grafen Cadaloch im Ergolzgau gegründet; die Frauen befolgten ursprünglich die Regel des heiligen Benedikt, nahmen aber 1171 oder 1172 jene von Cisterz an und standen in geistlicher Beziehung unter der Abtei Lützel (Luciscella). Mehrere gottselige Frauen zierten dieses Gotteshaus und fromme Kapläne und geistliche Führer stunden ihnen erbaulich zur Seite. Ein solcher war unser Gottfried, von dem übrigens nichts verzeichnet ist, als daß er ein frommer und gottesfürchtiger Mann war. Er ist jedoch durch ein besonderes Ereigniß berühmt geworden. In Olsberg herrschte vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine große Wassernoth, an der Menschen und Thiere zu Grunde gingen. Die Geistlichen erkannten die strafende Hand des Herrn, mahnten zum Gebete und zur Buße. Als nun eines Tages am Klosteraltar Herr Kaplan Gottfried das heilige unblutige Opfer darbrachte und Gott den Herrn um Erbarmung anflehte, hörte er in der Nähe etwas wie ein plötzliches lautes Rauschen eines emporsprudelnden Brunnens; die Altardiener eilten neugierig hinter den Altar und sahen mit freudenvollem Erstaunen, wie eine dort sich vorfindende Vertiefung im Kirchboden voll Wassers anquoll. Man traf sogleich Anstalten, die Quelle zu sammeln, und leitete sie so gut, daß seither die Olsberger gegen ähnliche Noth geschützt blieben. Aus Aller Mund erscholl Gottes Lob und man sagte zu einander: „Wir haben unsere Erhörung dem gottseligen Kaplan Gottfried und den frommen Klosterfrauen zu verdanken." — Man sieht noch jene Vertiefung unter dem Altare der Kirche (ist jetzt Pfarrkirche des Dorfes); nicht weit davon, sagt Sebastian Münster in seiner 1567 zu Basel erschienenen Weltbeschreibung, wurde der fromme Mann begraben, und setzt hinzu: „Es wird noch in der Umgebung für heilig gehalten." Er lebte 1339, zur Zeit, als die Aebtissin Elisabeth von Eptingen das Kloster leitete. — Das Gotteshaus hatte im Laufe der Zeit mancherlei Schicksale zu bestehen; zuerst Feuersbrünste, die erste am Ende des zwölften

Jahrhunderts, die zweite 1427, in welchen beiden leider seine meisten ältesten Urkunden, als Stiftungs- und Bestätigungsbriefe, zu Grunde gingen; dann die Stürme der Reformation und die Plünderung durch die Bauern im Mai 1525; im dreißigjährigen Kriege den Raubzug des schwedischen Obersten Johannes Forbes, dessen Mannschaft im Herbstmonat 1633 Kloster und Kirche plünderte. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gerieth das Gotteshaus durch allzugroße Ausgaben in Schulden und in Verfall, namentlich durch allzuhäufige Gastmahle und Bewirthungen von Abgeordneten aus Freiburg im Breisgau und aus Basel, bis es auf eifrige Verwendung der vorderösterreichischen Regierung bei Kaiser Joseph II. von diesem Monarchen 1782 in ein sogenanntes freiweltliches Damenstift umgewandelt wurde. Da kam 1798 die Revolution; es erfolgte 1803 die Einverleibung des Frickthals und der Herrschaft Rheinfelden in den damals neu gebildeten Kanton Aargau und das Stift Olsberg wurde von der neuen Regierung 1805 aufgehoben, die Aebtissin Josepha von Freyenthal aus Ueberlingen, sammt zwei Stiftsdamen und zwei Laienschwestern, mit einem Jahrgehalt ausgesteuert und am 17. Brachmonat 1808 wurde eine weibliche Erziehungsanstalt für Töchter beider Konfessionen in den Klosterräumlichkeiten eröffnet. Im Jahre 1835 wurde auch diese Anstalt aufgehoben und aus den Kapitalien derselben theilweise das aargauische Kantonal-Schulgut gegründet. — Seit 1845 befand sich in den Stiftsgebäuden von Olsberg und auf dessen Gütern die durch freiwillige Beiträge unter dem Namen „Pestalozzi-Stiftung" gegründete landwirthschaftliche Armenerziehungsanstalt untergebracht, bis im August 1860 diese Stiftung an den Staat überging. — Das Klosterwappen von Olsberg stellte den Heiland am Oelberg vor (vergl. Hungari, A., katholischer Anekdotenschatz, Bd. VII., 1859; P. Johann von Staal, Series Abbatissarum in Olsberg, im Stiftsarchiv Mariastein, mst.; Markus Lutz, Aargauische Denkwürdigkeiten, 1804; F. J. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 1852; Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle, Bd. I. und II., im Ganzen 24 Urkunden über Olsberg).

Gutta von Schönenberg, Nonne von Töß. In den heiligen Zeiten des Adventes und der Fasten und an allen hohen Festen wurde den Schwestern das Wort Gottes verkün-

det. Unter den vielen heiligen Uebungen, denen Schwester Gutta von Schönenberg oblag, hatte sie eine besondere Begierde, Gottes Wort zu hören; sie versäumte keine Predigt und wurde davon oft so ergriffen, daß sie in Ohnmacht sank. Sie war auch gar andächtig im Gebete, und als sie einmal in inniger Betrachtung der Leiden unsers Herrn versunken war, sah sie ein Licht über dem Haupte einer andern Schwester schweben, wovon sie ganz umleuchtet war.

H.

Hartmann Mönch, Bischof von Basel. Hartmann von Mönchenstein, eine Stunde von Basel mittäglich gelegen, bekleidete die Propststelle am Collegialstift zu St. Peter in Basel, bevor ihm die bischöfliche Inful zuerkannt wurde. Bischof Humbert, Graf von Neuenburg in Hochburgund, starb 1418, und der greise Propst Hartmann wurde zu dessen Nachfolger erwählt. Papst Martin V., der den tugendhaften Mann kennen gelernt hatte, bestätigte zu Genf seine Wahl. Der edle Prälat, der wohl wußte, daß die Obrigkeit nicht ihrer selbst wegen, sondern zum Wohle Aller verordnet ist, schränkte seinen Hofhalt ein und hatte blos einen Kaplan, einen Diener und eine Magd bei sich. Er führte auf diesem hochwichtigen Fürstenstuhle die Zügel der Regierung mit eben so vieler Besonnenheit als Festigkeit. Alle Eigenschaften eines wahren Oberhirten leuchteten glänzend an ihm hervor. Seine Frömmigkeit und Sittenreinheit erhoben ihn über jeden Tadel; seine Herzensgüte bewährte sich in unbegrenzter Wohlthätigkeit gegen die Armen und sein Eifer für die Kirchenzucht stellte ihn den frömmsten Bischöfen seiner Zeit gleich. Aber nur kurze Zeit weidete die gläubige Herde unter dem sanften Stab dieses friedsamen Prälaten; denn, durch hohes Alter niedergebeugt, übergab er 1423 das Bisthum dem Abte der Cluniacenser zu Selz, welcher als Johann V. von Fleckenstein (s. d. A.) ihm im Amte

folgte. Von da an beschäftigte er sich nunmehr mit dem Heile seiner Seele und legte sich den 12. Mai 1424 zur ewigen Ruhe. (Cf. Gallia Christiana, ältere Ausgabe, II., 353—355; Schneller, die Bischöfe von Basel; Mooyer, Verzeichniß der deutschen Bischöfe; von Mülinen, Helvetia S. u. s. w.)

Heinrich von Westhofen, erster Prior der Dominikaner in Basel. Heinrich II., Graf von Thun, Bischof von Basel (1215—1238), berief 1233 die Dominikaner nach Basel, wo sie außerhalb den alten Stadtmauern nahe am Rhein, in der Vorstadt zum Kreuz, die jetzt die St. Johannes-Vorstadt heißt, ein weites und geräumiges Kloster erbauten. Am 9. Herbstmonat 1269 erfolgte die feierliche Einweihung der Kirche nebst fünf Altären durch den berühmten Albert den Großen, Provinzial des Predigerordens, ehemaligen Bischof von Regensburg. Der Convent hatte gleich anfänglich tüchtige Männer, unter denen Heinrich von Westhofen als erster Prior desselben sich rühmlichst durch sein heiliges Leben ausgezeichnet hat. Er starb 1252 und Wursteisen sagt von ihm in seiner Basler Chronik: „Er leuchtete mit vielen Wunderwerken und wurde deßwegen nach seinem Tode von den Dominikanern als ein Heiliger verehrt." Daß er wirklich heiliggesprochen worden, sagt die Chronik nicht. Schade, daß über die Lebensumstände dieses ausgezeichneten Mannes keine näheren Angaben vorliegen, vielleicht wären einige Notizen bei den noch bestehenden Dominikaner-Frauen St. Catharinenthal, Catzis, Weesen, Wyl, Stäffis und Schwyz aufzufinden.[1]) Das Gotteshaus zählte nach ihm noch viele große Männer, wie z. B. die Achilles von Allschwiler, Johann Nider, Johann Mulberg, Bruder Kaspar Maner, erster Dekan der Theologie an der 1460 errichteten Basleruniversität. Das Kloster stund in großem Ansehen, und wurden in ihm 10 Provinzial- und 1 Generalkapitel gehalten. Unter

---

[1]) „Bruder Heinrich von Westhofen", sagt Herr Domdekan Greith von St. Gallen (s. die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861), „ebenso gelehrten Sinnes als heiligen Wandels, begründete unter seinen Brüdern ein Leben strenger Sittenzucht und höherer Beschaulichkeit, das seinen Einfluß über weite Umkreise verbreitete und bis zum Ende des folgenden Jahrhunderts sich fort erhielt."

der geiſtlichen Pflege deſſelben ſtanden die zwei Frauenklöſter ihres Ordens, nämlich Steinen und Klingenthal. Im Kloſter war eine gut gewählte Bibliothek, die werthvolle griechiſche Handſchriften und gediegene Werke im Fache des kanoniſchen Rechts und der Naturwiſſenſchaften enthielt, und nach der Reformation der Univerſitätsbibliothek einverleibt wurde. Die edlen Basler Vorgaſſen, Macerell, von Frick, Pfaff, Schenk und Sinz wählten ſich ihre Begräbnißſtätte in dem bedeckten Gange längs der Kirche. Das Kloſter ward nach der Reformation vom Stadtrath laut Geſetz vom 1. April 1529 aufgehoben, der damalige Prior Merz zog ſich in das Dominikaner Kloſter Gebwiler, der Subprior Kaltberger nach Enſisheim zurück (Mittheilung der antiquariſchen Geſellſchaft S. 15.) Später wurde das Kloſter zu einem Zuchthauſe umgeſchaffen, die Kloſterkirche (1614) der reformirten franzöſiſchen Gemeinde für ihren Gottesdienſt eingeräumt, in deren Händen ſie noch iſt. An dieſer ſind die Wappen der reichen Wohlthäter der Zerkinden, Eptingen, Schönkind, Mönch, Marſchall, von Bärenfels, von Flachsland, von Laufen, von Efringen in Stein ausgemeißelt worden und die meiſten ſind noch jetzt zu ſehen. Der Kloſtergarten ward 1692 zum botaniſchen Garten umgewandelt. Endlich wurde 1805 auch noch die Umfangsmauer des Begräbnißplatzes zur Erweiterung der Straße abgebrochen. (Vergl. Ch. Wurſteiſen, Basler Chronik, 1580 und 1765; Johannes Groß, kurze Basler-Chronik; Peter Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel. — Nach Angabe von Karl Burckard-Burckardt wären noch gegen 1300 Urkunden über das Dominikaner Kloſter von Baſel vorhanden.)

Heinrich Suſo, Dominikaner. (Zuſatz zu dem Art. Bd. I. S. 312 ff.) Herr Domdekan Greith in St. Gallen hat unter dem Titel: „Heinrich Suſo und ſeine Schule unter den Ordensſchweſtern von Töß, bei Winterthur, im vierzehnten Jahrhundert," einen ſchönen Aufſatz verfaßt und denſelben in die „Katholiſchen Schweizerblätter für Wiſſenſchaft und Kunſt" eingereiht. Dieſer gibt über Heinrich Suſo und die Ordensſchweſtern von Töß ſeltene Aufſchlüſſe und ergänzt unſere frühern Artikel, die ſich dahin beziehen. Wir laſſen hier einen Auszug aus demſelben folgen. Heinrich Suſo, genannt Amandus oder der Liebetraute, ward im Jahre 1300 bei Ueberlingen in Schwaben geboren,

trat im dreizehnten Altersjahre zu Constanz in den Predigerorden und starb im Jahre 1366 zu Ulm, wo seine Gebeine im Kreuzgange des dortigen Dominikanerklosters noch ruhen.[1]) Er hatte von seiner gottseligen Mutter ein tiefsinniges Gemüth ererbt, sich mit glücklichem Erfolge den Wissenschaften gewidmet und den Uebungen der Frömmigkeit hingegeben, als im achtzehnten Jahre seines Alters die große Sehnsucht nach Gott sein Herz ergriff, aus welcher sich später sein hohes Geistesleben bildete. „Herr", sprach er damals, „ziehe mein Herz an dich, das ich von meiner Mutter so milde erhielt und bewahrt habe mein Leben lang." Seine geistige Wiedergeburt begann mit einer Verzückung. Als er sich einmal allein in einem Stuhle des rechten Chors der Klosterkirche zu Constanz befand und Niemand bei ihm, noch um ihn war, da ward seine Seele entzückt und er sah und hörte, was allen Zungen unaussprechlich ist. Dieser Zustand dauerte eine Stunde, und als er zu sich kam, war er entkräftet, sank ohnmächtig zu Boden und seufzte zu Gott: „O Gott, wo war ich? Wo bin ich jetzt? Ach, höchstes Gut, diese Stunde möge nie aus meinem Herzen verschwinden." An seinem Aeußern nahm Niemand etwas Sonderbares wahr; aber seine Seele und sein Gemüth waren inwendig voll himmlischer Salbung, welche sein ganzes Wesen durchdrang und ihm eine mächtige Begierde nach Gott einflößte. Da vernahm er eines Morgens, in die Betrachtung versunken, in seinem Innern die Stimme: „Höre, mein Sohn, den hohen Rath deines Vaters! Wähle die ewige Weisheit zur Braut, sie erhält dich jung und tugendhaft, macht dich edel und reich, bringt dir Ehre und Vortheil und berühmten Namen." Von Stunde an trachtete er diese zu suchen, und wo sie zu finden sei, konnte seinem Herzen nicht

---

[1]) Sein Leichnam wurde 1613 noch unversehrt angetroffen. Wenn die dem Protestantismus zugeneigte Stadt Ulm daraus wenig Aufhebens machte, sondern dessen neue Beerdigung anordnete, so erklärt sich dieses hinreichend aus ihrem Standpunkte; für uns Katholiken muß diese drittehalbhundertjährige Unversehrtheit ein Beweis der hohen Gnade sein, in welcher Suso bei Gott stand. Auf seinem Grabe geschahen viele Wunder und der Orden empfahl wiederholt dessen Heiligsprechung, drang aber beim heiligen Stuhl nicht durch. Indessen bestätigte Papst Gregor XVI. 1831 seine Verehrung und gestattete 1831 am 11. März die Feier seines Festes im Orden des hl. Dominikus.

lange verborgen bleiben. Er erkannte, daß jede Zartheit, Schönheit, Herzensluſt und Lieblichkeit nur von Gott ausſtröme und zu dieſem fühlte ſich ſeine Seele fortan hingezogen. Unter großem Schmerze hatte er den Namen Jeſus mit einem eiſernen Griffel auf ſein Herz eingegraben und trug dieſes Zeichen bis an ſeinen Tod, damit, ſo oft ſein Herz ſich bewege, auch der heiligſte Name auf ſeinem Herzen ſich rühre. Allein die Liebe zur ewigen Weisheit bewegte noch viel mächtiger ſein Inneres und er wußte alle Abſchnitte des Tages, alle feſtlichen Tage des Jahres, alle Erſcheinungen der Zeit zu einer höhern Bedeutung zu erheben und für den göttlichen Dienſt ſinnig zu verwenden. Wenn der fromme Diener Gottes in ſich gekehrt des Morgens nach der Mette in ſeiner Kapelle ſaß, um kurze Ruhe zu pflegen, und der Wächter den Tag verkündete, dann erwachte er wieder, und auf die Knie ſinkend, grüßte er mit Thränen den aufgehenden Morgenſtern Maria, die zarte Königin des Himmels. Wie die Vögelein im Sommer den lichten Tag begrüßen, ſo grüßte auch er in der Freude des Herzens diejenige, die das ewige Licht gebracht, und ſang dann mit ſüßer Stimme: „Der Morgenſtern Maria iſt heute aufgegangen." — Zogen nach alter Sitte die Jünglinge in Schwaben in der Neujahrsnacht umher, um vor den Fenſtern ihrer Mädchen Lieder zu ſingen und ihre Sprüche anzubringen, da ging auch der Diener Gottes in derſelben Nacht zu ſeiner himmliſchen Liebe, um ihr ſeine Lieder zu ſingen. Er trat am frühen Morgen vor das Bild, welches die reinſte Mutter vorſtellte, wie ſie ihr zartes Kind, die ewige Weisheit, an das Herz drückt, knieete nieder und fing an, mit ſtillen, ſüßen Lauten der Seele zu ſingen, vorerſt der Mutter, daß ſie ihm erlaube, Lohn zu erwerben von ihrem Kinde und ihm dazu verhelfe. Dann kehrte er ſich zu der göttlichen Weisheit, warf ſich vor ihr nieder und grüßte ſie aus dem Abgrund ſeines Herzens und lobte ſie als die ſchönſte, edelſte, tugendhafteſte und reinſte von allen Jungfrauen der Welt. — An unſer l. Frauen Tag, an der Lichtmeß, frühe, bevor Jemand in der Kirche war, ging er vor den Hochaltar und wartete da in ſeiner geiſtigen Betrachtung auf die hohe Gottesmutter, als werde ſie mit ihrem himmliſchen Kinde kommen. Er ging ihr im Geiſte bis vor die Pforten der Stadt mit der Schaar aller gottliebenden Herzen entgegen, ſtellte ſich in der Straße vor ſie hin und bat ſie, ſtille

zu halten mit ihrem Zuge, bis daß er ihr ein Lied gesungen. Wenn in der Fastnacht die Kinder der Welt anfingen, ihren Thorheiten nachzugehen, so fing er an in seinem Herzen eine himmlische Fastnacht zu bilden und die war also: er betrachtete die kurze schädliche Lust dieser weltlichen Fastnacht und wie Viele um kurze Freude langes Leid eintauschen und sprach ein miserere dem lieben Gott für alle Unehre, die ihm in derselben verkehrten Zeit zugefügt wird. Doch waren derlei Tröstungen dem Diener Gottes nicht immer beschieden und es sollten die schmerzlichsten Prüfungen über ihn kommen. Er erblickte die tiefste Stufe seiner künftigen Leiden in einer Offenbarung: Hast du bisher in göttlicher Süßigkeit wie ein Fisch im Meer geschwebt, so will ich dich nun darben und schmachten lassen, daß du von Gott und der Welt sollst verlassen und von Freunden und Feinden verachtet und verfolget werden, und Alles, was du zu deinem Troste und deiner Freude anfangen wirst, soll dir zum Gegentheil werden. Als er dann bald darauf mitten im Kreuzgang des Klosters einen Hund traf, der ein schlechtes Tuch in seinen Zähnen trug, welches er mit wunderlicher Geberde knurrend auf und nieder warf und Löcher in selbes zerrte, da ward in ihm gesprochen: Also wirst du in deiner Brüder Mund werden! Nun kamen die vorausgesagten Leiden der Reihe nach über ihn. Er wurde von Zweifeln wider den Glauben beängstigt, dann überfiel ihn eine Traurigkeit, welche sein Herz fast erdrückte; alsdann hatte er mit der Verzweiflung zu ringen, so daß er sich nicht zu rathen wußte und fürchtete, ewig verloren zu gehen. Nachdem er diese inneren Leiden siegreich überwunden hatte, kamen nun die äußeren gegen ihn herangestürmt. Falsche Anklagen vor Gericht, schwere Krankheiten, die klägliche Verirrung seiner eigenen Schwester, Gefahren von Mördern im dunkeln Walde und von den Fluthen des Rheinstromes auf seinen Reisen, der Undank der Menschen, die Härte seiner Brüder — Alles war wider ihn losgelassen, um ihm die Prüfung herb und schwer zu machen. Allein je empfindlicher die Hand Gottes sein Herz in diesen Prüfungen verwundete, um so mehr wuchs die Gnade in seiner Seele, und je tiefer er sich in Gehorsam und Standhaftigkeit erniedrigte, um so höher stieg er in der Vereinigung und in der Betrachtung der ewigen Weisheit empor und wurde zu einem überfließenden Gefäße der Erkenntniß und

der Gnade, das seinen Ueberfluß in weitem Umkreise in die Seelen ergoß, die Gott auf dem Wege der höheren Vollkommenheiten suchten. Diesen Seelen theilte Heinrich Suso aus der Fülle seines reichen Herzens jene Lehren mit von dem Zwecke der menschlichen Leiden, die auf dem Wege zur ewigen Weisheit zu bestehen sind, von der falschen Liebe der Welt und der treuen Liebe Gottes, von den erhebenden Geheimnissen des dreieinigen Gottes und den erschreckenden Wahrheiten der Ewigkeit, von dem standhaften Tode des Christen und seinem innern Leben in Gott, die wir in seinen Schriften und in seinen Briefen zu unserer großen Erbauung wiederfinden.

Zu diesen Seelen, deren geistliche Pflege Heinrich Suso auf sich genommen, gehörte neben vielen andern ihrer Mitschwestern im Kloster Töß bei Winterthur seine geistliche Tochter Elisabeth oder Elsbeth Staglin (s. d. A.). Sie hat uns die Lehren aufgezeichnet, die sie und Andere von ihrem geistlichen Vater empfangen, und hat auch die Briefe gesammelt, die er an verschiedene Ordensschwestern schrieb. Sie hat zwischen den Jahren 1350—60 dasjenige, was sie über die älteren Schwestern in schriftlichen Berichten vorfand oder von andern Schwestern erzählen hörte oder über ihre gleichzeitigen Mitschwestern von Töß wahrgenommen und erfahren, in eine Sammlung zusammengestellt. Es war im Jahre 1215, als der heilige Dominikus den Predigerorden gründete, nachdem ihm drei Jahre früher der heilige Franz von Assis in der Stiftung des Franziskanerordens vorangegangen war. Beiden wurde die Sendung von Oben zu Theil, das Haus des Herrn zu stützen, das in Trümmer zu sinken drohte, die Kirche Gottes durch Armuth und Demuth, durch Lehre und Liebe wieder herzustellen, deren Diener damals auf dem Wege weltlicher Ehre und Begierde vielfach dem herrschenden Verderben der Welt sich hingegeben hatten. Als Dominikus zur Zeit des vierten Concils vom Lateran zu Rom eines Nachts wie gewöhnlich betete, sah er in einem Gesichte Christus über die Welt zürnen, während seine jungfräuliche Mutter ihm zwei Menschen vorstellte, um ihn zu besänftigen. In dem einen erkannte er sich selbst, der andere dagegen war ihm fremd; weil er ihn jedoch aufmerksam betrachtet hatte, behielt er dessen Bild im Sinne. Am folgenden Morgen bemerkte er in einer Kirche unter einer Bettlerkutte das Gesicht, welches

ihm in der vergangenen Nacht war gezeigt worden, und auf dieſen Armen zueilend, drückte er ihn im Erguſſe ſeiner Gefühle an ſeine Bruſt und ſprach: „Du biſt mein Genoſſe, du wirſt mit mir ziehen; wir wollen zuſammenhalten und Niemand wird gegen uns beſtehen.“ Von dieſem Augenblicke an waren ſie in heiliger und unwandelbarer Freundſchaft vereinigt und ihr Gotteseifer theilte die Welt unter ſich, damit ſie wiedergeboren und gerettet werde. — Kaum war der Predigerorden entſtanden, als die durch Dominikus entzündete allgemeine Begeiſterung ſeinen Blüthenſtaub befruchtend über alle Lande trug und überall ein zubereitetes Erdreich fand. Männer und Frauen eilten in Schaaren dem neuen Orden zu, und in Zürich am Oetenbach, zu St. Catharina in St. Gallen, bei Dießenhofen am Rhein und bei Winterthur an der Töß erhoben ſich der Reihe nach Frauenklöſter dieſes Ordens. Südlich von Winterthur auf einem hervorſtehenden Bogen, den die rauſchende Töß umfließt, hatten ſich fromme Schweſtern zum gemeinſamen Leben eingefunden und ein Schweſternhaus, „in der Wyden zu Töß oder Tößbruggen“ genannt, an eben der Stelle gegründet, wo bald darauf das Kloſter Töß gebaut wurde. Das Kloſter wurde errichtet am Tage des heiligen Evangeliſten Markus, im Jahre 1233, und 18 Jahre nach der Gründung des Ordens. — Unter den erſten Schweſtern, die in das neugebaute Kloſter eintraten, war die Wittwe Barbara von Liebenberg. Mit ihr kamen noch vier andere Schweſtern und die Mutter ſelber nach Töß und lebten daſelbſt fromm und ſelig. Der Ruf eines beſchaulichen und ſeligen Lebens, den die erſten Schweſtern von Töß in weite Umkreiſe verbreiteten, erwarb ihnen nicht nur viele Vergabungen, ſondern zog eine Menge Frauen und Töchter des damaligen Adels an, im Kloſter Töß den Schleier zu nehmen, wie uns die Namen derjenigen beweiſen, welche die Verfaſſerin als vorzügliche Beiſpiele höherer Heiligkeit unter den Schweſtern hervorhebt, die in einem Zeitraume von 120 Jahren, nämlich vom Jahre 1235 bis 1350, im Kloſter Töß lebten. Ihre Namen ſind: Adelheid von Frauenberg, Adelheid von Lindau, Anna von Klingnau, Anna Manſaſeller, Beli von Liebenberg, Beli von Lütisbach, Beli von Schalchen, Beli von Sur, Beli von Winterthur, Catharina Bletin, Elli von Wurmenhauſen, Elſi von Elgg, Elsbet von Jeſtetten, Elsbet Bächlin, Elsbet von

Elgg, Elsbet Schäfli, Elsbet Mätzi, Elsbet, Königin von Ungarn, Elsbet von Köllikon, Elsbet Zollner, Gertrud von Winterthur, Gutta von Schönenberg, Ita Sulzer, Ita von Sulz, Ita von Tengen, Juliana Ritter, Ita von Wetzikon, Jütz Schultheß, Margaretha Finkli, Margaretha von Hünikon, Margaretha von Zürich, Margaretha Willi, Mechtilde von Stanz, Mechtilde von Wädischwyl, Metzi von Klingenberg, Metzi Sidwibri, Offimia von Münchwyl, Sophia von Klingnau, Willi von Constanz. Ueberdieß werden im Verlaufe der Erzählungen noch erwähnt: Die Klausnerin von Klingnau, die von Endigen hieß, Schwester Lucia, Schwester Seebach, Schwester Sißla, die Gräfin Adelheid von Nellenburg, die sich längere Zeit im Kloster Töß aufgehalten.[1]) Manche Schwestern traten schon in ihrer Kindheit in das Kloster und wurden von früher Jugend an zu dem Ordensleben auferzogen. — Margaretha Finkli war vier Jahre, Willi von Constanz nur drei Jahre, Elsbet von Köllikon sechs Jahre alt, als sie in das Kloster kam. Elsbet Bächli wurde in ihrem eilften, Elsbet von Elgg in ihrem vierzehnten Altersjahre in das Kloster aufgenommen, und Königin Elsbet von Ungarn war erst dreizehn Jahre alt, als sie zu Töß den Schleier nahm. Dagegen war Schwester Metzi Sidwibri viel älter, als sie in das Kloster trat. Bei aller Strenge und Enthaltsamkeit des Lebens erreichten manche ein hohes Alter; Schwester Elsbet Bächli lebte 62 Jahre im Kloster, diente Gott von Herzen und bekannte, in den 62 Jahren, die sie im Kloster zugebracht, habe sie nie Reue und Traurigkeit darüber empfunden; Schwester Margaretha Finkli lebte 70 Jahre im Kloster fromm und selig in einem strengen Wandel; Schwester Elsbet von Köllikon erreichte ein Alter von 90 Jahren und Schwester Adelheid von Lindau war 100 Jahre alt, als sie starb. — Aufgenommen in den Verband des Dominikanerordens, der seine Zweige in den beiden Männerklöstern zu Zürich und zu Constanz abgesetzt hatte, wurden die Schwestern von Töß oft von Bruder Wolfram, dem Provin-

[1]) Wie aus obigem Verzeichnisse hervorgeht, hat Murer manche gottselige Frau von Töß ausgelassen; er hat zwar die Schrift der Verfasserin zur Hand genommen, aber zu wenig daraus geschöpft. Darum bemerkt Herr Greith: „Sie ist von Heinrich Murer in seiner Helvetia Sancta, Luzern 1648, fol., benutzt worden, jedoch sehr mangelhaft und nur theilweise."

zial von Schwaben, beſucht, der ſie zuweilen mit ſeinen Vorträgen und Predigten erfreute. Der berühmte Meiſter Eckart lehrte 1324 im Kloſter St. Catharinenthal bei Dießenhofen an, wo die Schweſtern ihm ihre Fragen vorlegten; bei dieſem Anlaſſe mag er wohl auch bei den Schweſtern zu Töß ſich eingefunden haben. Auch Bruder Hugo von Staufenberg, um die gleiche Zeit Lektor zu Conſtanz und ſpäter Provinzial, war Beichtvater der Jützi Schultheß und kam zuweilen nach Töß; einem Andern, Hugo von Vaucemaine, hatte Heinrich Suſo das Buch von der ewigen Weisheit in lateiniſcher Ueberſetzung unter dem Titel „Horologium Sapientiæ“ im Jahre 1333 — 41 zur Prüfung vorgelegt. Der Beichtiger der Schweſter Eliſabeth, Königin von Ungarn, war Heinrich Suſo ſelbſt und die Schweſter Anna von Klingnau hatte den berühmten Bruder Berchtold zum geiſtlichen Führer. Solche Lehrer mußten wohl die Bildung des Geiſtes unter den Schweſtern von Töß zu einer mehr als gewöhnlichen Stufe führen. Einige ſchrieben Bücher ab und Andere verfaßten ſolche. Die Meiſten waren des Lateiniſchen kundig und in den Werken des beſchaulichen Lebens wohlerfahren. Die Schweſter Margaretha Finkli lehrte Latein und ſchrieb Bücher ab; Schweſter Anna von Klingnau war beſtellt, ihre Mitſchweſtern im Latein und Leſen zu unterrichten. Schweſter Barbara von Winterthur war im Lateiniſchen wohl bewandert und Schweſter Metzi von Klingenberg verfaßte viele deutſche Bücher. Schweſter Eliſabeth von Köllikon konnte gar gut ſchreiben; ſie ſchrieb auch gerne gute Sachen und zwar ſo viele, daß man das große Cruzifix im Kreuzgang aus dem Erlös zahlen konnte. Unſere Verfaſſerin, Eliſabeth Staglin, ging ihrem geiſtlichen Führer, Heinrich Suſo, hülfreich zur Hand und half ihm ſeine Schriften vollenden. Als er ſie einmal in ihrer Krankheit beſuchte, ſchrieb ſie das ganze Geſpräch, womit er ſie tröſtete, heimlich auf, und legte, es zu behalten und zu verbergen, in eine verſchließbare Lade. Sie brachte auch die lateiniſchen Sinnſprüche in deutſche Reime, mit denen Heinrich Suſo die Gemälde „von der weltlichen und geiſtlichen Liebe“ in ſeiner Kapelle zur rechten Hand des Chores der Dominikanerkirche zu Conſtanz geziert und erklärt hatte. Geſang und Dichtkunſt wurden von den Schweſtern eifrig gepflegt, um der Liebe zur ewigen Weisheit einen würdigen Ausdruck zu verleihen. Im

Refektorium wurde während des Mittageſſens vorgeleſen; die ältern Schweſtern ſaßen der Leſerin zunächſt und alle hörten mit Begierde dem Worte Gottes zu. Kamen zu dieſer Anmuth des Lebens noch die innern Tröſtungen einer heiligen Beſchaulichkeit, und wurde unter der weiſen Leitung von Geiſtesmännern, wie Heinrich Suſo war, die göttliche Liebe bei den Schweſtern von Töß zu einer Macht ausgebildet, die ihrer Aller Herzen einigte, ſo darf man ſich nicht wundern, daß, von dieſem Liebesherde angezogen, die Jungfrauen des Adels zahlreich ihre Burgen verließen und nach Töß wanderten, um hier in den ſüßen Dienſt der ewigen Weisheit einzutreten. Das mochte manchem Freiherrn und Ritter mißfallen und zog wirklich unſerem Heinrich Suſo bittere Feindſchaft zu. Darüber warnte ihn einmal einer einer Ordensbrüder mit den Worten: „Ich war kürzlich auf einer Burg und der Herr frug nach Euch; dann hob er ſeine Hand und ſchwor in Mannestreue, wenn er Euch finde, wolle er Euch mit dem Schwert durchbohren; die Ritter, die bei ihm waren, ſchwuren auf gleiche Art.“ Als Suſo um die Urſache fragte, erwiederte der Bruder: „Dem Herrn wurde hinterbracht, Ihr hättet ihm ſeine Tochter, wie auch viele Andere, verrückt gemacht, und dieſe ſeien nun durch ihre ſeltſame Lebensweiſe ſo wunderliche Geſchöpfe, daß es auf der Welt nicht ihres Gleichen gebe. Dann war noch ein anderer grimmiger Mann auch da, und der ſagte: „„Er hat einen Raub begangen an meiner lieben Frau; ſie zieht nun den Schleier vor und will mich nicht mehr anſehen. Das macht der Mönch und das ſoll er büßen.““ Man ſieht an dieſem alten Bilde, daß nichts Neues geſchieht unter der Sonne. Wie ſchwere Mühe es die Schweſtern von Adel zuweilen gekoſtet, ſich aus den Armen ihrer Eltern loszureißen, belegt die Verfaſſerin mit einigen Beiſpielen, die mit zur Sittenſchilderung jener Zeit gehören. Eliſabeth Staglin, die viel Schönes von ihren ſeligen Schweſtern aufzeichnete, hat in ihrem Manuſkript nur einmal ihres Namens gedacht; ſie wollte ihr gnadenvolles Leben und reichbegabtes Weſen mit dem Schleier ewiger Verſchwiegenheit bedecken; aber ihr geiſtlicher Vater Heinrich Suſo hat in ſeinen Schriften viele merkwürdige Züge von ihr erhalten. Die Gottſelige endete 1360 ihr Leben, ſechs Jahre früher als ihr geiſtlicher Führer. Bevor Herr Domdekan Greith ſeine werthvolle Arbeit ſchließt, bemerkt er: „Haben wir

bis dahin die seligen Schwestern von Töß vorzüglich nach ihrem äußern Leben besprochen, so weit die spärlichen Nachrichten davon reichen, so wären wir nun angewiesen, derselben Quelle folgend, in den blumenreichen Garten ihres innern Lebens einzutreten, um hier die Tugenden zu betrachten, die sie geübt, und die wunderbaren Erscheinungen des mystischen Lebens zu erzählen, welche unter dem milden Sonnenstrahle der ewigen Weisheit aus diesen Tugendblüthen aufgeduftet. Da aber dieser Gang uns auf ein weiteres Gebiet führen würde, als wir in diesen Blättern zu betrachten vorgenommen, muß die daherige Schilderung einer größern Arbeit und freundlicher Muße überlassen werden. Die heilige Hildegard erblickte einst in einem ihrer Gesichte „den Thurm der Weisheit, der noch nicht vollendet war"; unter den Händen der Arbeiter wuchs jedoch der Bau immer höher an. Am Fuße des Thurmes erhoben sich die Menschen gewöhnlicher Wissenschaft, die der Verstand ermittelt; sie gingen und kamen, vermochten aber weder in das Innere hineinzudringen, noch auf des Thurmes Zinne sich zu erheben. Nur Diejenigen, deren Vernunft von der göttlichen Liebe getragen war, drangen hinein, setzten sich in weißen Gewanden auf die verschiedenen Stufen des himmlischen Gebäudes und stiegen bis zu seinem Gipfel hinauf, der selbst immer höher zu den Wolken des Himmels emporstrebte. Auf dem Wege der Heiligung sind die Schwestern von Töß in das Innere dieses Thurmes der ewigen Weisheit eingedrungen, haben sich auf seiner Wendeltreppe von Stufe zu Stufe immer höher erhoben, und was sie auf hohem Söller an dem Himmel geschaut und von ihm herab vernommen, mag wohl Denen als Thorheit erscheinen, die, noch am Fuße des Thurmes arbeitend, nicht weiter sehen, als ihr irdisches Auge reicht. Allein die Seele hat ein Auge auch für das Ueberirdische, das um so klarer in die Sphären des Ewigen schaut, je mehr der irdische Lichttag untergeht." (Papierhandschrift in Kleinfolio, Anfang des XV. Jahrhunderts, in der Handschriftensammlung der St. Gallischen Stiftsbibliothek, Nummer 603.)

Helena von Gléresse, Nonne von Montorge. Im Mittelalter erweckte Gott zwei Männer, Franziskus und Dominikus, welche der vielfach bedrohten Kirche mächtige Dienste leisteten und sie auf den Gipfel ihrer Herrlichkeit stellten. „Es ist ein wunderbares Ding," sagt ein alter Schriftsteller, „zwei arme

Männer zu ſehen, ſchlecht gekleidet, ohne Macht und Anſehen unter den Menſchen, welche die Welt unter ſich theilen und es unternehmen, ſie zu überwinden.“ Und dieſe Erzväter der beiden großen Orden haben die Welt überwunden durch die Liebe und die Wiſſenſchaft, die in ihrer innigen Umarmung ſich mit einander verbanden. Franziskus und ſein Orden, von der Gluth der Seraphim entzündet, goſſen die Liebe in mächtigen Strömen über die Welt aus; Dominikus und ſeine Kinder, mit dem Lichtglanze der Cherubim umgeben, verſcheuchten mit der Fackel der Wiſſenſchaft, des lebendigen Wortes und Beiſpieles die Finſterniſſe und verbreiteten auf Erden die göttliche Wahrheit. Die beiden großen Familien dieſer Ordensſtifter blieben auch im Laufe der Jahrhunderte, wie bei ihrem Entſtehen, auf das Engſte mit einander verbunden, ſie haben gemeinſam gebetet, gemeinſam gearbeitet, gemeinſam geduldet und ihr Blut zum öftern im gemeinſamen Marterthum für die heilige Kirche vergoſſen. Darum rief auch Sixtus IV. nach zwei Jahrhunderten ſtaunend aus: „Die zwei Orden haben, gleich den zwei Hauptſtrömen des Paradieſes der Wonne, das Land der allgemeinen Kirche mit ihrer Lehre, mit ihren Tugenden und mit ihren Verdienſten getränkt und machen es noch täglich fruchtbarer. Sie ſind die beiden Seraphim, die auf den Flügeln einer erhabenen Beſchaulichkeit und mit der Liebe der Engel über alle irdiſchen Dinge emporgehoben, durch die eifrigen Lobgeſänge Gottes, durch die Verkündung der unermeßlichen Wohlthaten Chriſti in ſeiner Erlöſung die Speicher der Kirche unaufhörlich mit den vollen Garben der reinſten Ernte von Seelen füllen, die durch das koſtbare Blut Jeſu Chriſti erlöst wurden.“ — Allein nicht nur in frühern, ſondern auch in ſpätern Zeiten trieb der Stammbaum des heiligen Franziskus, deſſen Aeſte ſich weit verzweigten, ſeine Blüthen und Früchte. Wie viele Ordenshäuſer beiderlei Geſchlechtes ſind am Ende des ſechszehnten und beim Beginne des ſiebenzehnten Jahrhunderts in den Schweizerlanden gegründet worden, um das ſinkende Chriſtenthum neu zu beleben. Und, um im Einzelnen zu reden, haben die Töchter des heiligen Ordensſtifters, nämlich die Tertiarinnen, nicht überall, wo ſie eine Zufluchtsſtätte fanden, Heil und Segen verbreitet? Gehört nicht auch zu dieſen das Gotteshaus zu Montorge in Freiburg? Kaum hatte dieſes Herr Jakob Wallier (ſ. d. Art.) gegründet, da eilten

Töchter höhern und niedern Standes zu dieſem ſtillen und einſamen Hauſe, um in demſelben ihr Leben Gott zu weihen. Einige erreichten darin ein hohes Alter, Andere vollendeten darin nach kurzer Zeit, indem ſie ſchon für den Himmel reif waren. Unter die Letztern gehört auch das Fräulein Helena Gléreſſe. Sie wurde 1625 geboren; ihre Eltern, Nikolaus von Gléreſſe und Eliſabeth Vögelin (Fügely), blickten mit Wohlgefallen auf ihre Tochter, die ſchön an Körper und Geiſt heranblühte. Dieſe, von Kindheit an fromm und gottesfürchtig, und um die Bewahrung ihrer Keuſchheit beſorgt, verehrte täglich die himmliſche Gottesmutter, und rief ſie um Hülfe und Beiſtand an, um ihre Tugend rein und makellos bewahren zu können. Als ſie das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, wollten ſie die Eltern ſtandesgemäß verheirathen, ſie aber erklärte, ſie ſei ſchon verſprochen und dürfe nur dem Erwählten die Hand reichen. Verwundert erkundigten ſich jene nach ihrem Bräutigam, erfuhren aber bald, wer derſelbe wäre. Als fromme und gottesfürchtige Eltern wollten ſie das Gewiſſen ihrer Tochter nicht beeinträchtigen und überließen ihr die freie Standeswahl. Am 2. Heumonat 1635 verließ Helena das väterliche Haus und ging als Koſttochter in das Kloſter Montorge. Ihren Beruf zum klöſterlichen Leben beurkundete ſie mit einer Empfehlung, die nichts zu wünſchen übrig ließ; darum überreichte man ihr nach einem Jahre den Schleier. Sie bewährte ſich während des Probejahres als ein wahres Muſter der Vollkommenheit, beobachtete die Regel und Ordensſatzungen auch im Kleinſten, gehorchte ihrer Oberin ſehr gewiſſenhaft und übte ſich in den Tugenden der Demuth, der Abtödtung und Selbſtverläugnung. Sie beobachtete genau das Stillſchweigen und war immer froh und aufgeheitert, obſchon der Tod in ihren Eingeweiden wühlte. Sie beſorgte nur, vielleicht ſterben zu müſſen, bevor ſie die heiligen Gelübde abgelegt hätte. Die Vorſteherin des Kloſters tröſtete ſie liebreich und ſprach zu der Beängſtigten, der heilige Franziskus werde ihre Bitte noch erhören, was ſich auch erwahrte. Am Tage ihres ſeligen Todes, den 2. Heumonat 1637, ließ ſie ſich am Morgen in die Kirche tragen, wohnte der heiligen Meſſe bei, empfing mit himmliſcher Freude die heiligen Sakramente und legte in die Hände des Abtes von Altenryf (Wilhelm III., Mönnat von Romont, ein frommer Ordensmann)

die heiligen Gelübde ab. Darauf trug man sie wieder ins Krankenzimmer, in welchem sie nach einigen Stunden ihre schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers übergab. Die Verfasserin dieser Zeilen endet mit den Worten: „O glücklicher Tod, der einem so heiligen Leben entspricht! O unvergleichliche Seligkeit, die in der Unschuld lebt und endet! Laßt uns leben, wie sie gelebt, damit auch wir sterben, wie sie gestorben ist. Möchte meine Seele den Tod der Gerechten sterben!" (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Hermagoras, der heilige, Bischof von Aquileja, Martyrer (s. d. Art. Bd. I. S. 317). Aquileja, an dem adriatischen Meere gelegen, einst der Sitz der Patriarchen, war eine große Stadt und ward zur Zeit Marcus Aurelius das zweite Rom genannt. In dieser blühten Handel und Gewerbe und sie zählte, als sie im Jahre 452 von Attila zerstört wurde, 100,000 Einwohner, während sie jetzt deren kaum 2000 hat. In den verschiedenen Zeitläufen wurde sie hart mitgenommen und die Bollandisten bemerken richtig: „Es gebe nichts Dauerhaftes und Ewiges unter der Sonne, was von Menschenschöpfung herrühre; was aber dieser Stadt noch einen besondern Glanz verleihe, sei das Andenken zweier glorreicher Martyrer, nämlich des heiligen Hermagoras und des heiligen Fortunatus, seines Diakons. Hermagoras war ein Deutscher von Geburt und Bürger von Aquileja. Als der heilige Markus, der Evangelist, dahin kam, um Gottes Wort zu predigen, wirkte er viele Wunder und bekehrte eine Menge Einwohner zum christlichen Glauben, unter denen auch Hermagoras sich befand. Nachdem er sich in Aquileja einige Zeit aufgehalten hatte, ergriff er wieder den Wanderstab, um andern Städten das Evangelium zu verkünden. Als die Einwohner die Abreise des Apostels wahrnahmen, sammelten sie sich und riefen: „Was haben wir Böses gethan, oder worin gesündigt, daß du uns verlassen willst? Gib uns einen Hirten!" „Wählet," sprach der Heilige, „einen bewährten christlichen Mann aus eurer Mitte." Das Volk bezeichnete den Hermagoras, einen Mann von rechtschaffenem und heiligem Wandel. Der Gewählte ging mit dem heiligen Markus zu dem Apostelfürsten nach Rom, und wurde von diesem zum Bischofe gesalbet. Petrus schenkte ihm den Hirtenstab, welcher annoch in Aquileja aufbewahrt und gezeigt wird. Mit

apoſtoliſchem Muthe machte ſich Hermagoras an's Werk, ſtärkte und befeſtigte ſeine Heerde im Glauben und ſtreute dann mit ſeinen Jüngern auch in andern umliegenden Provinzen den Samen des Heiles aus. Sehr wahrſcheinlich lenkte er ſeine Schritte zu dem Alpenvolke in die Thäler des Veltlin, Teſſin und Bündens, und die gelehrten Geſchichtskundigen, wie Notker, Eichorn, Guler (Rhæt. p. 66), Lavizzari (Mem. Hist. della Valtellina, p. 19) und Andere halten ihn nicht ohne Grund für einen Schweizerapoſtel. Als der heilige Lucius nach Bünden kam, traf er daſelbſt ſchon einige Chriſten an. Wer hat den erſten Samen des Chriſtenthums dahin verpflanzt? Wohl Niemand anders als Hermagoras und deſſen Jünger. Erwieſen iſt es, daß er und ſeine Schüler in Veltlin und Teſſin gepredigt haben. Lange aber konnte der hl. Biſchof in den Schweizerlanden ſich nicht aufgehalten haben; denn die Pflicht rief ihn zu ſeiner Heerde zurück. Der blutlechzende Kaiſer Nero, der damals auf dem Throne der Cäſaren ſaß, ſchickte den Sevaſtus als Statthalter nach Aquileja. Hermagoras, hievon in Kenntniß geſetzt, ſammelte ſeine Geiſtlichkeit und ſprach: „Brüder, nehmen wir unſere Zuflucht zum Herrn; denn ſehet, der Teufel nahet ſich, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und Alles zu verſchlingen droht.“ Er hatte wahr geſprochen; denn kaum war der Statthalter angekommen, ſo verklagten die Götzenpfaffen den frommen Biſchof bei ihm als Verächter ihrer Götter und als Verführer des Volkes. Sevaſtus ließ den Heiligen gefeſſelt ſich vorſtellen und ſprach zu ihm: „Du biſt ſehr verwegen, daß du das Volk von den unſterblichen Göttern abzieheſt; weißt du nicht, daß ich von meinem Kaiſer Befehl habe, Männer und Weiber, die ſich Chriſten nennen, zu peinigen und im Falle der Widerſetzlichkeit zu tödten?“ Hermagoras bezeichnete ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und erwiederte: „Auf Befehl meines Herrn Jeſu Chriſti bin ich Biſchof dieſer Stadt; er befahl mir, das Evangelium zu predigen, damit Alle, die der Teufel in ſeinen Fallſtricken gefangen hält, zur Kenntniß der chriſtlichen Wahrheit gelangen möchten.... Ich fürchte deine Drohungen nicht und werde nie den Göttern opfern.“ Darauf ließ ihn der Wütherich aufhängen, grauſam geißeln, die Seiten und die Bruſt mit glühenden Eiſen brennen; er aber überſtund glorreich dieſe Marter, frohlockte in Gott ſeinem Herrn, und das Volk pries den Gott der

Christen, der seinen Diener sichtbar gestärkt hatte. Alsdann wurde er in den Kerker geführt, wo er einige Tage schmachtete, Kranke, die zu ihm gebracht wurden, heilte, und noch einige Heiden bekehrte. Die Götzendiener wandten indessen alle Mühe an, den Statthalter zur Hinrichtung des Heiligen zu bewegen; weil er aber einen Aufruhr befürchtete, da der größere Theil der Stadt aus Christen bestund, wollte er dieses nicht öffentlich geschehen lassen und schickte daher den Henker in den Kerker, der in der Nacht auf den 12. Heumonat den heiligen Hermagoras enthauptete. Mit ihm wurde auch sein Diakon Fortunat hingerichtet. Der heilige Prälat hatte ihn in den Kerker berufen; denn Fortunat liebte ihn sehr, war beständig in seiner Nähe, und vermuthlich hat er auch mit ihm in den Schweizerlanden den Samen des Evangeliums ausgestreut. Pontian, der Kerkermeister, ein eifriger Christ, war bei der Hinrichtung der heiligen Blutzeugen anwesend, nahm die Körper und ließ sie außerhalb der Stadt auf dem Landgut der seligen Wittwe Alexandra beisetzen. In Folge der Zeiten fand die Erhebung ihrer Gebeine statt, die an verschiedene Orte hingekommen sind. Das römische Marthyrolog gedenkt des heiligen Hermagoras und dessen Diakon am 12. Heumonat. (Cf. Bolland. Acta Ss. T. III. Julii, p. 249—257.)

Hermenoald, Mönch von Bobbio, s. Attala.

Hetto, Bischof von Basel, aus der Familie der Grafen von Sulgau abstammend, geboren 763, ward, kaum fünf Jahre alt, in das berühmte Kloster Reichenau gebracht, um unter der Aufsicht frommer und gebildeter Ordensmänner in den weltlichen und göttlichen Wissenschaften unterrichtet und fromm und tugendhaft erzogen zu werden. Wir wissen von ihm, daß er vor seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl der Schule dieses Klosters vorstund; von seiner Lehrtüchtigkeit zeugen dessen Schüler, Tatto, Erlebald, Wetin, Reginbert und andere Lichter der Reichenau. Als Karl der Große von Rom, mit der Kaiserkrone geschmückt, nach den deutschen Landen zurückkehrte, betraute er den gelehrten und frommen Abt Hetto mit dem Bisthum Basel [1]); derselbe blieb aber dabei zugleich Abt von Rei-

[1]) Vor Hetto regierte Waldo, Abt der Reichenau, Karls des Großen Beichtvater, und wurde ebenfalls vor ihm auf den Bischofssitz von Basel erhoben. Er leitete nur sechs Jahre diese Kirche; denn durch Krankheit und andere Wider-

chenau. Der Kaiser schätzte den Gottesmann sehr hoch, weil er wohl einsah, daß er der Geistlichkeit als Muster voranleuchten würde; er zog ihn öfters zu Rathe, übertrug ihm eine Gesandtschaft an den byzantinischen Hof, ertheilte ihm die Fürstenwürde und setzte ihn zum Herrn über die Stadt Basel. Wie vertraut Hetto (auch Otto I. genannt) mit seinem hohen Gönner lebte, zeigt eine Stelle aus dessen Leben. Da einst die griechischen Gesandten vor Karl erschienen, stand dieser an einem hellen Fenster, an seinen lieben Hetto gelehnt, blitzend von Gold und Edelsteinen. Und als er drei Jahre vor seinem Tode (811) den letzten Willen ordnete, wird nebst einer Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Grafen auch Hetto von Basel als Zeuge genannt. Der für die Kirche Gottes eifrige Hirt baute die Kathedrale zu Basel und die Kirche zu Reichenau neu auf und verfaßte 25 Satzungen für die Geistlichkeit seines Sprengels. In seinem hohen Alter legte er den wohlgeführten Hirtenstab nieder (822—823), entsagte allen seinen Würden und lebte bis zu seinem Tode (833) im Kloster Reichenau, wo er sich nur den Wissenschaften und der Betrachtung göttlicher Dinge widmete. Hetto ist der Verfasser mehrerer Schriften, aber leider ist nur Weniges auf uns gekommen, nämlich die Schrift: „De Visione Wetini“ (s. Neugart, episc. Const. T. I,; Eginonis I., de vir. illustr. Augiæ div. in Pezii thesaur. Anecdot. T. I. p. 636—37; Achevy, spicil. nov. T. I. p. 584—86 etc. etc.)

Hippolyt, Abt von Condat im Juragebirge, um das Jahr 739. Diesen schätzte Pipin der Kurze als einen frommen, eifrigen und wissenschaftlich gebildeten Ordensvorsteher hoch, erklärte sich seiner Verdienste wegen offen als warmen Beschützer des Klosters Condat und schickte seinem Freunde beträchtliche Summen, vermittelst deren er in Stand gesetzt wurde, wichtige Ausbesserungen in seinem Kloster vorzunehmen, und und unter andern den schönen Kreuzgang zu bauen, welcher zu

---

wärtigkeiten erschöpft, entsagte er der Würde und begab sich in das Kloster St. Denys bei Paris, um seine übrigen Tage der Beschauung zu weihen. Im Jahre 810 ereigneten sich zwei Sonnenfinsternisse; Karl begehrte hierüber, da die Meinungen verschieden lauteten, vom Einsiedler Dungal durch Waldo von St. Denys Aufschluß. Der hochverdiente Mann starb um das Jahr 811. (Siehe diesen Artikel Bd. I. Seite 367 ff.)

der St. Peterskirche führt und diese mit dem Kloster verband. Pipin, der den heiligen Abt immer höher schätzte, machte ihn zu seinem Vertrauten, zog ihn in allen wichtigen Reichsangelegenheiten zu Rathe und erkannte gar wohl, daß er dessen Beistand bedürfe, um weise und glücklich zu regieren. Als Papst Stephan II. (752—757), vom Longobardenkönig Aistulf hart bedrängt, vergeblich den oströmischen Kaiser um Hülfe gebeten hatte, wandte er sich an Pipin und flehte ihn um Beistand an gegen die Uebergriffe des übermüthigen Herrschers. Abt Hippolyt unterstützte des heiligen Vaters Ansuchen, und auf sein Zureden zog Pipin zum zweiten Male nach Italien, um den wortbrüchigen König, der Rom wieder bedrängte und ringsum Alles verwüstete und zerstörte, zu demüthigen. Als er mit seinen Mannen in Italien erschien, eilte Aistulf nach seiner festen Hauptstadt Pavia, aber langer Widerstand war fruchtlos; er mußte Frieden machen und die frühern Bedingungen sich gefallen lassen. Da erschienen zwei oströmische Gesandte vor Pipin und suchten ihn durch Bitten, Geschenke und Versprechungen zu bewegen, Ravenna und das übrige Exarchat dem Kaiser zu übergeben. Pipin aber erwiederte: „Nicht um des Kaisers wegen bin ich zweimal über die Alpen gestiegen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren und der Vergebung meiner Sünden willen. Was ich einmal dem heiligen Petrus dargebracht habe, das soll ihm bleiben, und nicht um die Schätze der ganzen Welt werde ich mein eidlich gegebenes Wort brechen.“ Mit diesem Bescheid kehrte die Gesandtschaft des Kaisers Copronymus heim. — Jetzt begaben sich die Franken und Longobarden nach dem Exarchat und der Pentapolis und ließen sich die Schlüssel der Städte überreichen. Diese und die vom Könige Pipin ausgestellte Schenkungsurkunde wurden in der St. Peterskirche niedergelegt und dessen Stellvertreter, dem heiligen Vater, und allen seinen Nachfolgern für ewige Zeiten das Exarchat und die Pentapolis theils geschenkt, theils zurückgegeben; denn, wie wir wissen, gehörten zum Erbtheil des heiligen Petrus (Patrimonium S. Petri) viele Besitzungen in Italien; daher sprechen die Quellen stets von einer Rückgabe Pipins [1]). — Nachdem der fränkische Herrscher

[1]) Mit dieser dem heiligen Petrus gemachten Schenkung hat sich Pipin um das fortlebende oberste Hirtenamt des Apostelfürsten, d. h. um den Primat des

die Ordnung in Italien hergeſtellt hatte, rief er 757 zu Compiègne (in der Isle de France an der Oiſe) die franzöſiſche Na-

römiſchen Stuhles ein weſentliches, nicht hoch genug anzuſchlagendes Verdienſt erworben, das über die Perſon des damaligen Inhabers, Stephan II., hinaus ſich auf alle zukünftigen Zeiten erſtreckt. Nach dem Einſturze des römiſchen Reichs mußte die Vorſehung für ein Mittel ſorgen, die Selbſtſtändigkeit des erſten Sitzes der Chriſtenheit gegen Abhängigkeit und Unterjochung durch mächtige und ungerechte Inhaber weltlicher Gewalt zu ſchützen. „Denn ſo lange," wie Abbé Fleury ſchreibt, „das römiſche Reich noch als ſolches beſtand, umſchloß es in ſeiner ungeheuern Ausdehnung faſt die ganze Chriſtenheit; nachdem aber Europa in verſchiedene von einander unabhängige Fürſtenthümer ſich getheilt, ſo mußte der Papſt, wenn er nicht ſelbſt auch ein unabhängiger Landesherr war, der Unterthan irgend eines andern ſein; dieſes aber wäre ein Mißſtand geweſen, welcher der Vereinigung und Unterwerfung Aller unter ihn, als das gemeinſame, geiſtliche Oberhaupt, unſtreitig ſehr hinderlich geweſen ſein und zu immerwährenden Spaltungen Anlaß gegeben haben würde. So darf man es denn als eine Fügung der göttlichen Vorſehung betrachten, daß der Papſt ſich unabhängig und als Herrn eines hinreichend ſtarken Staates ſieht, deſſen Unabhängigkeit zu unterdrücken die übrigen unumſchränkten Fürſten nicht leicht wagen dürfen. Aber gerade dadurch wurde der Papſt deſto freier in der Ausübung ſeiner geiſtlichen Macht, und in den Stand geſetzt, die übrigen Biſchöfe deſto leichter bei ihrer Pflicht zu erhalten." — Es iſt daher eine von den unzähligen irrigen Anſichten, als habe der heilige Vater das Recht, der weltlichen Herrſchaft zu entſagen; er hat dieſes Recht deßhalb nicht, weil der Kirchenſtaat nicht ſein perſönliches Eigenthum iſt: der heilige Vater iſt nur der Verwalter, und als ſolcher darf und kann er das der Kirche gehörige Gebiet nicht wegſchenken. „Der Kirchenſtaat," ſagt Herr Krebs, „iſt ein in ſeiner Art einziger Staat; ſobald der heilige Vater den Stuhl Petri beſteigt, übernimmt er auch die Verpflichtung, den Kirchenſtaat als eine nicht blos italieniſche, ſondern als eine europäiſche, als eine der ganzen Welt angehörige, mit Einem Worte: als eine katholiſche Schöpfung zu verwalten. Der Kirchenſtaat, jene nothwendigſte Schöpfung aller Schöpfungen, wird beſtehen, ſo lange die Kirche beſteht; dieſelben Stürme, die gegen das Gebäude der Kirche losgebrochen ſind, haben auch den Kirchenſtaat zu vertilgen geſucht; aber ſie ſind vorübergezogen und haben diejenigen begraben, die den frevelhaften Kampf mit der Vorſehung gewagt haben." — Die Erhaltung der Kirche und des Kirchenſtaates iſt eine der wundervollſten Erſcheinungen: wo iſt eine Herrſchaft, die ſo viele Jahrhunderte, ſo viele Stürme aufzählen kann? Sie hat die früheren Reiche untergehen, die jetzigen entſtehen geſehen; ſie iſt älter als alle Reiche Europas, als alle Reiche der Erde. Ihre Feinde (und deren ſind unzählige bis auf Pius IX.) ſind die Feinde der Kirche; ihr Kampf iſt der Kampf gegen den unerſchütterlichen Felſen, und von ihnen gilt daher auch das Wort: „Wer auf dieſen Stein fällt, wird zerſchmettert werden, und auf wen dieſer Stein fällt, den wird er zermalmen." Möchten die jetzigen Herrſcher Sardiniens und Frankreichs dieſe Worte zu Gemüthe führen!

tion zu einer Generalverſammlung zuſammen, welche nach dem Gebrauche der damaligen Zeit aus Biſchöfen und Adeligen beſtund. Auch unſern Abt Hippolyt im Juragebirge ließ der König einladen; er folgte dem Rufe ſeines hohen Gönners und wohnte der Verſammlung inmitten der Biſchöfe bei. In dieſer Verſammlung empfing Pipin die Orgel, die der orientaliſche Kaiſer mit noch andern Geſchenken geſchickt hatte. Auf dieſem Concil erfuhr man auch, daß der König beſtändig Reliquien bei ſich trage. Endlich wurden 18 Artikel abgefaßt, die größtentheils auf die Ehe ſich bezogen. Es gab mehrere Fälle, wo man Männern oder Frauen zur Strafe der Blutſchande nicht geſtattete, ſich zu verehelichen. Wurde die Vollziehung der Ehe angeſtritten, ſo glaubte man dem Manne mehr als der Frau. (Diſch, Concilien-Lexikon, Augsburg 1843.) Der heilige Hippolit hatte ſich in dieſer Verſammlung allgemeine Achtung erworben, ſein Ruf verbreitete ſich über die Frankenlande hinaus, und er ward ſofort auf den biſchöflichen Stuhl von Belley erhoben. Die Wahl geſchah durch den Klerus von Belley; er durfte dieſer nicht widerſtehen, obwohl er ſeine liebe Einſamkeit dem Bisthum vorgezogen hätte. Die Brüder trauerten über die Abreiſe ihres geliebten Vaters; aber er ſprach zu ihnen Worte des Troſtes und ſetzte Wulfred, einen verſtändigen und religiöſen Mann, zu ſeinem Nachfolger ein [1]). Er führte einige Jahre den Krummſtab als ein frommer und weiſer Hirt, weidete in aller Sorgfalt die ihm anvertraute Heerde, beſſerte den Klerus und legte dann, das Alter und die kommende Ewigkeit fühlend, ſein Amt nieder. Nach Angabe des Abbé Migne kehrte er nach Condat zurück, wo er in ſtiller Abgeſchiedenheit ſeine letzten Tage heiligte, bis ihn ſein Schöpfer gegen das Jahr 760 zu ſich rief. In dem Heiligenkalender ſteht ſein Name am 20. Wintermonat. (Annales catholiques de Génève.)

Humbeline Granger, Priorin von Collombey (Wallis). Dieſe gottſelige Frau gehört zwar zur neueren Zeit,

---

[1]) Wulfred ſtand dem Kloſter nur ſechszehn Monate vor; ihm folgte Richard, der nur dem Namen nach bekannt iſt; dann Bertrad, der unter Karl dem Großen die Abtei leitete; auf dieſen folgte der ehrwürdige Anthelm, der jedoch nicht mit jenem zu verwechſeln iſt, deſſen Leben wir im erſten Bande unter dem Artikel „Anthelm, der heilige, Biſchof von Belley," beſchrieben haben.

verdient aber in den Annalen ihres Kloſters ein würdiges Andenken, weil ſie die zweite Stifterin deſſelben genannt werden kann, indem ohne ſie das Gotteshaus von Collombey nach Aufhörung der franzöſiſchen Herrſchaft kaum mehr hergeſtellt worden wäre. Gottes weiſe Leitung hatte ſie in jenes Kloſter geführt, um zur Zeit der Bedrängniſſe ſelbes vom gänzlichen Verfall zu retten. Humbeline wurde 1770 zu Troistorrens geboren und gehörte einer reichen, aber frommen Bauernfamilie an. Von zarter Jugend an floh ſie die Sünde; ſie hatte ein zärtliches Verlangen, ſich Gott zu weihen und bat oft ihre Eltern, ſie in dem Kloſter Collombey unterzubringen. Die verſtändigen Eltern willfahrten ihrem Verlangen, führten ſie, als ſelbe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, in das Frauenſtift von Collombey und legten ihr keine Hinderniſſe in den Weg, den Schleier zu nehmen. Wie glücklich ſchätzte ſich die junge Tochter in dieſem Gotteshauſe! ſie ſah all' ihre Wünſche erfüllt, und ihr Herz frohlockte im Herrn. Der Convent ſammelte ſich, beſchloß, in Hinſicht ihrer Jugend Humbeline noch ein Jahr in das väterliche Haus zurückzuſchicken und ſo zugleich ihre Standhaftigkeit zu erproben. Die Jungfrau gehorchte, blieb ein Jahr bei ihren Eltern und ſtellte ſich nach Ablauf deſſelben wieder zur Aufnahme ein. Jetzt nun ward ihr das Ordenskleid gereicht; ſie zeigte ſich das ganze Probejahr hindurch deſſelben würdig, und wurde daher nach Vollendung ihres Noviziats zur Ablegung der heiligen Gelübde einſtimmig zugelaſſen. Die neue Ordensſchweſter war ſo demüthig, beſcheiden, tugendhaft und liebevoll, daß die Schweſtern zu einander zu ſagen pflegten: „Der Himmel hat uns in dieſer Jungfrau einen köſtlichen Schatz anvertraut, der im Stande iſt, unſerem Gotteshauſe Großes zu leiſten." Und der Convent betrog ſich nicht; denn Humbeline hatte einen aufgeweckten und geſunden Verſtand, einen ſcharfen Blick in die Zukunft und beſaß alle Eigenſchaften, dem Kloſter vorzuſtehen. Als die Schweſter Euphraſine Riche ihre Amtszeit vollendet hatte, verſammelten ſich die Frauen zur Wahl einer neuen Oberin, und unſere Humbeline ging 1806 aus der Wahl als Gewählte hervor. Sie entſchuldigte ſich, einem ſo wichtigen Amte nicht vorſtehen zu können; aber man erwiederte ihr, die Zeiten ſeien kritiſch und verhängnißvoll, das Kloſter ſei vielfach bedroht und es ſetze all ſeine Hoffnung auf ihre weiſe Leitung. Ohne eine Widerrede

fügte sie sich dem Wunsche ihrer Mitschwestern, leitete einige Jahre mit weiser Vorsicht den Convent, bis endlich der Sturm der Verfolgung über sie und ihre Mitschwestern hereinbrach. Als Wallis im Wintermonat 1811 dem französischen Reiche einverleibt wurde, mußte man sich auf Alles gefaßt machen und die Aufhebung der Klöster im Rhonethal stund in Aussicht, weil die religiösen Körperschaften in Frankreich ebenfalls aufgehoben worden waren. Die Frauen in Collombey lebten in beständiger Furcht und erwarteten mit jedem Tage das Auseinandergehen. Wirklich erschienen am 17. Jänner 1812 zwei Abgeordnete der Regierung, die Herren Dufay und Delacoste, ihnen die Anzeige zu machen, das Kloster sei aufgehoben; zugleich verboten sie, im Kloster zu läuten, das Officium zu singen, die heilige Messe zu lesen, das hochwürdige Gut im Tabernakel aufzubewahren und nahmen, was sich im Kloster vorfand, in Beschlag. Die Oberin ließ das heiligste Sakrament in das Krankenzimmer übertragen; dort warfen sich die Frauen auf die Kniee und baten den göttlichen Bräutigam um Schutz und Hülfe. Nach einigen Tagen kam ein von der Regierung abgesandter französischer Offizier in das Kloster und überreichte den Conventualinnen, welche sich außerhalb des Distrikts von Monthey begeben wollten, einen Reisepaß. Fast zur nämlichen Zeit kam Herr Dufour und bedeutete ihnen, es sei Allen verboten, außerhalb des Klosters im Ordenskleide zu erscheinen. Am 24. Hornung 1812 zogen die Schwestern im Angesichte einer ungeheuern Volksmenge, welche die Neugierde herbeigezogen hatte, aus ihrer Einsamkeit. Beim Herausgehen übergab die Oberin die Schlüssel des Klosters dem Herrn Benjamin de Rivaz, der von der Regierung dieselben abzunehmen bestellt war. Arm und verlassen gingen die Frauen auseinander, und die geringen Habseligkeiten, die sie mit sich nahmen, wurden ihnen theilweise auf dem Wagen entwendet. Man hatte ihnen am Tage des Scheidens aus dem Kloster hundert Franken einzuhändigen versprochen, aber erst nach einem Monat wurde dieses Versprechen erfüllt. Zudem wurde allen Schwestern, welche die Gelübde abgelegt hatten, ein Jahrgehalt von fünfhundert Franken zugesichert; andere Personen des Hauses aber, welche das sechszigste Jahr nicht überschritten, erhielten dreihundert Franken. Die französische Regierung zahlte sehr saumselig und schuldete noch einen großen Theil bei ihrem

Abzug. Einige Schwestern, die arme Anverwandte hatten, mußten deßwegen große Noth leiden. Unsere Humbeline zog sich nach Troistorrens zu den Ihrigen zurück, die Andern zerstreuten sich in verschiedene Gegenden; Alle führten einen religiösen Wandel, empfingen oft die heiligen Sakramente, Einige besuchten zuweilen weinend ihr ehemaliges Kloster, in welchem nun arme Leute wohnten. Die Lage der Nonnen war drückend und bedauernswürdig; allein die Oberin Humbeline verlor den Muth nicht und sagte zu ihren Töchtern, welche sie besuchten oder denen sie schrieb: „Vertrauet auf den Herrn und zaget nicht; ich lebe der besten Hoffnung, daß wir bald in unser Gotteshaus wieder einziehen dürfen.“ Ihr Vertrauen kannte keine Grenzen, und als die Oesterreicher ins Wallis einrückten und die französischen Angestellten im Christmonat 1813 abzogen, da wurde sie im Gottvertrauen noch mehr befestigt. Schon Anfangs Jänners 1814 schrieb sie an den hochwürdigen Bischof Joseph Xaver von Preux (1807—1817) und bat ihn, er möchte gefälligst die Rückkehr der Nonnen in ihr Kloster sammt der Rückgabe ihrer Güter bewilligen. Der hohe Prälat billigte ihr Ansuchen, lobte ihren Eifer, fand aber für gut, mit der Rückkehr noch zu zögern, bis die Regierung entschieden hätte. So befriedigend diese Antwort schien, so erkannte Humbeline nur zu wohl, sie müsse die Sache mit allem Ernst betreiben, um zum Ziele zu gelangen. Am 10. Hornung reiste sie zu Fuß nach Sitten, begab sich zu Seiner bischöflichen Gnaden von Preux und übergab ihm nachstehenden Brief: „Hochwürdigster Bischof! Die Nonnen des Klosters St. Joseph von Collombey nehmen ihre Zuflucht zu Ihnen, werfen sich vor Ihnen nieder und bitten Sie kniefällig, Sie möchten ihnen die Wiedereröffnung ihres Klosters verschaffen, aus dem sie die letzte Regierung gewaltthätig vertrieben hat. Die hohe Schätzung, die sie zu ihrem Stande tragen, die Gelübde, welche sie verbinden, die fortdauernde Sehnsucht, in ihr Kloster zurückzukehren und da gemeinschaftlich zu leben und ihre Pflichten zu erfüllen, hat sie bewogen, diesen Schritt zu thun und Ihnen die demüthige Bitte vorzutragen. Ihr Verlangen steigert sich von Tag zu Tag und führte sie zu Ihnen; sie glauben auch, der Augenblick sei gekommen, daß sie ihren Convent wieder beziehen und die Verwaltung ihrer Güter sammt allem Zugehörigen übernehmen dürften. Was ihnen besonders zu ihrer Rück-

kehr Hoffnung gibt, ist, daß die Regierung von Wallis wieder hergestellt ist. Unser Convent war unter der gleichen Regierung gewährleistet, warum sollte sie uns heute hindern, in unser Kloster einzuziehen und unsere Pflichten zu erfüllen, da die Gesetze von 1810 wieder in Kraft treten? Unsere Güter, die man uns entzog, befinden sich in den Händen des Staates; aus diesen versprach man uns den Jahrgehalt zu geben, und die Güter gehören daher unserem Stifte an. Wie könnten wir ohne Gehalt und Einkommen unser Leben fristen, wenn man uns erlaubt, in unsern Convent zurückzukehren, aus dem wir verjagt worden sind? Wir brauchen also Geld zur Rückkehr in unsere Besitzungen und Rechte; unser Haus wird von Tag zu Tag baufälliger; es ist die höchste Zeit, daß wir uns sammeln und in dasselbe einziehen; verzögert sich unsere Rückkehr, so können wir die nothwendigen Verbesserungen an den Gebäulichkeiten nicht bestreiten und unser Aufenthalt daselbst wäre in Frage gestellt. Darum, gnädigster Herr! bitten wir Sie inständig, Sie wollen die Rückkehr in unser Haus gefälligst bewilligen und uns zur Besitznahme der alten Rechte behülflich sein. Glauben Sie, daß Sie dabei den Staat in Anspruch nehmen müssen, so thun Sie es auf dem schicklichen Wege und legen Sie der einstweiligen Regierung von Wallis unser Bittgesuch vor, damit unsere Wünsche um so schneller sich verwirklichen. Ohne Ihren Willen, hochwürdiger Bischof! unternehmen wir nichts, weil wir wohl wissen, daß wir ohne diesen nichts thun dürfen; aber wir hoffen auf Gottes und Ihre Hülfe, durch die wir desto eher zum Ziele kommen. Wir bitten Sie, gnädiger Herr! Sie wollen die Gefühle unserer unterthänigsten Unterwerfung gefälligst annehmen, und in tiefster Ehrerbietung gegen Sie nennen wir uns in Jesus Christus Ihre Töchter, die Bernhardinerinnen von Collombey. Im Namen aller Schwestern zeichnet die Schwester Oberin Humbeline Granger." — Der hohe Prälat war mit der Uebergabe dieses Schreibens sehr zufrieden, entließ die Bittstellerin mit der Zusage, er wolle sich bei der Regierung verwenden und für die Klosterfrauen sein Mögliches thun. Humbeline ging selbst zu einigen Mitgliedern der Regierung, wurde auch dort gut empfangen; aber sie konnte vor ihrer Abreise die Bewilligung, ihr Kloster zu beziehen, nicht erwirken; sie mußte noch einige Male nach Sitten kommen und die Sache betreiben. Inzwischen schrieb der

Biſchof an die Regierung und erſuchte ſie höflichſt, der Rath möchte die Wiedereinführung der Nonnen von Collombey in ihr Kloſter beſchließen. An der Spitze der Regierung ſtand Herr Baron Eugen Stockalper, ein warmer Freund der Klöſter; er ſammelte den Rath, las dieſem das Schreiben des Biſchofes vor, unterſtützte daſſelbe in warmer Rede, und ohne Widerſpruch wurde den Kloſterfrauen von Collombey ihr Anſuchen in allen Theilen bewilligt. Am 4. März ſetzte er den Biſchof mit folgenden Zeilen davon in Kenntniß: „Hochwürdiger Biſchof! Ich habe die Ehre, Ihnen die Beſchlüſſe des Rathes der einſtweiligen Regierung mitzutheilen. In Betreff des Anſuchens der geiſtlichen Frauen von Collombey, ihr früheres Kloſter beziehen zu dürfen, beſchloß der Rath, demſelben keine Hinderniſſe in den Weg zu legen. Ich bin erfreut über dieſen Beſchluß und es iſt mir ſehr angenehm, den geiſtlichen Frauen dabei einen Dienſt leiſten zu können. Genehmigen Sie u. ſ. w.“ Die Oberin Humbeline freute ſich ſehr über den glücklichen Ausgang ihrer Bemühungen, begab ſich den 11. April 1814 mit einigen zur Arbeit fähigen Schweſtern ins Kloſter, ließ die Erde des Gartens umgraben, pflanzte darin Kartoffeln und anderes Gemüſe, beſſerte den Chor, die Kirche und die Zellen aus; und als das Volk von Collombey ihre unermüdeten Anſtrengungen ſah, kam es ihr lobenswerth mit Unterſtützung und Geld zu Hülfe. Unter den Wohlthätern zeichnete ſich beſonders Herr Großkaſtlan von Lavallaz aus. Die Arbeiten gingen raſch vor ſich und am 4. Chriſtmonat 1815 wurden die Schweſtern feierlich in ihren Convent eingeführt. Unter ihnen befanden ſich 14 Chorfrauen und zwei Laienſchweſtern; drei der Erſtern waren ſeit der Aufhebung geſtorben, nämlich: Roſalia Maret in Sitten, Scholaſtika Claret in Troistorrens und Candida Granger in Collombey. Die Annalen des Kloſters ſpenden ihnen ein herrliches Lob, in welchem ſie wie Heilige erglänzen. — Die Anzahl der Frauen war jetzt ſchwach, ſie erhielten jedoch bald bedeutenden Zuwachs, indem acht Töchter aus guten Familien ſchon im folgenden Jahre die heiligen Gelübde ablegten. Das Jahr 1838 war für unſere Humbeline wie auch für das ganze Stift ein überaus freudenreiches. Sie feierte ihr Jubeljahr, und hatte ſomit ſeit Ablegung ihrer Gelübde fünfzig Jahre zurückgelegt. Als die ehrwürdige Mutter ſich das erſte Mal vor dem Altare Gott weihte, ſtrahlte ihr

Angeſicht vor Freude und ſie bekannte dann ſpäterhin, ſie ſei von himmliſcher Wonne überſtrömt geweſen; aber was wird ſie erſt empfunden haben, als ſie zum zweiten Male die Gelübde erneuerte? Obwohl vom Alter niedergebeugt, ſchien ſie neu aufzuleben und ihr Angeſicht verklärte ſich bei ihrer inneren Zufriedenheit. Humbeline war eine ſehr tugendhafte Frau, im Umgange lieblich und zuvorkommend und in der Haltung der heiligen Regel gewiſſenhaft. Ihr Herz flammte vor Liebe zu Gott und in allen Nöthen nahm ſie ihre Zuflucht zu Maria. Sie verehrte an allen Samstagen die Himmelskönigin durch eine beſondere Andacht; darum erfolgte auch ihr Hintritt an einem Samstag, den 26. Jänner 1850. Sie litt in den letzten Jahren beſtändig an Engbrüſtigkeit; aber je größer die Leiden waren, deſto größer war auch ihre Geduld, bis ſie endlich der Herr aus dieſem Leben in ſein Reich verſetzte. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Hunna, die heilige, ſ. Deodat u. ſ. w.

J.

Jafred, der heilige, Martyrer. Unter den heldenmüthigen Glaubenshelden, welche während der blutigen Chriſtenverfolgungen von den Chriſten heimlich begraben wurden, ohne daß ihre Namen aufbewahrt worden, und welche dann ſpäter durch beſondere Fügung Gottes der Verehrung der Gläubigen entdeckt wurden, befindet ſich auch der heilige Jafred (Jofred, auch Theofred), ein Soldat aus der thebaiſchen Legion. Ferrarius berichtet von ihm Folgendes: Als der Kaiſer Maximian gegen die thebaiſchen Soldaten unmenſchlich wüthete, flohen viele aus ſeinem Lager, ſuchten eine Zufluchtsſtätte in dem Gebiet von Turin und ließen ſich in den Gegenden am Po nieder. Dahin zog ſich auch Jafred zurück, um ſich dem ſchändlichen Götzendienſt zu entziehen; aber er ward von den Häſchern des Kaiſers aufgegriffen und für das Bekenntniß des chriſtlichen

Glaubens getödtet. Die Chriſten begruben ihn bei dem Dorfe Critzoli in der Diözeſe Saluzzo. Seine Grabſtätte wurde ſpäter durch Gottes Fügung wunderbar entdeckt. Ein Bauer ackerte auf der Anhöhe eines Berges; bei dem Umwenden des Pfluges fielen die Ochſen ſammt dem Pfluge in das Thal hinab; ſogleich ging er nach der Unglücksſtelle und fand die Ochſen ſammt dem Pflug unbeſchädigt. Wie ſtaunte er, als er ſah, daß dieſe in der Erde ſcharrten und mit dem Pflugeiſen die Grabſtätte eines Menſchen aufwühlten! Der Bauer machte Anzeige bei der kirchlichen Behörde, welche die Gebeine der Erde enthob, zu deren Ehre auf die Anhöhe eine Kirche erbaute und ſelbe dort beiſetzen ließ. Der gemarterte Gottesfreund wirkte viele Wunder und am erſten Sonntag Auguſts ſtrömte das umliegende Volk in Maſſe zu deſſen Verehrung und Anrufung herbei. — Einen andern Bericht gibt uns Herr Wilhelm Baldeſan, Domherr von Turin, in der Geſchichte der heiligen Thebäer, die er in italieniſcher Sprache herausgegeben hat. Bei der Auffindung der heiligen Gebeine war es noch nicht entſchieden, wer der Verſtorbene geweſen ſei; da erſchien in der folgenden Nacht der Heilige dem Ackersmann, offenbarte ihm ſeinen Namen und fügte hinzu, er gehöre der thebaiſchen Legion an, welche Maximian ſo grauſam verfolgt habe. Leider gibt der Erwähnte die Zeit nicht an, in welchem Jahre die Auffindung des heiligen Blutzeugen ſich ereignete. Die Calviniſten, die im ſechszehnten Jahrhundert die Verehrung der Heiligen beſpöttelten, wußten auch die Katholiken zu verwirren, ſo daß ihre Anhänglichkeit zu dem heiligen Jafred immer mehr erkaltete. Der edle Herzog von Savoyen, Karl Emmanuel I., gab dem Mſgr. Antonius, Biſchof von Saluzzo, die Anweiſung, die heiligen Gebeine in Sicherheit zu bringen. Die Uebertragung nach Revello geſchah 1592 oder 1593. Gegenwärtig befinden ſie ſich in der Kathedrale von Saluzzo. Im Verzeichniſſe der Heiligen wird Jafred am 7. Herbſtmonat erwähnt. Herr Blavignac, der Verfaſſer der „Histoire de l'Architecture sacrée“ hat in Genf auf älteren Gemälden und Kunſtarbeiten auch den heiligen Jafred gefunden. (Bolland. Acta SS. T. III., September, p. 9—10.)

Jakobäa von Villaz, ſ. Julia u. ſ. w.

Jakobäa, Dominikanerin, ſ. Beatrix u. ſ. w.

Jakobäa Gertrud Mondereſſe, Nonne von Collombey (Wallis.) Gute Beiſpiele ſind wie ein guter Samen, ſie bringen auf dem Acker Gottes viel Gutes und Edles zur Reife. Beſonders wohlthätig wirkt das Beiſpiel älterer Menſchen auf die Jugend zurück, und mit Recht ſprach der ehrwürdige Eleazar, als er der Gerechtigkeit wegen den Tod erdulden ſollte: „Ich will ſtarkmüthig das Leben verlaſſen, ſo werde ich meines Alters würdig erſcheinen und den Jünglingen ein heldenmüthiges Beiſpiel hinterlaſſen, wenn ich willigen Herzens und wacker für die theuerſten und heiligſten Geſetze eines ehrenvollen Todes ſterbe.“ Aber nicht ſelten wirken auch die Beiſpiele der Jugend heilſam auf die Aeltern ein; auch von dem jüngern Zweige geht oft eine Kraft aus, welche neues Leben in den abſterbenden Stamm gießt und den erkalteten religiöſen Eifer wieder anfacht. Dies zeigt die Geſchichte und die Erfahrung in religiöſen und weltlichen Vereinen. Wir geben hier einige Züge von einer jungen Nonne, von welcher die Annalen des Kloſters von Collombey treffend bemerken: „Den 28. Heumonat 1684 ſchied von uns eine tugendreiche Schweſter, die wir in Allem auf dem Wege des Heiles wandeln ſahen und die uns ſtets aufmunterte, ihr auf dem Wege der Heiligkeit und Vollkommenheit zu folgen; thun wir dies nicht, ſo iſt es unſere Schuld und wir müſſen es einſt bereuen.“ — Jakobäa Gertrud Mondereſſe, ſo hieß die gottſelige Jungfrau, ſtammte aus Siders, war von Jugend auf ſehr eingezogen, gottesfürchtig und fromm und pflegte oft zu ſagen, ſie werde frühzeitig ſterben. Fort und fort mit dieſem Gedanken beſchäftigt, empfand ſie einen Ekel an den Weltfreuden und entſchloß ſich, in einem Frauenſtift ihre Tage Gott zu weihen. Erſt vierzehn Jahre alt, trat ſie in das Kloſter von Collombey und bewährte ſich da als Muſter einer vollkommenen Nonne. Sie ſtarb, 31 Jahre alt, aber heilig war ihr Leben und koſtbar ihr Tod. Herr Claudius Berrut, ihr Beichtvater, der bei ihrem Tode anweſend war, wandte ſich nach ihrem Hinſcheiden an den verſammelten Convent, erzählte die Tugenden der Entſchlummerten und ſagte: „Ehrwürdige Frauen! Ich halte es für Pflicht, Euch Einiges von der ſeligen Jakobäa Gertrud mitzutheilen, damit Ihr dieſes in Eure Annalen aufzeichnet. Ihre vorzüglichſten Tugenden, in denen ſie ſich beſtändig übte, waren die Keuſchheit, der Ge-

horsam, die Demuth und die Abtödtung. In Ausübung derselben ließ sie der liebe Gott zuweilen eine innere Süßigkeit verkosten, bei welcher ihr Antlitz wie verklärt strahlte und das Herz in himmlische Freuden sich ergoß. Dabei fehlten ihr aber die innern Leiden nicht und ich darf sie im wahren Sinne des Wortes eine Martyrin nennen; denn sie hat ihr ganzes Leben hindurch gerungen und bis auf das Blut gekämpft. Deßwegen hat der himmlische Bräutigam durch einen frühzeitigen Tod ihren Leiden ein Ende gemacht und sie aus dem Gluthofen der Trübsal befreit. Ihre inneren Qualen waren zuweilen so heftig, daß sie sich äußerlich zeigten. Das Angesicht färbte sich mit einer ungewöhnlichen Röthe und Hände und Füße schwollen an. Oft verbarg sich der liebe Gott vor ihr oder zeigte sich ihr nur kalt; darum meinte sie, sie wandle nicht nach dem Herzen Gottes und ihre heiligen Uebungen wären nur erheuchelt. Aber, meine Schwestern, ich sage Euch, in dieser schönen Seele vereinigten sich alle Tugenden; je größer der Kampf, desto größer war der Glaube. Sie schaute beständig auf Jesus und sein Kreuz und eben da fand sie Trost in ihren Leiden. Der Herr nahm sie in ihrer Jugend hinweg, nachdem sie eine lange und schmerzliche Krankheit überstanden hatte; und wie sie sich während dieser bewährt hat, wisset Ihr und seid Zeugen davon, nämlich: als ein Muster der Geduld und der gänzlichen Ergebung in den Willen Gottes. Jakobäa Gertrud ruhe im Frieden und gedenke unser vor dem Throne Gottes!" (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Jakob Wallier, Stifter des Frauenklosters zu Montorge in Freiburg. Die Entstehung des Gotteshauses zu Montorge (Bisenberg) ist ein Werk der allleitenden Vorsehung, durch welches der seraphische Orden weiter ausgebreitet und verherrlicht wurde. Zur Ausführung desselben ward ein Mann auserkoren, dessen Leben und Thaten in der Geschichte der christlichen Kirche den Gläubigen zur Erbauung aufbewahrt zu werden verdienen: es ist Jakob Wallier, Herr von St. Aubin, gebürtig aus Solothurn, Rathsherr von Freiburg. Seine edlen Eltern, Jakob Wallier, Statthalter von Neuenburg und Valengin, und Barbara von Roll, ließen es sich besonders angelegen sein, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben; sie sandten ihn, nachdem sie die ersten Keime der Tugend und Gottesfurcht in sein

Herz gelegt hatten, auf eine französische Akademie, damit er da nach dem damaligen Tone gebildet und in der Kunst des Ritterthums groß gezogen würde. Da war nun der junge unerfahrene Ritter sich selbst überlassen, gerieth in schlechte Gesellschaften und wandelte einige Zeit auf gefährlichen Wegen. Ein wunderbares Ereigniß mußte denselben vom Abgrunde zurückziehen, dem er zurannte, damit Gottes unerforschliche Absichten an ihm erfüllt würden. Als er noch in Frankreich weilte, begab er sich eines Tages mit einem Jugendfreunde auf die Jagd; sie trennten sich von einander und lauerten auf entgegengesetzten Posten auf Gewild. Auf einmal nahte sich sein Begleiter einem Gebüsche, in welchem er eine Bewegung wahrnahm, feuerte los und traf Herrn Wallier. Der Schuß ging in den Unterleib und in die Füße und traf ihn so gefährlich, daß man anfänglich an dessen Herstellung zweifelte. Er ward sorgfältig gepflegt, blieb jedoch lebenslänglich hinkend. Er mußte lange das Bett hüten und große Schmerzen dulden, aber eben diese Kur brachte ihn zur Selbsterkenntniß; er erkannte seine Verirrungen und sagte zuweilen: „Der Himmel meinte es gut mit mir; ich führte ein zügelloses Leben und würde, wenn dieser Vorfall sich nicht ereignet hätte, auf eine andere Weise ein trauriges Ende genommen haben.“ Er bewährte sich während seiner schmerzlichen Krankheit sehr geduldig und entschloß sich in derselben, in den Kapuzinerorden zu treten. Zurückgekehrt in seine Heimath, führte er ein sehr frommes Leben, besuchte die Klöster in Solothurn, Luzern, Rapperswyl und Maria Einsiedeln, machte da seine geistlichen Uebungen, wohnte täglich der heiligen Messe an, empfing alle Wochen die heiligen Sakramente und stellte sich so geistig gekräftigt vor die Provinzoberen, um sich für die Aufnahme in den Orden zu melden; diese wurde ihm aus vernünftigen Gründen verweigert. Demzufolge entschloß er sich, obwohl er die Keuschheit zu bewahren angelobt hatte, sich mit einer solchen Gemahlin zu verbinden, die mit ihm ein enthaltsames Leben führen wolle. So hoffte er viel Gutes zu fördern und seine reichen Einkünfte für nützliche Zwecke verwenden zu können. Die Vorsehung führte ihm eine solche zu in der Person der Frau Barbara Progin von Freiburg. Diese war mit Herrn Hauptmann Tobias Gottrau verheirathet, legte nach dessen Tod das Gelübde der Keuschheit ab und lebte nun

mit Fräulein Margaretha Gottrau, Schweſter ihres ſeligen Mannes, die ebenfalls den jungfräulichen Stand gewählt hatte. Als Herr Wallier ſich um die Hand der edlen Wittwe bewarb und dieſe ſeine heiligen Entſchlüſſe erkannt hatte, willigte ſie freudig in die eheliche Verbindung ein, lud ihren Herrn Bruder, wie ſie ihn nannte, ein, nach Freiburg überzuſiedeln und da mit ihr zu wohnen. Er that es und ſie lebten von nun an mit einander wie Geſchwiſter. Beide wetteiferten in ihrem Wandel auf dem Wege der Vollkommenheit und ihr heiliges Leben erbaute Jedermann; man nannte den Herrn Wallier nur den keuſchen Joſeph. Sie übten ſich in den Werken der Frömmigkeit und der Nächſterliebe, indem ſie reichliche Gaben unter die Dürftigen vertheilten. Herrn Wallier's aufopfernde Liebe zu den Bedrängten zeigte ſich beſonders, als 1628 in Freiburg die Peſt ausbrach. Der hinkende Mann eilte von Haus zu Haus, pflegte die Kranken mit eigener Hand, unterſtützte die Armen mit Kleidern und Nahrung; mahnte zum Empfang der heiligen Sakramente, zum Gebete und zur Buße; man ſah ihn zuweilen haſtig durch die Straßen eilen und oft kam er ganz erſchöpft nach Hauſe. Um den Armen in Chriſtus Alles zu werden, ließ er eine große und geräumige Küche bauen und den Leidenden Nahrung und Heilmittel bereiten. Obwohl er ein beträchtliches Vermögen beſaß, lebte er doch äußerſt ſparſam und vermied allen unnöthigen Aufwand, ſo daß ſich ſeine Einkünfte bedeutend vermehrten. Allein, weit entfernt, ſein Herz an Güter zu heften, welche vergänglich ſind und dem Staube angehören, hielt er ſich gewiſſenhaft an die Mahnung des Heilandes: „Sammelt euch auf Erden keine Schätze, welche der Roſt und die Motten verzehren und die Diebe ausgraben und ſtehlen, ſondern hinterleget euch Schätze im Himmel, wo ſie weder Motten noch Roſt verzehren und wo ſie die Diebe nicht ausgraben und ſtehlen.“ Er dachte bei ſich ſelbſt nach, wie er ſeine Güter am Nützlichſten verwenden könnte, holte darüber Rath bei ſeinem Beichtvater, und während er mit dem Gedanken umging, eine Jahresmeſſe, oder eine Pfründe für einen Prieſter zu ſtiften, der alle Tage für ihn das heilige Meßopfer entrichten würde, kam die Erleuchtung von Oben und brachte ſeine Gedanken zur Reife. Als ein hoher Verehrer des heiligen Franziskus von Aſſis, erkannte er, daß die Ausbreitung der von ihm geſtifteten

Orden beiderlei Geschlechts in der Welt großen Nutzen hervorbrachten. Freiburg zählte mehrere Mannsklöster, aber innerhalb der Stadt vermißte man die weiblichen Stifte, und die frommen Töchter, die gerne der Welt sich entzogen hätten, mußten entweder auswandern oder zu Hause bleiben; er entschloß sich deßhalb, für die Tertiarerinnen aus seinem Vermögen ein schönes Kloster zu bauen, brachte die Sache am 12. März 1626 vor den Rath, ohne jedoch den Orden zu nennen, weil er zuerst dessen Stimmung erfahren wollte. Da sich die Herren geneigt zeigten, sammelte er den 20. desselben Monats die Rathsherren Johann Reyff, Jakob Buman, Daniel und Anton von Montenach um sich und eröffnete ihnen sein Vorhaben. Den 27. versammelte sich der Große Rath, der ebenfalls seine Zustimmung ertheilte. Hierauf suchte der Stifter auch um die kirchliche Bewilligung nach; der päpstliche Geschäftsträger in der Schweiz, Alexander Scappi, und der Bischof von Lausanne, Johann VII. von Wattenwyl, bestätigten die Beschlüsse des Großen Raths und sandten ein eigenes Schreiben an den Stadtrath von Freiburg, worin sie denselben ersuchten, dem Unternehmer hülfreich an die Hand zu gehen. Während Herr Wallier sich mit der neuen Stiftung beschäftigte, hatte eine fromme Wittwe, Anna Praroman, Ehefrau des sel. Herrn Rudolf von Forell, den Entschluß gefaßt, auf ihrem Landgute Viviers ein Frauenkloster zu gründen; als sie aber das Vorhaben Walliers erfuhr, stund sie von ihrem Entschlusse ab und freute sich, daß Jener ihr zuvorgekommen war. Der fromme Mann reiste nach Luzern, um vom Nuntius einige Tertiarerinnen zu erbitten; er ward in seinem Begehren unterstützt und nahm aus dem Kloster St. Anna im Bruch vier Schwestern mit: Maria Elisabeth Schwendimann, Maria Basilia Ulmann, Maria Johanna Bürcher und Maria Clara Zimmermann, erfahrne und fromme Frauen. Maria Elisabeth wurde erste Frau Mutter und Maria Basilia Novizenmeisterin. Am 15. April 1626 langte der Stifter mit der geistlichen Kolonie in Freiburg an, und unterbrachte sie bei der edlen Wittwe Anna Praroman, welche eine himmlische Wonne empfand, daß die Dienerinnen Gottes bei ihr einkehrten; denn nun konnte sie den Plan ausführen, den sie schon lange vorhatte, nämlich das Ordenskleid anzuziehen. Noch im selben Jahre empfing sie in der Kapuzinerkirche aus der Hand des hochwürdigen

Herrn Jakob Kämmerling, Propſt und Generalvikar, unter dem neuen Ordensnamen Judith, den Schleier; der Feier wohnten die VV. Kapuziner, die vier Frauen von Luzern und eine große Volksmenge bei, welche noch nie eine ſolche Einkleidung geſehen hatte. Die Tertiarerinnen kehrten abermals in das Haus der Novizin und pflanzten da den erſten Garten an, in welchem ſpäter manche duftende Roſe blühte. Bald geſellten ſich ihnen andere Töchter zu, um ſich von dieſen frommen Schweſtern auf den Weg der Vollkommenheit leiten zu laſſen. Der Stifter ſuchte zur Errichtung des Kloſters einen ſchicklichen Platz, und wählte dazu Biſenberg (Montorge), der ihm gegen Entſchädigung abgetreten wurde. Mit großer Feierlichkeit wurde der Grundſtein des neuen Kloſters gelegt. Ein herrlicher Zug des ſämmtlichen Klerus, des Rathes und einer ungeheuern Volksmenge bewegte ſich nach Biſenberg, wo die kirchlich übliche Segnung von Herrn Jakob Kämmerling vorgenommen, hierauf Amt und Predigt unter freiem Himmel gehalten und auf der Heimkehr zur Dankſagung das Te Deum angeſtimmt wurde. Mit allem Fleiße ward jetzt der klöſterliche Aufbau betrieben; Herr Wallier war beſtändig bei den Bauleuten; weder Hitze noch Kälte, weder Schnee noch Regen konnten ihn abhalten; er allein beſtritt alle Koſten. — Den 21. Wintermonat 1628 nahmen acht Schweſtern das neue Kloſter feierlich in Beſitz. Die Frauen von Luzern wohnten noch einige Zeit bei ihnen; da ſie aber weder der franzöſiſchen noch der dortigen Volksſprache kundig waren, baten ſie den Stifter, daß er ihnen erlaube, nach Luzern zurückzukehren. Der Nuntius, darüber in Kenntniß geſetzt, bewilligte ihre Rückkehr; Herr Wallier, deſſen Frau und Fräulein Margaretha Gottrau führten ſie unter vielen Dankbezeugungen in ihr Gotteshaus zurück. Der edle Unternehmer freute ſich ſehr über das Gelingen ſeiner Stiftung; Kloſter und Kirche wurden bewundert und Jedermann pries den Bau als ein vollkommen gelungenes Werk; indeſſen ſorgte er auch für die Schönheiten im Innern, ließ Zellen, Zimmer, Küche, Keller ꝛc. gehörig ausſtatten und bereicherte die Kirche mit ſchönen Zierrathen, namentlich erlangte er von der Stadtbehörde Solothurns einige Reliquien von dem heiligen Urſus und ſeinen Genoſſen, die er der Kirche übergab. Er ſtattete zugleich das Kloſter gehörig aus, damit die Dienerinnen Gottes daſelbſt keinen Mangel hätten. Unter

Gottes Beistand hatte er seine Stiftung vollendet und dankte Gott im Stillen, daß er sich gewürdigt habe, durch ein so schwaches Werkzeug Großes und Wundervolles zu wirken. Seine irdische Laufbahn neigte sich zu Ende, und er sollte nun auch die himmlischen Früchte seines rastlosen Wirkens für Gottes Ehre und der Menschen Heil in vollem und ungetrübtem Maße kosten; eine schwere Krankheit, die ihn schon früher befallen hatte, streckte ihn auf's Krankenlager und führte ihn der Auflösung entgegen. Der Kapuziner Simon von Calmis, ein gottseliger Mönch und inniger Freund des hohen Kranken, besuchte ihn und sprach: „Sie haben in allen wichtigen Angelegenheiten mich befragt und immer meinen Rath befolgt; nun bin ich gekommen, Ihnen zu sagen, daß der Herr Sie zu sich rufen will." Der Kranke blickte ihn entzückt an und erwiederte: „Sie sind mir ein willkommener Bote und verkünden mir mein Scheiden; Gott sei Dank und Lob und Preis in Ewigkeit." Er erhob sich im Bette und drückte den Freund herzlich an seine Brust. Sofort machte er seine letzten Verfügungen und bestimmte zu seinem Nachfolger als Klosterschaffner seinen Freund, Peter von Reyff, der ihm hülfreich zur Seite gestanden war und gute Kenntnisse in Führung der Geschäfte besaß. Er war aber auch der dazu geeignete Mann und leistete dem Kloster große Dienste, weßwegen die Chronik desselben seiner in den ehrenwerthesten Ausdrücken gedenkt. Als Wallier seine Angelegenheiten geordnet sah, legte er alle Weltgeschäfte bei Seite, verabschiedete sich von seinen Freunden, um die letzten Lebensstunden mit Gott zuzubringen, und als seine theure Gemahlin zu ihm trat und ihm betheuerte, daß auch sie ihre Tage im Vereine der gottgeweihten Jungfrauen zu beschließen gedenke, da verklärte sich sein Angesicht und er wandte sich mit den Worten zu ihr: „Meine theure Schwester! bitter ist zwar der Tod, du aber linderst mir die Schmerzen desselben; geh' hin und gedenke meiner; wähle jedoch zu deinem Klosternamen den Namen Maria Delphina (siehe den Artikel) zur Erinnerung der heiligen Brautleute Eleazar und Delphina, die enthaltsam wie Geschwister sich geheiligt haben." Sie erfüllte die Bitte des Sterbenden und sagte freudig zu. Mit der Welt hatte nun Herr Wallier nichts mehr zu schaffen; er verordnete, daß man ihm keine Leichenrede halten und keine Grabschrift setzen solle, und daß man ihn nach dem Hinscheiden

in einen Kapuzinerhabit hülle und in jener Kirche beerdige, wozu er die kirchliche Bewilligung nachgesucht hatte. Mit größter Andacht empfing er die Sterbsakramente und bat dann Maria, zu der er immer eine zärtliche Andacht pflog, sie wolle ihn in dem Todeskampfe nicht verlassen. Die Mutter der Erbarmung stund ihrem Verehrer schützend zur Seite, und am glorreichen Feste ihrer Empfängniß 1629 geleitete sie seine schöne Seele vor den Richterstuhl ihres Sohnes. Bei seinem Tode waren seine Gattin, der Bruder Simon und viele andere Personen anwesend, die sich sehr erbauten und das sanfte Hinscheiden des gottseligen Mannes priesen. Am 9. Christmonat wurde seine Leiche feierlich in die Kapuzinerkirche übertragen und dort beigesetzt. Oberhalb dem Portal der Kirche von Montorge sieht man noch jetzt das Wappen der Familie des Stifters getheilt mit dem Wappen Grissach (Cressier) bei Landeron am Bielersee, woher dieses berühmte Geschlecht stammte. Dasselbe hat lange Zeiten hindurch um Staat und Kirche in Solothurn sich hoch verdient gemacht und bis auf die neueste Zeit in zwei Linien (Wallier von St. Albin und Wallier von Wendelstorf) fortgeblüht. Jetzt ist nur noch ein Sprosse dieses letzteren Zweiges am Leben. Den 2. Heumonat 1635 weihte der Bischof von Lausanne, Johann VII. von Wattenwyl, zu Ehren des heiligen Joseph feierlich die Kirche; der Convent zählte schon damals 30 Frauen. Die Freiburger gewannen dieses Frauenstift sehr lieb, und viele Töchter aus den vornehmsten Häusern: der von Affry, Dießbach, Erlach (katholische Linie in Freiburg), Praroman, Boccard, Fégely, Reynold, Vonderweid, Maillardoz, Griset von Forell, Ligertz, Montenach, Reyff, Stäffis, Mollondin u. s. w. heiligten da in stiller Zurückgezogenheit ihre Tage. Jetzt sind es vorzugsweise Frauen vom Lande, sowie aus dem Jura Berns und aus dem Elsaß. Der Convent zählte bis dahin 40 Oberinnen, von denen mehrere den vornehmen Geschlechtern Freiburgs angehörten. Die Schwestern sind thätig und liefern hübsche Arbeiten. „Ihre Hände," sagt Herr Rämy von Bertigny (Tertiaires de Montorge, extrait de la Chronique Fribourgeoise, 1853) „sind fruchtbarer als ihr Garten; sie verfertigen schöne Blumen, die den natürlichen vollkommen gleichen (die drei Altäre ihrer Kirche sind damit geschmückt); dieselben sind sehr gesucht und prangen auf den Altären in Freiburg und andern Kirchen der Schweiz." Von

Unglücksfällen blieb das Kloster auch nicht verschont. Die Schwester Genovefa Seemann von Bellelai erzählt unter Anderm Folgendes: „Am 9. Brachmonat 1737 schlug der Blitz in das Pulvermagazin, welches sich in der Nähe des Klosters befand, und 850 Pulverfäßchen explodirten mit dem Gebäude; die Klostergebäulichkeiten wurden gewaltig erschüttert und die Kirche gänzlich zerstört. Die Schwestern befanden sich eben im Chor; die Frau Mutter Pacifica Müller machte ein Gelübde nach Maria-Einsiedeln und stellte ihre Mitschwestern unter den Schutz des heiligen Joseph. Weder die Glöcknerin, noch die Schwestern, die im Chor beteten, wurden beschädigt, obschon alle Kerzen verloschen und nur die Osterkerze brennend blieb. Der Convent von Montorge ist unmittelbar unter den Schutz des heiligen Stuhls gestellt und der Nuntius ernennt den Visitator; ehedem verfah dieses Amt der Abt von Altenryf, oder der Bischof von Lausanne selbst, jetzt der Generalvikar. Die Väter Kapuziner versehen die Stelle des Beichtigers. Die Frauen von Montorge haben sich jederzeit durch einen strengen religiösen Wandel als wahre Töchter des heiligen Franziskus bewährt, was aber die Regierung von Freiburg im Jahre 1848 nicht hinderte, das Kloster unter die Staatsverwaltung zu stellen und ihm die Novizenaufnahme zu untersagen. Diese letztere ist von der jetzigen Regierung wieder gestattet, und die neu eintretenden Töchter sichern den Fortbestand des Klosters. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Jakob Franz von Preux, aus Siders, Kapuziner. Die Welt achtet und lobt nur das, was glänzt; das wahre Verdienst hat keinen Werth in ihren Augen und sie bezeichnet sogar das als Schwäche, was Jesus Christus als Heldensinn preiset. Es liegt manche Perle unbekannt begraben, die einst in ungetrübtem Glanze in der Krone des himmlischen Reiches schimmern wird. Wie einst jener edle Alexius von Rom, reich und hochgeboren, Alles verließ und selbst der reinsten Liebe Reiz verschmähte, um als Pilger durch die Welt zu ziehen und den Himmelsfrieden zu erringen, den er im glänzenden Palaste und im Geräusche der Weltfreuden vergebens gesucht hatte; so gab es zu allen Zeiten edelmüthige Menschen, die ihren höchsten Ruhm darein setzten, irdische Titel und Ehrenstellen gegen die evangelische Armuth zu vertauschen und unter verächtlichem Bußkleide

die geiſtliche Erhabenheit ihres Herzens zu verbergen. Unter dieſe dürfen wir auch wieder einen Walliſer zählen, den edlen Jakob Franz von Preux, von deſſen Leben und Wirken wir zwar nur wenig Zuverläßiges auffinden konnten; das Wenige aber, was uns von ſeinen Lebensſchickſalen bekannt geworden, reicht ſchon hin, um ihn in der frommen Erinnerung ſeiner Mitbürger zu verewigen. Franz Jakob von Preux war der älteſte Sohn des edlen Ritters Franz Xaver von Preux und der edlen Catharina Werra und wurde im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren. Er ſtammte alſo aus einer Familie, deren Ahnen ſich durch Glaubenstreue und unerſchütterliches Feſthalten an der römiſch-katholiſchen Kirche ausgezeichnet haben und zur Zeit der Reformation von Vivis nach Wallis gekommen ſind (der Stammbaum der Familie von Preux geht bis auf 1400 zurück). Wir wiſſen von ihm, daß er eine Offiziersſtelle bekleidete, ob in fremden oder einheimiſchen Dienſten, iſt nicht bekannt. Er ſollte ſich mit einem Fräulein aus der Familie von Weingarten (de Vineis, eine adelige Familie in Siders, und jetzt ausgeſtorben) vermählen, welche nicht nur durch ihre Liebenswürdigkeit und perſönlichen Vorzüge, ſondern, was ſeinen Eltern als das Höchſte galt, durch ihre Frömmigkeit und ihren ſittſamen Wandel ihn zu beglücken geeignet ſchien. Er begab ſich in dieſer Abſicht nach Sitten, um für ſeine Verlobte den Brautſchmuck zu kaufen und die nöthigen Vorkehrungen zur Vermählung zu treffen. Da wurde auf dem Wege ſein Pferd ſcheu und ſprang mit einem Satz ſammt dem Reiter in die Rhone. In dieſer ſchrecklichen Gefahr faßte der Unglückliche den augenblicklichen und feſten Entſchluß, daß, wenn er auf die Fürbitte der hochgebenedeiten Jungfrau und Gottesmutter Maria gerettet würde, er ſeine Braut verlaſſen und ſich als armer Kapuziner dem Herrn weihen wolle. Glücklich entging er der Gefahr, kam nach Sitten, aber anſtatt ſich mit dem Brautſchmucke ſeiner Verlobten zu beſchäftigen, verfügte er ſich ins Kapuzinerkloſter (Sitten und St. Moritz gehörten damals noch unter die Provinz von Savoyen) und bat den Obern deſſelben um ein Stücklein Tuches ihres Ordenshabites, indem er ihn über das Vorgefallene in Kenntniß ſetzte und ihm ſeinen Entſchluß zur Gutheißung vorlegte Hoch erfreut ritt er nun ohne neuen Zufall nach Siders zurück, legte ſeinem Vater das Stücklein braunen Tuches vor

und ſprach in aller Ehrfurcht: „Hier iſt das Brautkleid, das ich mir ausgewählt habe; von heute an verzichte ich auf alle Rechte, die mir mein Name und meine Erſtgeburt gaben, und wünſche allein, unter die Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franziskus aufgenommen zu werden. Dieß iſt mein feſter und unumſtößlicher Entſchluß, und ich hoffe von Ihrer zärtlichen Liebe, daß Sie mir dazu Ihre Einwilligung und Ihren Segen ertheilen werden.“ Dieſe Botſchaft traf wie ein Donnerſchlag das Herz des liebenden Vaters, der ſo ſchöne Hoffnungen auf ſeinen Sohn geſetzt hatte; nachdem er aber über das, was vorgefallen war, reifer nachgedacht, erkannte er die Fügung des Himmels und brachte mit ſtiller Ergebenheit das ſchwere Opfer, das ſein Sohn von ihm forderte. Dieſer ſchied nun für immer von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern und begab ſich nach Savoyen, wo er ſich in den Kapuzinerorden aufnehmen ließ. Wie lange er in demſelben gelebt und gewirkt habe, konnte nicht ermittelt werden, da bei Aufhebung der Klöſter zur Zeit der franzöſiſchen Revolution der größte Theil der Kloſterarchive verloren ging. Wir haben uns wiederholt ſchriftlich nach Savoyen gewendet, und man erwiederte uns, es ſei leider keine Spur mehr vom fraglichen Kapuziner aufzufinden. Auch die Zeit ſeines Todes iſt nicht bekannt; auf dem Familienſtammbaume heißt es aber: „Er ſtarb im Geruche der Heiligkeit.“ Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Angreville von St. Moritz war er der Onkel des Franz Joſeph Xaver von Preux, Biſchofs von Sitten. Jakob Franz erhielt im Kloſter den Namen Bonaventura, und hat ſich den Ruf eines frommen, gottſeligen Ordensmannes erworben. Er iſt im Rufe der Heiligkeit geſtorben, und wenn auch keine urkundlichen Berichte vorliegen, ſo bürgt uns doch die fromme Ueberlieferung für deſſen Tugendwandel und vielvermögende Fürbitte bei Gott dafür, daß die Familie von Preux an dieſem Kapuziner einen verborgenen Edelſtein beſitzt, der einſt herrlich ſchimmern wird vor den Engeln und unter den Verklärten des Himmels. Wir würden uns glücklich ſchätzen, wenn dieſe wenigen Zeilen dazu dienen möchten, die Thaten und Tugenden eines unſerer Ordensbrüder an's Licht zu ziehen und durch deren Glanz unſere Mitbürger zu erbauen und im Glauben zu ſtärken. Mit dieſem frommen Wunſche legen wir dieſelben unſerm hochwürdigſten Biſchofe, der aus der nämlichen Familie entſproſſen

ist, ehrfurchtsvoll zu Füßen und bitten den Allmächtigen, daß unser würdiger Oberhirt, Peter Joseph, der nach dem Beispiel seiner Ahnen für die Hebung und Verfechtung des heiligen Glaubens muthvoll und unverdrossen arbeitet und kämpft, in seinem mühevollen Hirtenamte gestärkt, zur Ehre und zum Heile des Vaterlandes erhalten werde. (Gefällige Mittheilung von Msgr. de Preux und dessen edeln Familie; schriftliche Mittheilung von Herrn Angreville, wie auch aus Savoyen.)

Idda, Nonnen von Töß. Diesen Namen trugen einige Nonnen, welche ein heiliges Leben führten. Wir führen hier die vorzüglichern an und geben einige Notizen aus ihrem Leben, wie die gottselige Elisabeth Stagel selbe verzeichnet hat.

1) Idda von Wetzikon. Der Austritt aus der Welt war für Viele eine um so herbere Prüfung, je inniger und zarter ihre bisherigen Beziehungen mit der Welt waren, die zerrissen werden mußten. Idda von Wetzikon, aus edlem Geblüte entsprossen (s. d. Art. Bd. I. S. 332 ff.), wurde mit einem ihres Standes ebenbürtigen Herrn vermählt und führte mit ihm ein eitles, verschwenderisches und weichliches Leben. Sie lebte mit ihrem Manne übrigens in gutem Einverständnisse bis zu seinem Tode. Zu einer zweiten Verbindung konnte sie sich nicht entschließen, ging darum zuweilen nach Töß, um zu sehen, wie ihr da der Aufenthalt gefiele. Hier hatte sie harte Proben zu bestehen; es wandelte sie zwar die Lust an, in das Kloster zu treten, aber Alles, was sie sah oder hörte, gefiel ihr nicht; besonders empfand sie vor der Nahrung der Schwestern oft solchen Ekel, daß sie sich im Angesichte entfärbte. Doch der Himmel wußte sie an sich zu ziehen. Sie entsagte der Welt, trat in das Kloster, vermachte ihm alle ihre Besitzungen und behielt nichts für sich. Je weichlicher sie in der Welt gelebt hatte, um so strenger verfuhr sie mit sich im Kloster; sie beobachtete sehr genau die Ordenssatzungen, war oft die Erste im Chor und benahm sich dort sehr erbauend. Im Singen war sie zwar ungeübt, machte aber Alles mit, so gut sie konnte. Die ganze Zeit ihres Ordensstandes war ein heiliges Leben und eben so ihr Ende. Als sie in den letzten Zügen lag, sah eine Mitschwester ein schönes Licht leuchten, das sich in spielender Farbe hin und her bewegte; ein solches wurde auch über ihrem Grabe wahrgenommen.

2) Idda von Sulz, war ebenfalls eine Wittwe, als ſie den Kloſterſtand wählte. Neben vielen Tugenden, die ſie noch in der Welt übte, ragte beſonders ihre Milde zu den Armen hervor; ihre Freigebigkeit kannte faſt keine Grenzen und entzog ſich oft, was ſie ſelbſt bedurfte. Als ſie ſich entſchloß, mit der Welt zu brechen und den Reſt ihres Lebens im Kloſter Töß zuzubringen, ſuchte ſie der Widerſacher der Menſchen davon abzuhalten. Er hüllte ſich, wie der Apoſtel ſagt, in die Geſtalt eines Lichtengels und machte ihr bittere Vorſtellungen über das Kloſterleben; ſie aber erkannte ſeine Ränke und ſchlug ſiegreich den Verſucher in die Flucht. Sie trat in das Kloſter und lebte da in williger Armuth und in einem heiligen Wandel. Ihre Abtödtungen waren außerordentlich, und faſt Alles, was ſie genoß, vermiſchte ſie mit kaltem Waſſer. Früher, weil aus edlem Hauſe, war ſie gewohnt, zu befehlen, nun aber übte ſie den vollkommenſten Gehorſam. Während ſie in Töß lebte, wuchs die Zahl der Schweſtern dermaßen an, daß der Chor ſie nicht mehr faſſen konnte. Da hieß die Priorin unſere Idda aus dem Stuhle gehen und einen andern Platz hinter dem Altare nehmen. Dieſe Probe kam ſie härter an, als der Abſchied von Haus und Hof; aber ſie fügte ſich dem Befehle. Nachher wurde ſie zur Kellnerin beſtimmt (ſ. d. Art. Bd. I. S. 333), was ihr keine geringe Sorge verurſachte, indem ſie befürchtete, ſie könne von nun an ihren Andachtsübungen nicht mehr wie zuvor obliegen. Sie verfügte ſich in den Chor, klagte es unſerm Herrn, und ward von ihm wohl getröſtet. Idda nahm das Amt an, und Gott verlieh ihr größere Gnaden als je zuvor, namentlich wurde ſie mehrerer Offenbarungen gewürdigt.

3) Idda Sulzer, Laienſchweſter. Wenn auch die Schweſtern die Hinderniſſe überwunden hatten, die ſich ihrem Eintritte in das Kloſter entgegenſtellten, ſo blieben für manche in der Kloſterzelle ſelbſt noch ernſtere Kämpfe vorbehalten. Dieß bewährte ſich an Idda Sulzer; ſie hatte längere Zeit große Anfechtung zu leiden, ob ſie im Kloſter Töß bleiben wolle, oder Gott etwa anderswo beſſer dienen könnte (ſ. d. A. Bd. I. S. 332.) Man kennt die Ordalien oder Gottesurtheile, die in ältern Zeiten in Deutſchland ſtattgefunden, um in zweifelhaften Dingen von Gott den Entſcheid durch ein wunderbares Einwirken zu erzielen. Einer ſolchen Feuerprobe gedachte auch

Schweſter Idda ſich zu unterziehen. Als ſie eines Tages in der Küche ihren Dienſt verrichtete, kam die Anfechtung ſie wieder an, ſie könne Gott anderswo beſſer dienen und gedachte dabei: „Herr, mein Gott, ohne Dich will ich nichts thun, offenbare mir deinen Willen.“ Nun fiel ihr ein, brennende Kohlengluth in ihre Hände zu nehmen, damit ihr der liebe Gott ſeinen Willen offenbare. Sie griff daher in das Feuer, füllte ihre beiden Hände mit friſcher Gluth, ſaß eine Weile nieder, ſtund dann wieder auf und ging in den Kreuzgang, während ſie die Kohlen immer in ihren Händen hielt. Um ſie vor den vorübergehenden Schweſtern zu verbergen, legte ſie dieſelben nachher in das Scapulier und drückte ſie feſt an ſich. Als ſie wieder in die Küche zurückkam, war weder an den Händen noch an dem Scapulier irgend ein Brandmal wahrzunehmen. Von nun an zweifelte ſie nicht mehr an ihrem Beruf. Der Sieg über alle Hinderniſſe wird errungen, wo immer der wahre Beruf von Oben zum Ordensleben vorhanden iſt. „Denn der einige Gott,“ wie Schweſter Eliſabeth Stagel ſchreibt, „der in der Kraft ſeiner Allmacht und in der Freiheit ſeiner überfließenden Güte ein Geſchöpf nach ſeinem eigenen Bilde erſchaffen wollte, um demſelben alle Gnaden und Güter mitzutheilen, die er in ſeiner Vollkommenheit in ſich verſchließt, hat ſich zugleich von Anbeginn her gewürdigt, in der Weisheit ſeiner väterlichen Vorſehung allen ſeinen Auserwählten die Wege anzuordnen und zu ebnen, auf welchen ſie zur Anſchauung ſeines Antlitzes und zum Beſitze ſeines Reiches gelangen ſollen. Das hat er mannigfaltig an ſeinen Heiligen und ſeinen theuerſten Freunden bewährt, denen er in dieſem Leben auferlegte, das ſchwere Joch der verſchiedenen Leiden zu tragen, das auch er ihnen im Elend dieſer Welt durch ſein ganzes Leben vorgetragen hat; um ſie dadurch zu ihrem ewigen Ziele zu führen und einem Jeden aus ihnen ſein Erbe zu bereiten, wie es ſeine Weisheit voraus beſchloſſen hat.“ — Idda wandelte im Kloſter als eine heilige Nonne, darum gab ihr Gott im Gebete die Reinheit ihrer Seele zu erkennen; ſie ward dem Leibe entrückt, und als ſie wieder zu ihm zurückkehren ſollte, ſchwebte ſie lange über dem Leibe und ſchaute, wie niedrig und unedel und wie hinfällig und in Allem der Erde gleich er ſei. Als ſie wieder mit dem armen Leib ſich verbinden ſollte, erſeufzte ſie und dachte: „O weh,

mußt du dich wieder mit dem elenden Körper vereinigen!“ [1]) Mehreres liegt von ihr nicht vorhanden.

Idda Gräfin von Nellenburg, Stifterin des Gotteshauses St. Agnesen in Schaffhausen. Idda verlebte die Tage ihrer Kindheit in Kirchberg, dem gräflichen Hause ihrer Eltern. Zur Jungfrau herangewachsen, reichte sie ihre Hand dem Grafen Eberhard von Nellenburg (s. d. A. Bd. I. S. 149 ff.), einem frommen und gottseligen Herrn, der, wie sie, die Tugend liebte und nach den höchsten Gütern strebte. Beide suchten nur die Ehre Gottes und ihr Heil zu befördern und gingen mit dem Gedanken um, Gotteshäuser für beide Geschlechter zu errichten. Graf Eberhard baute die nachmals berühmte Benediktinerabtei Allerheiligen in Schaffhausen und pilgerte darauf mit seiner frommen Idda nach S. Jago de Compostella in Spanien, um an diesem Gnadenorte den Segen des hl. Apostels Jakobus zu erflehen. Zurückgekehrt nach Schaffhausen, machte er seiner theuren Gemahlin den Antrag, sich von ihr zu trennen, indem er seine Tage in dem von ihm gestifteten Kloster zu beschließen gedenke. Idda willigte ein, zog den Wittwenschleier an, begab sich in die Einsamkeit und widmete sich dem beschaulichen Leben. Sie bewohnte zuerst ein kleines Häuslein am Bach (jetzt Gerberenbach) dem Emmersberge gegenüber und erbaute mit Hülfe Sigfrid's, Abtes von Allerheiligen zwischen 1070—1080 ein Frauenkloster daselbst. Die neue Stiftung leitete Idda, und viele vornehme Töchter begaben sich unter ihre Leitung, und fanden da, was sie suchten. In welchem Jahre die gottselige Stifterin ihr Leben geendet, ist in den Annalen nicht angegeben, wohl aber der Tag, denn nach dem Jahrzeitbuch von St. Agnesen gelangte sie am 26. Hornung (IV. Cal. Mart. mst.) zum Empfang der himmlischen Krone. Papst Urban II. (1088—1099, früher Prior zu Cluny) bestätigte den 26. Jänner 1092 durch eine Bulle die Besitzungen des Klosters von Allerheiligen und erwähnt darin auch der Zelle

---

[1]) In dem Artikel Idda Sulzer (s. Bd. I. S. 332) fügte ich die Worte hinzu: „Murer hat sich geirrt, daß er Idda Sulzer dem Convent Töß beizählte;“ allein Elisabeth Stagel hat sie auf dem Verzeichnisse der gottseligen Schwestern von Töß und sie gehörte somit Jenem an. Möglich, daß auch eine andere Idda Sulzer im Kloster St. Catharinenthal sich befand.

von St. Agneſen in Schaffhauſen. Weil am 2. April 1094 der Bau der Kirche vollendet war, iſt es möglich, daß die Stifterin noch lebte. Idda hatte weiſe Verordnungen in ihr Gotteshaus eingeführt, und auch nach ihrem Tode wehte darin der Geiſt Gottes; darum ward dieſes die Pflanzſchule vieler frommen Seelen. Es erfreute ſich bald eines ſolchen Zuwachſes, daß im Jahre 1302 beſchloſſen wurde, nicht mehr als ſechszig Frauen aufzunehmen. Es zogen in dasſelbe blühende Töchter aus den höhern Ständen, die ſich lieber mit dem göttlichen Erlöſer als mit der Welt vermählten. Wir finden die vornehmſten Geſchlechter, wie z. B. Brümſi, Am Staad, Im Thurn, Trüllerey, von Fulach, Heggenzy, von Randenburg, von Mülinen, Blaarer, von Ulm u. ſ. w. in den Catalogen dieſes Kloſters verzeichnet. Dasſelbe erhielt 1406 einen Schirmbrief von Herzog Friedrich von Oeſterreich, und ſtand in weltlicher Beziehung unter dem Schirm und Schutz von Bürgermeiſter und Rath der Stadt Schaffhauſen; in geiſtlicher Beziehung aber waren die Frauen von Anfang bis zuletzt unter der Aufſicht des Abtes von Allerheiligen und hatten einen Conventual aus dieſem Stifte zum Propſt. Es entſtanden aber öfters Zwiſtigkeiten zwiſchen den Frauen und dieſen Pröpſten, die ſich, wie es ſcheint, zu viel Eingriffe anmaßten, ſo daß die Biſchöfe von Conſtanz als geiſtliche Oberhirten zu mehrern Malen einſchreiten und die Zwiſtigkeiten ſchlichten mußten. Uebrigens ſcheint es auch, der Geiſt der Stifterin ſei in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in St. Agneſen verſchwunden; denn am 1. Horn. 1464 mußte der Biſchof Burkard II. von Conſtanz (1462—1466) eine Verordnung zur Reform der ſehr zerfallenen Zucht und Sittlichkeit in dieſem Frauenkloſter erlaſſen. — Als im Jahre 1529 die Reformation in Schaffhauſen eindrang, ward nebſt dem Stift Allerheiligen [1]) auch das Kloſter St. Ag-

[1]) Schon fünf Jahre vor der in Schaffhauſen, eingeriſſenen Reformation nämlich 1524, übergab der letzte Abt, Michael Eggenſtorfer, ſein Stift der Obrigkeit, welche deſſen Gefälle und Einkünfte zum Unterhalt der Pfarrei und Schulmeiſter verwendete. Er ſtammte aus Conſtanz, legte den 21. März 1494 die Gelübde ab, ward ſchon den 3. Herbſtm. 1501 zum Abte erwählt und ſtarb den 25. Jänner 1552. Eggenſtorfer liebte die Wiſſenſchaften, aber zugleich die Ungebundenheit; denn wie Herr von Mülinen in ſeiner Helvetia Sancta

neſen aufgehoben; diejenigen Kloſterfrauen, welche zur Ehe ſchritten, wurden ausgeſteuert, die übrigen erhielten Leibgedinge. Das Gebäude wurde 1542 in einen Spital umgewandelt und iſt jetzt eine Strafanſtalt; die Einkünfte und Gefälle werden ſeither durch einen ſogenannten St. Agneſenamtmann zum Kirchendienſt, zu Almoſen u. ſ. w. verwendet. Seit 1833 wurde dieſe Beamtung mit andern Aemtern für Kirche und Schule vereinigt und vor etwa zwei oder drei Jahren wurden dieſe vereinigten Aemter nochmals vereinigt, nämlich mit der Verwaltung von Allerheiligen. (Rügger, Joh. Jakob, Beſchreibung der Stadt und Landſchaft Schaffhauſen, mst. in Folio; Hallers Bibliothek, Bd. 4.; Meyer, L., Reformation löblicher Stadt Schaffhauſen; Schalch, Erinnerungen aus der Geſchichte der Stadt Schaffhauſen u. ſ. w.)

Idda, Dominikanerin des Steinenkloſters in Baſel. Wann und von Wem dieſes einſt ſehr bedeutende Nonnenkloſter, das zuerſt außerhalb der Stadt Baſel in der ſogenannten Steinenvorſtadt lag, gegründet worden, iſt nicht zu ermitteln. Es hieß das Steinenkloſter (ad Lapides S. Mariæ Magdalenæ), weil der nahe vorbeifließende Birseckbach ihm viele Kieſel und andere Steine zuführte. In der Fehde (1253) zwiſchen dem Biſchof von Baſel Berchtold II. (1249—1262) Graf von Pfirdt, und dem Grafen Rudolf von Habsburg wurde das Kloſter geplündert und verbrannt, wobei faſt alle Schriften zu Grunde gingen. Hier beging Rudolf I. (ſ. d. A.), nachher deutſcher Kaiſer, in ſeinem jugendlichen Leichtſinn mit ſeinen Anhängern ein großes Unrecht, machte es aber ſpäter wieder gut, indem er ſich nachgehends ſehr freigebig gegen religiöſe Stifte zeigte und ihnen viele Freiheiten und ſeinen mächtigen Schutz angedeihen ließ. Das Gotteshaus blieb öde bis 1275, da erweckte die Vorſehung ein Werkzeug zur Herſtellung desſelben. Der fromme und gottſelige Arnold von Blotzheim, Domherr und Vicekuſtos in Baſel und Dekan zu Blotzheim, faßte den Entſchluß, das Kloſter wieder einzurichten; er führte auf eigene Koſten den Chor der Kirche, die Schlafzimmer und andere Ge-

(Bd. I. S. 121) angibt, vermählte er ſich den 12. Chriſtm. 1529 mit Agnes Keller, früher Nonne zu Töß bei Winterthur. Sein ſchönes Brevier wird noch im Stift Rheinau aufbewahrt.

bäulichkeiten neu auf und vermachte dem Convent reichliche Einkünfte. Mit Recht wird er der zweite Stifter genannt. Vor dem Hochaltare dieses Klosters wählte er seine Grabstätte, damit sein Andenken unter den gottseligen Frauen bliebe, und diese für seine Seele zum Vater der Erbarmung flehen möchten. Die Frauen, die ursprünglich Bußschwestern hießen, gehörten zuerst dem Augustinerorden an, später aber bekannten sie sich zu jenem der Dominikanerinnen. Im Steinenkloster blühten Tugend und Frömmigkeit; viele Töchter edler und vornehmer Familien verließen ihre Eltern und Anverwandten, um die übrige Zeit ihres Lebens in seinen Mauern zuzubringen. — Unter Andern erwähnen wir Idda von Rheinfelden, welche in der Nähe des Klosters lebte, es von Jugend auf kannte, sich in demselben dem himmlischen Bräutigam weihte und dessen Ehre durch ein heiliges Leben verherrlichte. In der Nähe, wie in der Ferne ward ihr heiliger Tugendwandel bewundert; viele suchten bei der gotterleuchteten Jungfrau Rath und sprachen sie um Hülfe bei Gott an. Sie war bei Gott und den Menschen beliebt und der Allerhöchste verherrlichte seine Dienerin im Leben und nach dem Tode durch Wunder. Heilig war ihr Leben, kostbar in den Augen Gottes ihr Ende, das den 5. Horn. 1313 erfolgte. Als die Kunde davon in Basel sich verbreitete, herrschte nur Eine Stimme, nämlich eine Heilige sei gestorben. Ursula von Stoffeln, eine andere Frau dieses Gotteshauses, welche ein Jahrzeitbuch dieses Klosters schrieb, weihte der seligen Idda einige Zeilen, aus denen klar hervorgeht, daß man sie als eine Heilige betrachtete.— Bei dem großen Erdbeben in Basel (18. Weinm. 1356) wurde dieses Frauenkloster ebenfalls hart mitgenommen, so daß die Schwestern geraume Zeit dasselbe nicht bewohnen konnten. Später erholte es sich bedeutend, gelangte zu beträchtlichen Besitzungen; aber der große Wohlstand führte die Frauen zu einem freiern und ausgelassenen Leben, so daß Peter Gengenbach, Predigerprovinzial der oberdeutschen Provinz, 1423 einschreiten mußte. Er ließ Frauen aus den Klöstern Schönensteinbach und Unterlinden, beide im Elsaß, kommen, und eine strengere Ordenszucht einführen. Seine Verordnungen wirkten heilsam und im Steinenkloster blühte wieder religiöses Leben. Im Jahre 1439 wurden fünf Frauen aus dem Steinenkloster nach Bern in das Stift der St. Michelsinsel berufen, um das

gesunkene Gotteshaus auf seinen frühern Glanz zurückzuführen, [1]) von da an blieben beide Convente in freundschaftlicher Verbindung bis an ihr beiderseitiges Ende. — Zur Zeit der Reformation (1529) wurde das Steinenkloster aufgehoben; das Gebäude selbst diente zuerst als Caserne der sogenannten Standestruppen und in der letzten Zeit zum Gerichtslocal. In der Nähe ist das Theater, so wie die prachtvolle neue reformirte St. Elisabethenkirche. Noch sind, wie Herr Dr. Phil. Joh. Jakob Merian angibt, 860 Urkunden von diesem Frauenkloster in Basel vorhanden, aus denen wir aber, weil nicht erhältlich, nicht schöpfen konnten.

Ilga, die selige, Einsiedlerin in Schwarzenberg. Ilga, (Hielta, Hitta), leibliche Schwester der seligen Merbod (s. d. A. Bd. II. S. 90 ff.) und Diedo (s. d. A.), eine Anverwandte der Grafen von Bregenz und Chur und des hl. Bischofs Gebhard von Constanz, verließ nach dem Beispiele ihrer Brüder ihr gräfliches Haus, um sich in dem Bregenzerwalde an irgend einem stillen und abgelegenen Plätzchen auf immer Gott zu weihen. Von Liebe zu Christus durchglüht, kam sie in die Gegend, wo jetzt die Gemeinde Schwarzenberg liegt, welche damals noch eine Wildniß war, die von wilden Thieren bewohnt wurde. Diese jedoch machten der frommen Jungfrau nicht bange; denn ihre Seele hatte eben einen solchen Ort aufgesucht, wo sie ihrem Erlöser in Einsamkeit dienen und gefallen könnte. Laut der Volkssage baute sie zuerst an dem Orte, wo jetzt die Pfarrkirche von Schwarzenberg steht, ihre Zelle, später aber etwa eine halbe Stunde davon entfernt in der Höhe oben derselben. Ferner meldet die Ueberlieferung: Eines Tages haben Ilga, Merbod und Diedo von einander auf jener Stelle des Schwarzenberges, welche nun Lorenen heißt, Abschied genommen; da sprudelte am Boden aus einem Gestein eine Quelle vortrefflichen Wassers hervor, welche auch bei der größten Win-

[1]) Das ältere Conventsigill der St. Michelsinsel stellte die heilige Jungfrau dar und hatte die Umschrift: „Sigillum congregationis sororum in Brunnadron.“ Das neuere stellte hingegen in einem der Länge nach getheilten Felde einerseits das Bild der hl. Jungfrau dar, anderseits den hl. Erzengel Michael, wie er mit seiner Lanze den Drachen durchbohrt und hatte die Umschrift: „S. Conventus Sanctimonialium Insule S. Michaëlis ordinis Predicatorum in Berno.“

terkälte nicht gefriert. Ilga nahm aus dieſer Quelle Waſſer in die Schürze mit ſich und trug es nach ihrem Einſiedlerhüttchen, das ſie ſich oben, eine halbe Stunde von der nachmals erbauten Pfarrkirche, vor kurzer Zeit aufgeſchlagen hatte, und wo ſie Waſſer vermißte. Eine ſtarke Viertelſtunde vor ihrer Einſiedelei verſchüttete ſie ein wenig von dieſem Waſſer, welches ſie ſchon bereits drei Viertelſtunden weit getragen und ſieh', da entſprang an der nämlichen Stelle ein Brünnlein, das noch heute zu ſehen iſt; das übrige Waſſer brachte ſie in ihrer Schürze bis zu ihrer Wohnung; dort goß ſie es auf den Boden hin und abermal entquoll dem Boden Waſſer, das bis auf den heutigen Tag fließet. Es iſt die berühmte Quelle der ſeligen Ilga.— In der Einſamkeit diente die Selige mit ungetheiltem Herzen Gott ihrem Herrn und erwartete freudig ihren Hingang in das ewige Leben. Ihr Wunſch erfüllte ſich den 8. Brachmonat 1115. Ueber ihrem Grabe erbaute man in der Folge die Pfarrkirche von Schwarzenberg. Der 8. Brachm. galt, laut einer Jahresſtiftung vom Jahre 1712, als der Feſttag der ſeligen Ilga.— Im Jahre 1749 ward am 12. Weinmonat mit Bewilligung des Biſchofs Caſimir Anton von Conſtanz (1743—1750) in der Pfarrkirche zu Schwarzenberg das Grab der ſeligen Ilga in Beiſein des Pfarrers Bartholomäus Metzler, des Kaplans und anderer angeſehener Männer eröffnet. Es fand ſich im Grabe eine Kapſel, etwas mehr als einen Schuh lang, breit und hoch; und in dieſer Kapſel waren das Haupt der ſeligen Ilga, drei lange gerade Gebeine und einige kleinere. Man hob mit großer Ehrerbietigkeit die Gebeine heraus und übertrug ſie in's neue Grab auf der Epiſtelſeite des Nebenaltars der hl. Maria Magdalena. Die Pfarrkirche brannte 1754 ab; es iſt uns jedoch nicht bekannt, ob die Reliquien Ilga's ſeien gerettet worden. An dem Orte, wohin die jungfräuliche Braut Jeſu in der Schürze das Waſſer von Lorennen getragen, ſtund ehedem eine hölzerne Kapelle, jetzt iſt einige Schritte davon eine neue erbaut; ſie iſt kaum ſieben Schuh breit, ungefähr fünf lang und etwa ſieben hoch, mit Bildern ausgeſchmückt und mit vielen Votivtäfelchen und Wachsfiguren behängt, welche von den Wundern zeugen, die durch die Fürbitte der ſeligen Ilga geſchehen ſind. An der Ilgaquelle wäſcht man ſich die Augen, indem man zugleich ihre Fürbitte bei Gott anruft. Die Leute nehmen Waſſer aus dieſer

Quelle mit ſich nach Hauſe, um die Augen damit zu waſchen. Dieß bezeuget, daß die Selige für Augenleiden angerufen wird. Es wurde ihr zwar vom heiligen Stuhle eben ſo wenig als ihren Brüdern eine feierliche Seligſprechung zu Theil, indeſſen iſt ſie öffentlich als eine Wunderthäterin verehrt worden, ohne daß weder die Biſchöfe von Conſtanz, noch die Päpſte gegen dieſe Verehrung Einſprache gethan hätten.

Injurioſus, Abt von Condat im Juragebirge. Während Injurioſus dem Stift Condat vorſtund, war in den religiöſen Genoſſenſchaften eine allgemeine Erſchlaffung und Zerrüttung eingetreten und der erſte Eifer der Mönche erkaltet; dieß war aber im Kloſter Condat der Fall nicht. Und wer weckte hier den Geiſt der Thätigkeit und Ordnung? Kein anderer als der würdige Vorſteher Injurioſus, der die klöſterlichen Vorſchriften handhabte, die Mönche mit Handarbeit und Abſchreiben nützlicher Schriften beſchäftigte und ſo ſie für das Höhere und Göttliche begeiſterte! Sein Ruf breitete ſich über Burgund aus und der Chorherr Claudius, ein ſehr frommer Mann, entſagte ſeiner Präbende, kam in deſſen Kloſter und bat ihn, unter ſeiner Leitung leben zu dürfen, was der gottſelige Mann gerne zuſagte. Bald lernte Injurioſus ſeinen Chorherrn näher kennen; er bewunderte den großen Diener Gottes, deſſen tiefe Frömmigkeit und Gewandtheit in Führung der Geſchäfte und entſchloß ſich, ſein Amt in deſſen Hände niederzulegen, was Jener jedoch aus Demuth ablehnte. Injurioſus war ein großer Verehrer der heiligen Stifter Roman und Lupicin, des gefeierten Brüderpaares; er ließ ihre Gebeine von Balme und Lauconne in ſein Kloſter übertragen und unter dem Altare des heiligen Eugendus beiſetzen. Hoch erfreut über das Gelingen dieſes Werkes, ging er vier Jahre darauf in die Freude ſeines Herrn ein. Es iſt nicht ermittelt, wann Injurioſus ſtarb; Dunod meint 640, aber dieſe Angabe enthält eine geſchichtliche Unrichtigkeit. Er iſt Zeitgenoſſe des hl. Claudius und hat alſo in der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts gelebt. Die Abtei hat ihn ehemals als einen Heiligen gefeiert, eine öffentliche Verehrung jedoch iſt ihm nicht zu Theil geworden (Annales Catholiques de Genève.)

Johann II., Biſchof von Baſel, aus dem freiherrlichen Geſchlechte von Münſingen (Kt. Bern), erhielt um das Jahr

1335 zu Avignon von Papst Benedikt XII. die Weihe. Weil er von einem Kapitel zum Bischof erwählt worden war, welchem wegen der zweideutigen Ernennung seines Vorfahrers, Hartmann Münch, der römische Stuhl das Wahlrecht entzogen hatte, so verweigerte ihm der genannte Papst zuerst die Bestätigung. Johann II. mußte sich persönlich nach Avignon verfügen, und ward erst nach langem Anstande auf Verwenden der Stadt Basel und anderer großen Prälaten am päpstlichen Hofe zum Oberhirten gesalbet. Hier hatte der hl. Vater Gelegenheit, den großen Mann kennen zu lernen und als 1337 die Straßburger wegen einer streitigen Propstwahl sich gegen ihren Bischof Berchtold II. auflehnten und der Bischof gefangen wurde, setzte er unsern Johann II. zum Verweser des verwaisten Sprengels ein. So mußte der gute Hirt zwei Bisthümer auf einmal verwalten; er aber verdoppelte seine Kräfte, wirkte Großes zum Besten seiner Heerde und suchte vor Allem den Dienst Gottes zu heben. In einer Urkunde von 1340 schreibt er: „Unsere Aufgabe geht dahin, mit Gottes Gnade den göttlichen Dienst immer mehr und mehr zu erhöhen und zu vermehren, das ist das Ziel, nach dem unsere Weisheit ringen soll.“ Am Vorabend der hohen Geburt Mariens (1345) und am Montag nach St. Hilarius (1347) verband sich Johann II. sammt seiner Stadt auf zwei Jahre mit dem Bürgermeister und Rath in Zürich zu gegenseitiger Hülfe. Er genoß die besondere Achtung König Karl's IV., der ihn in Basel 1347 selbst mit dem fürstlichen Schwerte belehnte. Am 4. Heumonat 1348 haben der Bischof, das Domkapitel und der Stadtrath von Basel das Fest des hl. Heinrich auf den 13. Heumonat, und jenes seiner hl. Gemahlin Cunigunde auf den 9. Herbstmonat in der Diöcese eingeführt (Mart. Bas. p. 151 et 203); und noch im gleichen Jahre erhielt er aus Bamberg für seine Kathedrale den rechten Arm Heinrichs, welcher unter großer Feier am 1. Wintermonat in die Münsterkirche übersetzt wurde. — Im Jahre 1352 gab Johann II. den Einwohnern von Biel jene berühmte Handveste, welche dort alle Jahre an den Schwurtagen verlesen wurde. Als 1354 die Stadt Zürich von Albrecht von Oesterreich eingeschlossen wurde, sandte der gute Bischof dem Herzog Hülfstruppen und lagerte in eigener Person vor Zürich. Während Johann II. mit Weisheit, Ernst und Frömmigkeit den Hirtenstab

führte, wurde seine Stadt und ein großer Theil des Bisthums durch ein Unglück, schrecklicher als das mordende Schwert, heimgesucht. Ein Erdbeben zerstörte vor Mitternacht den 19. Weinm. 1356 die bischöfliche Kathedrale; die Thürme und Ringmauern der Stadt und 46 Burgen und Schlösser in der Umgebung stürzten ein; gegen 300 Menschen fanden ihren Tod unter den Trümmern; aus dem Schutthaufen bei St. Alban erhob sich ein Feuer, wüthete acht Tage lang und verschlang, was die Erdstöße verschont hatten. Von allen Kirchen blieben nur zwei unbeschädigt und ein ganzes Jahr — so lange dauerten die Erschütterungen — wohnten die Leute in Gezelten und Hütten auf dem freien Felde. Der gute Hirt sammelte seine bedrängte Heerde um sich, sprach zu ihnen Worte des Trostes, legte den Grundstein zu einem neuen Dom, betrieb mit unerschütterlicher Ausdauer den Bau und hatte die Freude, die neue Kathedrale den 25. Brachmonat 1363 einzuweihen. So belebte der treue Gottesmann in dem namenlosen Unglück die Hoffnung und den Muth der schwergeprüften Heerde. — Aus diesen schreckvollen Tagen bewahrte die Baslerchronik uns folgenden schönen Zug. Kurze Zeit vor dem Erdbeben hatte Bischof Johann II. der Gräfin Wallraff von Thierstein auf der nächst Basel gelegenen Burg Pfeffingen ein Mädchen aus der Taufe gehoben. Die Burg ward gleich vielen andern durch den Erdstoß zerstört und Mutter und Kind in den Trümmern in ein wildes Tobel hinabgeschleudert. Die Mutter blieb wunderbar erhalten, allein das Kind lag unter dem Schutt begraben. Als am folgenden Tage der Bischof, überall den Unglücklichen Trost und Hülfe spendend, bei der Burg vorbeiritt, gab er Befehl, in den Trümmern unausgesetzt nach dem unschuldigen Säugling zu suchen und sieh'! das Mädchen wurde, zwischen zwei großen Steinen eingeklemmt, in der Wiege weinend, aber unversehrt gefunden. Verena — so hieß das Kind — verdankte ihrem bischöflichen Pathen auf diese Weise auch das irdische Leben und wurde in der Folge die Mutter der zahlreichen Familie von Hasenburg. Unter den Prälaten von Basel war es Johann II., der, ausgezeichnet durch seine glänzenden Tugenden, für die Verbesserung der Umstände des Bisthums bestens sorgte. Er hätte das Hochstift durch weise Verwaltnng in blühendem Zustande auf seine Nachfolger gebracht, wenn nicht der unerbittliche Tod plötzlich mitten in sei-

ner segen- und ruhmreichen Laufbahn ihm den Hirtenstab am 30. Brachm. 1365 aus den Händen gerissen hätte. „So hat sich leider gefügt," schrieb der Bürgermeister Schaller an den Rath von Straßburg, „daß unser gnädiger lieber Herr, der Bischof von Basel, an diesem Montag, da der Brief gegeben ist, eine Stunde vor Mittag, jählings todt und von dieser Welt geschieden ist. Geben am Montag Morgens nach St. Peters- und Paulstag der zweier Zwölferten." Die Leiche des seligen Johann II. wurde im neuen Münster neben St. Immersaltar beigesetzt und sein Andenken durch die Inschrift verewigt: „Ein milder, frommer Mann, ein Eiferer für den Frieden, ein Freund der Geistlichkeit und des Volkes und ein Wiederhersteller des ganzen Bisthums." Von Mülinen, Scherer, Schneller und mehrere Baslerchroniken melden von den erhabenen Tugenden dieses großen Prälaten.

Johann V., Bischof von Basel. Dieser wahrhaft würdige Mann gehörte dem Geschlechte der Edeln von Fleckenstein an, und verband mit dem Adel seiner Herkunft den Glanz der Tugend und das aufrichtige Streben nach höherer Vollkommenheit. Nach Vollendung seiner Studien zog er das Kleid des hl. Benedikt an, und wurde bald als Abt dem Kloster von Selz vorgesetzt, von wo aus er auf den Bischofssitz von Basel berufen wurde. Er traf das Einkommen des Bisthums in zerrüttetem Zustande. Folgender Zug mag uns als Beweis dienen, wie übel die Vorgänger dieses Fürsten gehaushaltet hatten. „Als Johann von Fleckenstein," sagt eine alte Chronik, „in den Besitz der Kirche von Basel kam, fand er nicht mehr als zwei bischöfliche Häuser, welche nicht verkauft oder versetzt waren; Eines in der Stadt, so klein, daß es kaum für einen einfachen Kaplan hinreichte; das Andere zu Delsberg, und so baufällig, daß der Bischof, wenn es regnete, nicht wußte, wo er sein Bett oder seinen Tisch hinstellen sollte." Der umsichtigen, festen Leitung Johannes V. gelang es jedoch, die durch die Unbilden der Zeit und die Fehler der Menschen seinem Bisthum geschlagenen Wunden zu heilen und demselben seinen frühern Glanz wieder zu geben. Er war ein Mann des Rechts, verständigte die Stadt mit dem Domstift, verwahrte die beschwornen Rechte des Bisthums, rettete die Gerechtsamen desselben gegen die Anmaßungen des Grafen Diebold von Neuenburg,

welcher damals pfandweise die Herrschaften St. Ursitz, Freiberg, Falkenberg und Spiegelberg besaß und das Volk mit Landsteuern schwer drückte; denn die gewaltsame Hand war die Sitte der Zeit. Der Bischof verkündete dem Grafen die Pfandlösung, aber Diebold sträubte sich. Da sammelte Johann V. das Volk und ließ die Steuern lösen, indem er selbst 1000 Fl. darbot. Mit erlesener Mannschaft zog er 1424 aus, und eroberte inner drei Tagen alle verpfändeten Burgen und Lande. Mittlerweile streifte Diebold auf das bischöfliche Gebiet und schädigte dasselbe. Die Stadt Basel machte sich 1425 mit ihrem Bischofe und vielen Reisigen gerüstet auf, zog gegen Ellicourt und berannte diesen Ort. Graf Diebold schloß 1426 Frieden und der Bischof von Basel erließ 1430 den Münsterthalleuten und ihren Benachbarten die Hälfte der Steuer. Mit Recht nennt ihn die Geschichte einen würdigen Bischof, einen Mann, den von Außen das Ordenskleid, von Innen die Fürstenwürde zierte. Unter seiner Regierung wurde 1431 die ebenso durch ihre schönen Bauwerke, wie durch ihre edlen und angesehenen Bürger berühmte Stadt Basel der Sitz einer Kirchenversammlung. Während dem Concil genoß er die Liebe und Achtung aller Prälaten. Als ihn ein plötzlicher Tod, den 20. Christmonat 1436, dahinraffte, hielten die Väter der Kirchenversammlung selbst sein Leichenbegängniß und setzten ihn in einer Kapelle des Münsters unter großem Gepränge und unter Theilnahme der Geistlichkeit des ganzen Sprengels bei. (S. Schneller, die Bischöfe von Basel; Sudan, Basilea Sacra etc., Bruntruti 1658; Limoin, succession chronologique des princes évêques de Bâle; Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien évêche de Bâle, T. I. etc. etc.)

Johann VI., Bischof von Basel, schließt sich würdig seinen Vorgängern an; er war ein Fürst, in den geistlichen Rechten sehr bewandert, in der Schule der Tugend wohl gebildet, für alles Edle und Gute begeistert, mit allen Vorzügen der Natur und der Gnade ausgezeichnet, und der sich die allseitige Hebung des altehrwürdigen Domstiftes zur Aufgabe gemacht hatte. Im Jahre 1461 löste Johann VI. von Venningen Pruntrut ein, wo sich das Schloß bald herrlich erhob. Er regierte nur mit Mühe das Land, weil alle Hoheitsrechte zwischen ihm und den Gotteshausleuten getheilt waren. Während Johann VI. mit Würde und Ordnung den Krummstab führte, wurde seiner

Biſchofsſtadt eine Perle, edler als die glänzendſten Schätze, geſchenkt. Papſt Pius II., welcher als Aeneas Sylvius der Kirchenverſammlung zu Baſel beigewohnt hatte, ſtiftete durch eine Bulle vom 12. Wintermonat 1459 die Univerſität zu Baſel und erhob den jeweiligen Biſchof zum Kanzler. Am St. Ambroſiustag 1460 eröffnete Johann VI. die Anſtalt durch einen feierlichen Gottesdienſt im Münſter und ſetzte den Dompropſt Georg von Andlau zum erſten Rektor derſelben ein. Von Nah und Fern wanderten lernbegierige Jünglinge in die Biſchofsſtadt, und die junge Pflanzſchule wuchs bald zu einem Sammelplatz der gelehrten Welt heran. So haben ein Papſt und ein Biſchof an der Neige des fünfzehnten Jahrhunderts für die Pflege der höhern Wiſſenſchaften in unſerm Vaterlande geſorgt. Johann VI. leiſtete überdieß dem Schweizerland unvergeßliche Dienſte; er war es, der 1461 einen fünfzehnjährigen Frieden zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und dem Herzog Sigismund von Oeſterreich vermittelte und im Jahr 1469 ſtiftete er durch ſeinen Kanzler Wunibald Heidelbeck Frieden zwiſchen der mit den Schweizern verbündeten Stadt Mühlhauſen und den dieſelben befehdenden Edlen. Im Jahre 1471 ſaß unſer Biſchof auf dem Reichstag zu Regensburg. Von ihm ſchreibt der Kanzler: „Unter allen wird min herr von Baſel für den bas perſonirteſten hern gehalten; der gemein man redt, es wär wol, wurde man an den Turken ziehen, daß er das banner voran ſollt tragen." — Zwei Jahre nach dieſem Reichstag (1473) beehrte Kaiſer Friedrich den Biſchof und die Stadt Baſel mit einem Beſuche; an der Wieſenbrücke empfing Johann VI. mit der Geiſtlichkeit und dem Rathe das Oberhaupt des Reichs und erfreute ſich des beſondern kaiſerlichen Wohlwollens und Zutrauens. Ebenſo errichtete im folgenden Jahre der Biſchof mit der Schweiz, Oeſterreich und vielen Städten ein Schutzbündniß gegen Karl den Kühnen, und eroberte in drei Tagen die von den Burgundern beſetzte Burg Franquemont in der hohen Landſchaft an dem Doubs. Sonſt griff er nie zu den Waffen, jedoch zur Zeit der Noth war er muthvoll. Hätten nicht die Bürger ihn wegen einer von dem Domkapitel ohne ſein Wiſſen 1474 gemachten, der Stadt aber nachtheiligen Verordnung verlaſſen, ſo wäre Kalenberg (Chavillier 1475) nie gefallen. Nicht nur bei den Großen ſtand der edle Prälat in hohen Ehren; ſeine frommen Thaten ſicherten ihm auch beim

Volke ein gesegnetes Andenken. Er war beliebt bei Gott und den Menschen; Niemand konnte den geringsten Tadel gegen ihn aussprechen und mit Recht nannte man ihn die Zierde des Klerus und des Volkes Heil. Die letzten Tage seines Lebens brachte er auf dem bischöflichen Schlosse Halle zu Pruntrut zu; als er fühlte, daß sein Leben sich ende, frohlockte er über das Glück, mit dem Heiland, den er allzeit treu geliebt, vereinigt zu werden, und ging hinüber zur ewigen Ruhe den 22. Christmonat 1478. Seine Gebeine ruhen im Münster zu Basel mitten vor den Treppen der Sakristei. (Siehe Platina, Vita Pontif. Roman.; Schweiz. Geschichtsfreund, Bd. I. S. 183; Ochs, Geschichte Bas. Thl. 6., S. 410; Schneller, die Bischöfe von Basel u. s. w.)

Johann Genoud, Missionär in Hinterindien, Martyrer. Als Jesus sich anschickte, zu seinem Vater zurückzukehren und seinen Thron wieder einzunehmen, sprach er zu den Jüngern: „Gehet hin und lehret alle Völker.... und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe." Die Apostel vollzogen den Befehl ihres göttlichen Meisters und zerstreuten sich in alle Länder, um die Völker zu lehren und zu taufen. Die Bekehrung der Welt ist aber nicht das Werk eines einzigen Tages, sondern dauert fort bis an's Ende der Tage, und darum finden wir durch alle Jahrhunderte apostolische Männer, die, von der Kirche Jesu gesandt, in die Gegenden der Ungläubigen reisten und die Lehren der Erlösung, Entsündigung und Heiligung des Menschen verkündeten. Besonders seit dem sechszehnten Jahrhundert richteten die Missionäre ihre Schritte nach Indien und Hinterindien und bekehrten unzählbare Heiden zum Christenthume. Im Jahre 1663 ergriffen französische Glaubensboten das Kreuz und trugen es in das Reich Siam, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Der freundliche Empfang erfreute den französischen Hof und Ludwig XIV. sandte 1673 eine Gesandtschaft nach Siam, von woher eine Gegengesandtschaft 1683 in Frankreich eintraf, als der König sich eben in Versailles aufhielt. Gegenseitige Verträge wurden geschlossen, die katholische Religion und deren freie Verkündung im Reiche Siam gewährleistet, die Errichtung eines theologischen Seminars, wie der katholischen Schulen zugegeben u. s. w., und die Religion Jesu machte nach allen Seiten hin erfreuliche Fortschritte, wozu die Jesuiten und andere Geistliche thätig mitwirkten. Der glück-

liche Fortgang der Miſſion wurde nach Europa berichtet, und andere Männer machten ſich auf, das heilige Werk zu unterſtützen. Unter dieſen nennen wir Johann Genoud, der aus Wallis oder Freiburg ſtammte. Man findet dieſes Geſchlecht noch jetzt in beiden Kantonen und iſt in beiden ſehr alt. Ob er dieſem oder jenem angehörte, können wir nicht beſtimmen; denn in den Annalen ſtehen einzig die Worte: „Er war gebürtig aus der Schweiz.“ Sehr wahrſcheinlich gehörte er dem Jeſuitenorden an, und reiste als ſolcher zur Miſſion. Er verließ ſein Vaterland, um es nie mehr zu ſehen, und kam 1680 glücklich nach Siam, wo er 12 Jahre ſegensreich den Samen des Evangeliums ausſtreute. Da brach eine furchtbare Verfolgung in Siam, in Bancok und andern Städten des Reiches gegen die Franzoſen aus, welche die franzöſiſchen Offiziere und Soldaten durch ihren Uebermuth und ihr anmaſſendes Betragen gegen die Einwohner hervorgerufen hatten. Anfänglich glimmte das Feuer unter der Aſche, aber bald loderte es empor; die Franzoſen, der großen Ueberzahl nicht gewachſen, mußten die Waffen ſtrecken und ihr trauriges Schickſal mit den Chriſten gewärtigen. Der wüthende Pöbel, obſchon von der Unſchuld der frommen Miſſionäre überzeugt, richtete ſeine Wuth gegen dieſelben, nahm den greiſen Biſchof von Metellopolis gefangen und mißhandelte ihn dergeſtalt, daß er in Folge der Mißhandlung ſtarb. Die katholiſchen Anſtalten wurden zerſtört, und die Geſchichte von Siam ſagt: „Alle Straßen von Siam boten ein ſchreckliches Schauſpiel dar; Prieſter und franzöſiſche Offiziere, faſt nackt, blaß und abgezehrt, ſchleppten ſich durch die Stadt, flehten hungernd um Nahrung, die man ihnen mit Verachtung zuwarf; und obſchon ſie faſt entkräftet dahinſanken, lud man auf ihre Schultern mit Unflath gefüllte Körbe und trieb mit ihnen ſchändlichen und rohen Muthwillen, was ihre herzzerreißende Lage noch vermehrte.“ Es ſcheint, daß unſer Johann Genoud nicht eingekerkert wurde, oder daß man ihn wieder auf freien Fuß ſetzte; denn als er hörte, daß in Pegam die Miſſion unterbrochen worden war, begab er ſich dahin, um ſelbe fortzuſetzen. Unerſchrocken zeigte ſich der begeiſterte Gottesmann und achtete nicht auf die Gefahren, die ihm drohten. Eben, als er die evangeliſche Lehre verkündete, wurde er ergriffen, geſchlagen, gefeſſelt, eingekerkert und nach vielen Mißhandlungen im Monat März oder April 1693

hingerichtet. — So gelangte dieſe ſchöne Blume, die dem ſchweizeriſchen Boden entkeimte, in den aſiatiſchen Gefilden zur Reife. (Luquet, J. F. D., Lettres à Mgr. L'Evêque de Langres, sur la Congrégation des Missions étrangères, Paris 1843.)

Johann Brunner, von Krieswangen, Kapuziner. Als der heilige Fidelis gegen das Ende des Jahres 1621 als apoſtoliſcher Miſſionär in den Kanton Graubünden kam, war er Guardian zu Feldkirch, wohin ihn dringende Geſchäfte gegen Oſtern 1622 wieder zurückriefen. Er ordnete Alles weislich, verabſchiedete ſich von den Vätern und reiste in Begleitung des Paters Johann von Krieswangen, eines frommen und bewährten Mannes, ins Prättigau zurück. Unterwegs ſprach P. Johann zu dem Heiligen: „Was würden wir thun, wenn uns ein Haufen Rebellen überfiele und zu erſchlagen drohte?“ In ruhiger Seelenſtimmung gab Fidelis zur Antwort: „Nichts Anderes, als was die Martyrer thaten; wir würden uns freiwillig im Namen Gottes dem Tode hingeben.“ Der Heilige, der ſeinen Tod voraus wußte, bereitete ſich durch Gebet und Nachtwachen auf denſelben vor, und beichtete den 24. April 1622 in der Frühe dem P. Johann reumüthig ſeine Sünden, beauftragte denſelben, Chriſtenlehre zu halten, und wenn der Hauptmann von Caſtels angekommen ſein werde, die heilige Meſſe zu leſen; dann umarmte er den lieben Pater Johann und ſchied mit den Worten: „Ich will nun nach Sevis gehen, obwohl ich gewiß weiß, daß ſie nicht in Aufrichtigkeit wandeln, ſondern viel Arges in ihrem Herzen gegen mich vorhaben; allein ich fürchte mich nicht, wenn ich nur getreu bis zum Tode das Predigtamt verwalte.“ Er ging nach Sevis und ſtarb dort noch am nämlichen Tage den glorreichen Martertod. Sein Begleiter, P. Johann, war in Grüſch, als die Empörung in Sevis ausgebrochen war; er hatte eben den Gottesdienſt beendet und wollte nach Hauſe zurückkehren, da hörte er draußen einen wilden Lärm und einige Schüſſe fallen; die Aufrührer hatten auch hier zu den Waffen gegriffen. In aller Eile kehrte er ins Gotteshaus zurück, um daſelbſt den Kelch und die Meßkleider zu holen und ſie an einem ſichern Orte zu verbergen. Während er ſie dem edeln Abundius von Salis zur Aufbewahrung überbrachte, ſtürzten ſich die bewaffneten Bauern ſchon auf die Soldaten und erſchlugen ſie zur Hälfte, indem ſie ihnen an Zahl weit überlegen waren; die An-

dern zogen sich kämpfend in die Kirche zurück; aber kaum waren sie da angekommen, so fing das Pulvermagazin, welches in den Gewölben unter ihrem Boden lag, plötzlich Feuer, die Kirche stürzte krachend zusammen und begrub fast die sämmtliche Mannschaft unter ihre Trümmer. Abundius von Salis rieth dem Pater Johann, in seiner Wohnung zu bleiben, wo er ihn gegen die Aufrührer sicher stellen wolle; sein Seeleneifer drängte ihn aber, den Soldaten in ihrer Gefahr beizustehen; er stürzte hinaus und gerieth mitten unter eine Rotte wüthender Bauern, die unter Fluchen und Lärmen auf ihn zueilten. Einer von ihnen schlug ihn mit einem Rapier so heftig auf den Kopf, daß er niederstürzte; und als er sich wieder aufgerichtet und auf die Kniee erhoben hatte, holte schon ein Anderer mit seinem Schlachtschwerte weit aus, um ihm den Todesstreich zu versetzen, auf welchen er gefaßt war. Allein es war Gottes Wille, daß er seinen heiligen Obern überlebe. Abundius von Salis, die Gefahr ahnend, war ihm mit einigen Männern, mit denen er sich ins Einvernehmen gesetzt hatte, nachgeeilt, erschien eben zur rechten Zeit und entriß ihn unter dem Vorwande, er wolle ihn gefangen nehmen und den Gerichten ausliefern, den Händen der tobenden Menge. Während er abgeführt wurde, stachen, hieben und schlugen diese rohen Menschen immer auf ihn ein, so daß seine Begleiter selbst in Lebensgefahr kamen. Ein Stich traf ihn auch so gefährlich in die Schulter, daß man anfangs glaubte, er werde ihm den Tod bringen. Im Hause des Salis erholte er sich jedoch wieder und befand sich schon am andern Morgen, den 25. April, außer aller Gefahr. Sobald er sich besser befand, erkundigte er sich nach seinem geliebten Mitbruder und Obern; die Trauerkunde seines Martertodes traf ihn sehr empfindlich, und es machte ihm tiefen Kummer, daß er dessen Loos nicht theilen, nicht mit ihm die Marterkrone erlangen konnte. Dann ließ er den Meßner von Sevis ersuchen, zu ihm zu kommen und bat ihn, er möchte dem Heiligen den letzten Liebesdienst erweisen und ihn beerdigen. Der gefangene Hauptmann Kolonna gab ihm dann 24 Kreuzer, die gewöhnliche Belohnung, die er für eine Beerdigung erhielt, und er versprach, Alles gewissenhaft zu erfüllen, was von ihm verlangt wurde. Der Meßner hielt sein Versprechen und holte am Montag Abend, als am Gedächtnißtage des heiligen Evangelisten Markus, dessen

Name dem Heiligen in der Taufe beigelegt worden war, den Leichnam, welcher seit dem Sonntag Morgen um 10 Uhr in seinem Blute auf der Straße gelegen, bestattete ihn auf dem Kirchhofe zu Sevis, nahe an der Kirchmauer, zur Erde und steckte auf den Grabhügel, wie es bei katholischen Gräbern üblich ist, ein hölzernes Kreuz. Mantel und Gürtel sammt den Schriften des heiligen Martyrers überbrachte er dem P. Johann, der diese ehrwürdigen Ueberbleibsel mit sich nahm, als er zehn Tage später freigelassen wurde und sich nach Feldkirch begab. Erst vor einigen Jahren ist die geschriebene Predigt vom Gerichtstage, die der heilige Fidel in Bünden hielt, aufgefunden und zum Druck befördert worden. Vermuthlich war sie unter den Schriften, welche P. Johann nach Feldkirch übertragen hat. Die Conventualen in Feldkirch empfingen den guten Pater mit großer Theilnahme und fühlten mit ihm die Leiden, die er in der Sendung nach Bünden ausgestanden; er aber tröstete sie und erzählte ihnen genau alle Umstände, die auf den Tod des heiligen Fidelis Bezug hatten. Der mißhandelte Pater litt noch lange mit wahrer Seelengröße und klagte, daß er die Siegespalme mit dem heiligen Guardian nicht erlangt habe. Er lebte noch viele Jahre, aber oft sagte er: „Ich kann die Stunde nicht vergessen, in der der heilige Martyrer von mir schied; o wie freundlich sagte er mir das letzte Lebewohl und wie verklärt leuchtete sein Angesicht! Ich rufe ihn an, daß er bei Gott für mich bitte, damit ich wieder sein Gefährte im Himmel werde." Mit rastlosem Eifer arbeitete P. Johann in mehreren Klöstern der Schweiz an seinem und anderer Menschen Heil, erreichte ein hohes Alter, nämlich 74 Jahre, und starb zu Stans als Jubilat den 5. Heumonat 1651. (Vergl. meine Helvetia S. Bd. I. S. 186 ff.; Catalogus defunctorum Prov. Helv.; Annales Prov. Helv.; Lucernæ, manuscript.)

Johann Franz Baillard, Weltpriester. Herr Abbé Fleury hat das Leben eines würdigen Pfarrers und Erzpriesters beschrieben, der erst vor einigen Jahren das Zeitliche segnete, aber in den Heiligenkranz eingereiht zu werden verdient. Johann Franz Baillard ward zu Chêne bei Genf den 6. Christmonat 1775 geboren, und war zwar von gemeiner Herkunft, die aber in ihm der Kirche einen treuen Diener verschaffte. Seine Eltern fristeten ihr Leben mit Handarbeit und ließen an der

guten christlichen Erziehung ihrer Kinder nichts ermangeln. Der Vater nahm seinen kleinen Johann Franz auf die Arme und sagte: „Gerne wollt' ich dir zu den Studien verhülflich sein; o wie glücklich wäre ich, wenn ich dich eines Tages in St. Peter, in der Cathedrale der Bischöfe von Genf, die Messe lesen sehen würde!" Sein Wunsch erfüllte sich nur theilweise, weil diese noch in den Händen der Protestanten sich befindet; aber der Sohn, dem er dieses Glück geschenkt wissen wollte, betrat die heiligen Stufen des Altars. Er hat im Heiligthum eine der schönsten Laufbahnen ausgefüllt, die ein Priester zu durchwandeln beglückt ist. Von Jugend an zeigte er Neigung zum Gebete, lernte das Altargebet zum Meßdienste und suchte bei jeder Gelegenheit dem Herrn Kaplan Cullaz zu ministriren, wobei er jedesmal mit seinem Rosenkranz und Gebetbüchlein erschien. Dem Herrn Kaplan gefiel der junge Knabe sehr wohl; er gab ihm aus Erkenntlichkeit zwei Jahre Unterricht in der lateinischen Sprache und sandte ihn hierauf in das Kollegium von Annecy, wo er bald durch anhaltenden Fleiß sowohl in den Wissenschaften, als in der Frömmigkeit glänzende Fortschritte machte. Er studirte eben Philosophie, als die französische Revolution ausbrach, welche alle religiösen Institute vernichtete, und deren unheilvolle Wirkungen sich auch über Savoyen ausdehnten. Den 8. Hornung 1793 wurde die bürgerliche Verfassung des Klerus in Savoyen veröffentlicht; die theologischen Schulen wurden geschlossen, die Kanzeln verstummten und die Gott und der Kirche treuen Priester hatten den Weg der Verbannung angetreten. Unser Philosoph, in der Fortsetzung seiner Studien gehemmt, faßte, um dem Soldatendienst zu entgehen, den Entschluß, die Medizin zu studiren, und ließ sich ein Gesundheitszeugniß ausfertigen. Als er mittlerweile vernahm, daß Herr Biger, Generalvikar der Diözese, sich geflüchtet habe und im Walliserlande beim Herrn Pfarrer von Liddes (Peter Jos. Rausis, Propst auf dem großen St. Bernhard von 1803—1814, war ein sehr frommer und menschenfreundlicher Mann) sich aufhalte, eilte er ihm nach und bat ihn, daß er ihm Unterricht in den theologischen Fächern und den kirchlichen Ceremonien ertheilen möchte. Der Generalvikar freute sich und gab ihm sofort Anleitung in diesen Wissenschaften. Hier bildete sich Baillard zum großen Manne; er lebte in dem gastfreundlichen Pfarrhause still und zurückgezogen

in Ausübung frommer Werke, sammelte sich schöne Kenntnisse für seinen künftigen Beruf, vollendete da seine Studien und wartete begierig auf eine günstige Gelegenheit, die heiligen Weihen zu empfangen. Mit guten Zeugnissen versehen, begab er sich zu Msgr. Odet, Bischof von Lausanne, nach Freiburg, der ihn den 8. März 1800 in der Kapelle des ehrwürdigen P. Canisius zum Gesandten des Herrn salbte. Mit großem Eifer hatte er sich auf den Empfang der Priesterweihe vorbereitet. Dieser Tag blieb ihm unvergeßlich; alle Jahre beging er den Weihetag feierlich, zog bei der Messe die schönsten Kleider an, ließ mehrere Kerzen anzünden, knieete nach der Messe an den Stufen des Altares nieder und erneuerte seine gemachten Gelübde. Zum Priester geweiht, begab er sich nach dem Willen seiner Oberen in der Eigenschaft eines Missionärs in die Umgegenden von Genf; die Priester waren vertrieben, ihre Einkünfte und Präbenden geplündert, der öffentliche Gottesdienst abgeschafft, und die Katholiken blieben ohne Unterricht. Herr Baillard erfüllte mit aller Treue das Amt eines Apostels, besuchte die Kranken, unterrichtete die Kinder und feierte in den Scheunen das heilige Meßopfer. Inzwischen erhielt die Kirche durch einen Vertrag den Frieden wieder, und die Pfarrer durften zu ihrer Heerde zurückkehren. Herr Martin, Pfarrer von Chêne, der in Piemont weilte, kehrte sofort zu seinen Pfarrgenossen zurück und nahm mit Beistimmung der höhern Behörde den jungen Priester Baillard zu seinem Gehülfen (1803). Die guten Herren trafen ihre Pfarreien in einem sehr kläglichen Zustande und hatten große Mühen zu übernehmen. Herr Pfarrer Martin fand seine Kirche entheiligt, ihrer Schätze beraubt und Alles im Zustande der Verwüstung. Hier mußte er noch Ungetaufte taufen, dort die unkirchlich eingegangenen Ehen kirchlich einsegnen, Erwachsene unterrichten u. s. w. Diese traurige Lage rührte ihn oft zu Thränen, jedoch tröstete ihn wieder sein treuer Amtsgehülfe, der noch jung, von seelsorglichem Eifer erfüllt, ihm wacker zur Seite stund. Er schätzte den Herrn Baillard, betrachtete ihn wie seinen Sohn, verehrte ihn wie einen Heiligen und schrieb eines Tages an seine Oberen: „Er ist der Stab, auf den ich mich in meinem Alter stütze; lassen Sie mir ihn, bis ich in das Grab steige.“ Der junge Vikar hatte öfters Gelegenheit, den ganzen Sinn dieser Worte auszuführen. Schon hatte der greise Mann das sechsundsiebenzigste Jahr erreicht, als ihn Gott vor seinem

Hinscheiden noch mit einer schweren Krankheit prüfte; er war auf dem Eise ausgeglitscht und hatte ein Bein gebrochen, mußte unsägliche Schmerzen leiden und zwei Jahre das Bett hüten. Da pflegte ihn sein treuer Vikar, ohne dabei seine Pfarrgeschäfte zu vernachlässigen. Der Himmel erlöste ihn den 13. Wintermonat 1816 und führte ihn in den Hafen des Friedens. Herr Baillard, der dem Pfarrer die Augen geschlossen, weinte bitterlich und sagte: „Jetzt bin ich verlassen, ich habe meinen Vater und Wohlthäter verloren, und wo soll ich nun Trost und Rath holen? Ich will aber nicht verzagen; denn ich hoffe, er werde bei Gott für mich bitten.“ Die Pfarrei Chêne war nun erledigt und die Glieder derselben wandten sich an den hochwürdigen Bischof Solle zu Annecy und verlangten den Herrn Vikar Baillard zum Pfarrer. Der Oberhirt willigte gern in ihre Bitte und ernannte ihn den 17. Wintermonat 1816 zu ihrem Seelsorger. Alles frohlockte und jubelte, nur der Gewählte nicht, und doch war er der Mann, der sich und seine Heerde heiligte. Der neue Pfarrer widmete sein Leben dem Gebete, der Arbeit und der Abtödtung. Häufige Kopfschmerzen, die ihn bis ins fünfundsechszigste Jahr oft befielen, hatten ihm den besten Schlaf entzogen; er konnte nur mit Mühe fünf oder sechs Stunden der Ruhe widmen. Täglich stund er am Morgen um vier Uhr auf, brachte fast eine Stunde im Gebete zu, betete darauf sein Brevier und bereitete sich auf die heilige Messe vor, die er im Winter um sieben, im Sommer um sechs Uhr las. Alle Stunden des Tages waren entweder dem Gebete, dem Studium oder den Pfarrgeschäften geweiht, und er konnte in Wahrheit mit dem Apostel sagen: „Nos autem orationi et doctrinæ instantes erimus.“ Er verließ nie ohne Nothwendigkeit sein Zimmer; schrieb alle seine Vorträge, und man wird sich leicht vorstellen, wie viel Zeit er darauf verwendete; er wußte jeden Augenblick zu benutzen, gönnte sich eine kurze Erholungszeit, die gewöhnlich nur im Besuche der Kranken bestund, und dachte auf der Straße an seine Predigten und Aufsätze. Er lebte sehr streng, aß wenig, schränkte seinen Tisch ein, und zeigte sich um so freigebiger gegen Andere. In der heiligen Fastenzeit dehnte er seine Strenge noch weiter aus und war nie zu bewegen, von der Erlaubniß, an den bestimmten Tagen Fleischspeisen zu essen, die ihm sein Bischof eingeräumt hatte, Gebrauch zu machen. Er suchte in Allem seinen

Gott zu verherrlichen und seiner Kirche zu dienen; er hatte ein sehr weiches Herz und änderte zuweilen, wenn er Stellen las, die sich auf unsern Erlöser bezogen, seine Gesichtsfarbe, was seine Gottesliebe an den Tag legte. Sein Umgang mit Andern war angenehm und anziehend, höflich und bescheiden; seine Worte flößten Jedermann Ehrfurcht ein, und er genoß daher nicht nur das Zutrauen seiner Pfarrgenossen, sondern auch die Schätzung seiner Amtsbrüder in so hohem Grade, daß sie nicht selten bei ihm Rath suchten. Der Wunsch seines Vaters, es möchte seinem Sohne vergönnt sein, in der Domkirche zu Genf die heilige Messe zu lesen, erfüllte sich in gewisser Beziehung. Es hatte sich seitdem in Genf eine katholische Gemeinde gebildet, welche sammt der Pfarrei Chêne dem schweizerischen Bischof von Lausanne einverleibt wurde. Der erste katholische Pfarrer der Stadt war Herr Vuarin, ein Mann, den die Vorsehung zu diesem schwierigen Werke auserkoren hatte. So gelehrt und gewandt auch Vuarin in Lösung religiöser Streitfragen war, und so selten er sich verlegen fühlte, so suchte er dennoch zuweilen Rath bei erfahrnen Mitbrüdern. Unter diesen stund Herr Pfarrer Baillard oben an, dem er die schwierigsten Fälle vorlegte und dessen Aussprüche ihm meistens als maßgebend galten. Was besonders in großen Städten nicht selten der Fall ist, nämlich mit weltlichen Personen von hohem Stande und Range in Verkehr zu stehen, machte auch unserm Pfarrer oft nicht geringen Kummer; er unternahm aber nichts, ohne zuvor seinen Freund über Alles in Kenntniß zu setzen und über das Fragliche zu verständigen. Als Pfarrer erfüllte er seine Amtspflichten im wahren Sinne seiner Sendung, wie es Jesus Christus von seinen Stellvertretern fordert; er glaubte aber, den Pfarrgenossen noch mehr leisten zu müssen, als ein gewöhnlicher Seelsorger auf dem Lande. Da seine Pfarrkinder in ihrem täglichen Verkehr mit den Protestanten oft gefährliche und die Religion beeinträchtigende Reden hören mußten, so drang er besonders in seinem Unterricht auf die wahre Kenntniß der heiligen Religion und suchte in der christlichen Lehre, auf der Kanzel, oder wo er immer Gelegenheit fand, selbe so verständlich als möglich vorzutragen. Er brauchte lange Zeit, um die Herzen für die wahre Heilslehre empfänglich zu machen und die Schäflein gegen die treulosen Einflüsterungen der Irrlehrer zu waffnen, was ihm

jedoch Gott gewährte, indem er lange auf diesem wichtigen Posten die Heerde Gottes weiden konnte. Der edle Seelsorger befaßte sich besonders mit der Jugend und unterrichtete sie in jenen katholischen Punkten, gegen welche die Protestanten ihre heftigsten Angriffe richteten. Zu diesem Zwecke verfaßte er einen Katechismus, der für die Zeitumstände genügte, den er aber wiederholt vermehrte. Alles, was er schrieb, lernte er wörtlich genau auswendig, damit kein Wort seinem Munde entfalle, das er nicht mit Ueberlegung niedergeschrieben hatte. Im Alter kostete ihn dieses große Anstrengung, so daß er eine ganze Woche auf einen einzigen Unterricht verwenden mußte. Auf die Vorstellung seiner Freunde, er solle seine geschriebenen Aufsätze vorlesen, durchging er alle seine Schriften und trug selbe noch mehrere Jahre vor. Ein Uebelstand in seiner Gemeinde, den er schon beim Antritt der Pfarrei fühlte, war der Gassenbettel der Kinder. Man sah täglich auf den Straßen müßige Buben und Mädchen herumstreifen und von Hause zu Hause betteln. Wer weiß nicht, wie nachtheilig der Müßiggang auf die Jugend wirkt, und wie besonders das weibliche Geschlecht dabei leidet! Herr Baillard dachte auf Mittel, diesem Uebel zu steuern, und trug daher mit allen Kräften zur Errichtung einer Mädchenschule bei, die dann auch durch seine fortdauernde Anstrengung zu Chêne ins Leben gerufen wurde. Zum Gedeihen derselben brauchte es eine tüchtige Lehrerin, die Klugheit und Frömmigkeit in sich vereinigte. Er fand solche in Genf in der Person der tugendreichen Frau Angeline, die ihr Leben gerne ihrem Geschlechte weihte, und es sich sehr angelegen sein ließ, dasselbe leiblich und geistig zu heben. Sie folgte also der Einladung, ging nach Chêne, eröffnete die Schule, that und unternahm jedoch nichts, ohne den erfahrnen Seelsorger zu Rathe zu ziehen. Angeline erkannte bald, daß den Mädchen der häusliche Unterricht fehle, ging deßhalb in die Häuser und gab den Müttern standesgemäßen Unterricht. Diese fromme Frau stiftete unendlich viel Gutes, und ihr Andenken blieb in Chêne lange im Segen. Bei diesem glücklichen Anfang blieb Herr Baillard nicht stehen, sondern legte mit Beihülfe edler Wohlthäter den Grund zu einem religiösen Hause, berief 1832 die barmherzigen Schwestern, welche jetzt noch segenreich wirken. Auch gründete er eine andere Anstalt für die Knaben von Chêne, die, wenn sie sich dem geistlichen

Stande widmeten, unentgeltlich im Seminar de la Roche ſtudiren konnten. Für alle dieſe Schöpfungen ſchulden ihm ſeine Pfarrkinder ewigen Dank. Der gute alte Pfarrer wurde mit Uebelhörigkeit geplagt, die dermaßen zunahm, daß er ſich genöthigt fand, allen Verkehr mit der Welt und ſeinen Mitbrüdern aufzugeben. Das kränkte ihn, und er ſagte eines Tages bei Tiſche: „Meine Freunde haben mich vergeſſen.“ Allein er ſollte bald erfahren, daß noch viele Herzen warm für ihn ſchlugen. Als er ſeine fünfzigjährige Jubelmeſſe hielt, ſtrömten ſehr viele Prieſter aus allen Gegenden, ohne geladen zu ſein, herbei und brachten ihm ein Lebehoch auf viele Jahre. Seine Harthörigkeit nahm indeſſen ſo zu, daß er keine andern Verrichtungen mehr vornehmen konnte, als in der höchſten Noth Beicht zu hören. Herr Johann Delétraz, nun Pfarrer und Erzprieſter in Chêne, mußte die Verwaltung der Pfarrei übernehmen; indeſſen las Herr Baillard immer noch Meſſe, wohnte mit Erbauung dem Gottesdienſte bei; allein es befiel ihn zum öftern eine Schwäche, ſo daß man befürchtete, er könnte eines Tages am Altare umfallen, was denn auch geſchah, als er den 25. Chriſtmonat 1853 die heilige Meſſe leſen wollte. Man mußte ihn auf ſein Zimmer tragen, welches er nur einmal mehr verließ, um einem alten Freunde einen Beſuch zu machen und ihm vor dem Hinſcheiden noch ein Zeichen ſeiner treuen Freundſchaft zu geben. Der Tod hatte für ihn nichts Schauerliches; denn er hatte ſich während ſeines ganzen Lebens zum Sterben vorbereitet. „Bitten Sie Gott,“ ſagte er zu ſeinen Freunden, „daß er mir an meinem Ende Frieden und Barmherzigkeit angedeihen laſſe.“ Um immer bereit zu ſein, reinigte er in der letzten Zeit alle Tage ſein Gewiſſen und empfing das heilige Abendmahl. Am 29. April 1854 in der erſten Morgenſtunde vollendete er ſeine tugendreiche Bahn, und ſeine ſchöne Seele erhob ſich, wie wir hoffen, in das Reich des ewigen Friedens. (Annales Catholiques de Genève.)

Johann Ludwig Favre, ſ. Barbara Roten u. ſ. w.

Johann Viktor Surh von Solothurn, aus einer adeligen Familie, hat ſich ſowohl durch ſeine Tugenden, als ſeine Wohlthätigkeit und Stiftungen einen unſterblichen Ruhm erworben. Er bekleidete frühzeitig politiſche und militäriſche Stellen, diente in Frankreich als Hauptmann, ward dann zu

Hauſe Stadtmajor, und ſoll auch Ritter des heiligen Michaelordens geweſen ſein. Er war leiblicher Bruder des Hauptmanns Urſus Sury, der ſich mit Helena Grimm verheirathet hatte. Der Tod hatte alle ſeine Geſchwiſter hinweggenommen; nur dieſer Bruder allein blieb am Leben, mit dem er nicht nur durch die Bande des Blutes, ſondern auch durch die innigſte Freundſchaft verbunden war. Dieſer hatte eine hoffnungsvolle Tochter, Maria Margaretha Gertrud mit Namen (ſ. d. A.), auf die ſie mit Wohlgefallen hinblickten. Alle Familienangelegenheiten wurden von beiden Brüdern gemeinſchaftlich beſprochen und behandelt, und ohne Zurathziehen des Andern that hierin Keiner einen folgereichen Schritt. Gewöhnlich unterhielten ſie ſich, wenn ſie zuſammenkamen, über die anſtändige Verheirathung der Tochter, und Beide ſtimmten darin überein, ihr einen Bräutigam aus der Familie Sury zu geben. Derjenige, welchen ſie Beide auserwählt und unter ſich längſtens genannt hatten, war ihres lieben und vielgeehrten Herrn Vetters Hauptmann Altrath Major Jakob Sury's älteſter Sohn, Namens Urs Viktor. Er war der Tochter Nachbar und hatte ſchon deßhalb täglich Gelegenheit, ſie zu ſehen und Neigung für ſie zu gewinnen. Dieſer Plan verwirklichte ſich jedoch nicht, und Maria Margaretha Gertrud reichte einem Andern die Hand. Bei dieſer Heirath war unſer Johann Viktor nicht mehr am Leben, und ſah die Uneinigkeit nicht mit an, welche für einige Jahre die Familienmitglieder feindſelig auseinander warf. Johann Viktor zeigte als Kriegs- und Staatsmann ſtets einen gottgefälligen Charakter, er heiligte in der Stille ſeine Seele, reichte den Armen manche ſchöne Gabe, bewahrte ſtets die Keuſchheit und blieb ehelos; er war ein nicht gewöhnlicher Mann und vergabte ſein ſchönes Vermögen größtentheils für öffentliche, wohlthätige oder fromme Zwecke, die jetzt noch fortbeſtehen. So gab er an die Erbauung der Jeſuitenkirche 15,000 Gulden ſammt ſeinem Wohnhaus, und mit 5000 Gulden, die er dem Spitale vermachte, ſtiftete er 1678 zu ſeinem und der in Gott ruhenden Voreltern und Verwandten Seelenheil und Troſt eine neue Kaplanei zu St. Urſen, mit dem Zwecke, daß der neue Kaplan daſelbſt, als zweiter Organiſt, den gewöhnlichen Organiſtendienſt verſehe; ganz beſonders aber zur Bequemlichkeit der Bewohner der Vorſtadt und Nachbarſchaft täglich zur beſtimmten Stunde

in der Spitalkirche eine Messe lese. (St. Viktors-Messe). Johann Viktor Sury ist auch der Stifter einer täglichen Messe zu St. Laureta. — Er starb im Rufe großer Frömmigkeit und eines heiligen Wandels, 56 Jahre alt, den 12. Christm. 1687, und wurde in der Kirche der Jesuiten zu Solothurn auf der linken Seite am St. Ignatiusaltar begraben. — Als man zu Anfang des laufenden Jahrhunderts sein Grab öffnete, soll man, wie Herr Schultheiß Arreger meldet, seinen Körper noch unverweset angetroffen haben. Noch jetzt wird für ihn in der genannten Kirche am 14. Christmonat ein Todtenamt gehalten. Eine Ehrentafel sammt seinem Portrait befindet sich in der Sakristei (Vergl. Amiet, J. J., Gertrud Sury, ein Frauenleben, Solothurn, 1859; von Mülinen Helvetia sacra. Bd. II. S. 57.)

Jola, s. Lupicin, Abt u. s. w.

Jonas, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w.

Jonatha (Jütti) Schultheß, Nonne von Töß. Die Gott liebt, zieht er an sich, und bewahrt sie vor sündhafter Liebe zur Welt. Das sehen wir an Jonatha Schultheß von Zürich bestätigt, die ihren Verwandten und Freunden so entsagte, daß sie über dreißig Jahre nie zum Sprachgitter ging. Ueberhaupt wurde in Töß die Klausur auf das Strengste eingehalten; die Schwestern durften sich nur im Weichbilde des Klosters erholen; nur bei der Königin Elisabeth von Ungarn (s. d. A. Bd. I. S. 166 ff.) allein fand eine Ausnahme der Regel statt. Schwester Jonatha besaß ein so mitleidiges Herz, daß, wenn ein Mensch in Lieb oder Leid zu ihr kam, sie mit ihm wie ein Kind weinte. Als Gott mit ihr besondere Gnaden wirken wollte, legte er ihr schwere Krankheiten auf, daß man glaubte, sie werde sterben; sie aber wünschte noch länger zu leben und empfand daneben große Trockenheit bei allen ihren Andachten. Sie betete ohne Aufhören um Trost und bald ward ihr diese geistliche Trockne durch Gottes Erbarmung in Süßigkeit umgewandelt. Mit dem Gebete verband sie die Betrachtung des Leidens unseres Herrn, begann damit, wie unser Herr auf den Oelberg ging, und begleitete ihn durch alle seine Leiden, seinen Tod und seine Urstände, bis zu seiner Himmelfahrt. Dieser Andacht überließ sie sich so eifrig, und mit solch innerm Schmerze, daß sie ihre Gesundheit angriff, worüber sie sich doch im Gewissen beunruhigte und es dem Provinzial Hugo mit-

theilte. Er erwiederte: „Kommt dir dieser Schmerz von einer äußern Uebung, so unterlasse es; kommt er aber von der Liebe zu Gott, so fahre fort; stirbst du, so will ich bei Gott für dich verantwortlich sein.“ Von Tag zu Tag erstarkte sie in der Gnade und Liebe und kostete in der Betrachtung der Leiden des Herrn die süßesten Freuden. — Der Herr verband aber auch Seelenleiden mit diesen Tröstungen. Sie hatte mit der Versuchung zu kämpfen, daß sie das Angesicht Gottes nie schauen werde. Dieß versetzte sie in die größte Kleinmuth; sie schaute nicht mehr gen Himmel und hielt sich unwürdig, daß sie die Erde trage. Tag und Nacht plagten sie diese Gedanken, und sie hatte keine andere Linderung, als daß sie zuweilen ein wenig aß und schlief. Doch ließ sie von ihrer Andacht nicht ab, hielt sie treu und pünktlich, obschon sie wenig Hoffnung hatte, ihr Gebet sei Gott genehm. Dieses Leiden hatte am Sonntag Septuagesima, da das Alleluja aufhört, begonnen, und dauerte bis am hohen Donnerstag in der Mette an, in welcher sie ein Fieber befiel. Von Schmerzen überwältigt, unterließ sie das gewohnte Gebet, und wollte es in der Nacht nachholen; sie versuchte dieß zweimal, allein es gebrach ihr dazu die Kraft. Da sprach eine Stimme zu ihr: „Du sollst ruhen und wissen, was du von mir verlangen sollst.“ Und weiter sprach die Stimme: „Du sollst um deine vergessenen, ungebeichteten und unerkannten Sünden bitten, und daß du Eins mit Ihm werdest, wie Er und der Vater Eins war, ehe Er Mensch wurde, und sollst bitten, daß Er ein Vermittler zwischen dir und dem Vater werde, — und wie Er heute im Abendmahle eine Zukunft und eine Speise für die ganze Christenheit geworden ist, Er auch deine Zukunft und ewige Speise werde, und selbst zu deinem Ende kommen, dieß Alles vollbringen und ewig bestätigen wolle.“ Davon empfingen ihre Seele und Leib Trost und neue Kraft. Die Gaben des heiligen Geistes erfüllten sie wunderbar. Die tiefere Erkenntniß von den ewigen Geheimnissen des Glaubens trat bei der reichbegnadigten Schwester, die in hohen Tugendübungen ihr Leben zubrachte, zu Tage. Jonatha hatte einst in ihrer Andacht außergewöhnlichen Trost empfangen, durch den sie an Leib und Seele gestärkt wurde. Beunruhigt ob jener Trost von Gott käme oder nicht, blieb sie nach der Mette früh Morgens allein in ihrer Ruhe; da hörte sie eine Stimme über

ihrem Haupte, die ſanft klingend deutſche Worte ſang. Sie richtete ſich auf und horchte; allein die Stimme zog ſich in die Ferne und ſie verſtund die Worte nicht. Ihre Zweifel ſchwanden, und ſie erkannte, daß die außerordentliche Tröſtung von Gott gekommen wäre. Nach dieſem Vorfalle gingen alle Tage neue Wunder und neue Erkenntniſſe Gottes in ihr auf. Sie erkannte, wie das ewige Wort in der heiligen Jungfrau Fleiſch geworden, in welcher Liebe der göttliche Sohn es gethan, welche Seligkeit den Menſchen durch ſeine Geburt zu Theil wurde, und wie wir ſeine Glieder geworden; ſie erkannte deutlich, welche Gnade der Menſch vom Wahren, Schönen oder der Tugend habe, und wie dieſe wieder an Gott zurückfällt, wenn der Menſch ſtirbt, wie ſie auch von ihm ausgefloſſen war. — Einmal hörte ſie eine Stimme, welche ſprach: „Bitte, daß du in mir wohneſt und ich in deiner Seele!“ Damals hatte ſie ein himmliſches Geſicht und ſah den Gottmenſchen auf ſeinem Throne und zwei Dominikaner in weißen Kleidern vor ihm ſtehen. Sie ſtunden vor ſeinem Angeſichte, verwunderten ſich, fielen nieder und lobten Gott; dann ſtanden ſie wieder auf und ſchauten neue Wunder in Gott. Als dieß geſchah, ging ſie hinzu und wollte auch wie jene ſehen; aber wohin ſie ſich wandte, verbarg ſich das Geſicht und die Erſcheinung verſchwand. Darnach ſchaute ſie klar, daß tauſend und tauſend Jahre im Himmelreiche nur ein Augenblick ſind; ſie ſah in Gott alle Dinge und immer neue Wunder. Sie erkannte auch die Engel und die Seelen von einander, die heiligen Märtyrer und ihre Herrlichkeit im Reiche der Verklärung, und die großen Wunder an den Kindern, die Herodes um Chriſti Namen tödtete. Da hörte ſie einmal eine Stimme, die zu ihr ſprach: „Du ſollſt dein Leben nach dem Glauben richten und wiſſen, dieſer iſt der ſicherſte Weg;“ zugleich erkannte ſie, daß der Glaube größer iſt, als die Schauungen, die ſie gehabt. Sogleich richtete ſie ihr Leben nach demſelben ein und lebte 27 Jahre nach dieſer Weiſe. — Während Jonatha ihre Offenbarungen hatte, blieb ſie gewöhnlich in ihrer Zelle und ging fünf Jahre lang weder in eine Stube noch zu den Leuten. Einmal war es gar kalt; da bat ſie die Pflegerin, ſie in ein erwärmtes Zimmer zu führen. Ihre Wärterin erfüllte ihren Wunſch, geleitete ſie in das Speiſezimmer und ſetzte ſie zum Ofen. „Nun,“ ſprach Jonatha, „gehe in die Veſper, es

ist ein heiliger Tag und lobe den Herrn mit deinen Mitschwestern." Sie blieb beim Ofen allein, lag dem Gebete ob und fiel in eine Verzuckung. Unser Herr kam in Begleitung des hl. Johannes und des hl. Jakobus des Größern in's Zimmer, er stellte sich vor ihr im Bilde seines Leidens und sprach: „Siehe, wie mein Leben auf Erden war." Unsere hochbegnadigte Schwester lebte zur Zeit, als der Krieg von Winterthur geführt wurde. Dieser Kampf von Winterthur ist kein anderer als jenes Treffen vom Jahre 1292, in welchem Graf Hugo von Werdenberg an der Spitze der Truppen der Herzoge von Oesterreich den Heerhaufen der Zürcher besiegte. Bei diesem Anlasse war ein Gefangener zur Bestrafung nach Zürich geführt und die Schwester gemahnt, ihr Gebet bei Gott für denselben einzulegen; anfänglich widersetzte sie sich diesem Ansuchen, that es aber nachgehends und der Gefangene kam mit heiler Haut davon. Von dieser Zeit an lebte sie nicht mehr lange; der Herr nahm seine treue Dienerin zu sich, um sie ewig zu beglücken. Herr Dombekan Greith in St. Gallen hat ihre Gesichte und Ekstasen in dem Buche: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden" ausführlich beschrieben.

Joseph Helg, von St. Gallen, Weltpriester. Der Priester ist groß, wenn er die Größe seines Berufes erfaßt; er kann Großes wirken und Großes ausführen, wenn ihm auch nicht reiche Einkünfte zu Gebote stehen. Das lehrt die Erfahrung älterer und neuerer Zeit, und auch Joseph Helg, geboren 1721 zu Linkenwyl ist hiefür Zeuge. Nachdem er die theologischen Studien vollendet und 1745 zum Priester geweiht worden war, erhielt er eine Anstellung als Kaplan zu Mosnang, wo er sich als musterhafter Priester bewährte. Die Gemeinde Libingen war sehr vernachlässigt, weil derselben kein eigener Seelsorger vorstund; er stiftete also dort mit Bewilligung des fürstlichen Stiftes von St. Gallen eine Pfarrpfründe, die er auch als erster Pfarrer leitete (1751). Er traf viele verwahrloste Mädchen an, erkannte die Gefahren, denen solche preisgegeben sind, und wußte auch aus der Erfahrung, daß manche Tochter der Welt entsagen und sich zurückziehen würde, wenn ihr nur ein Kloster offen stände. Ueber dieses dachte er reiflich nach, sammelte hier zwölf fromme Jungfrauen, brachte neben der Kirche eine klösterliche Wohnung an und errichtete mit ihnen

den 31. Heum. 1754 auf Einwirken eines gewissen Jauch aus Uri und anderer Wohlthäter, welche durch seinen gottseligen Wandel erbaut wurden, die sogenannte ewige Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes. Er unterrichtete die Töchter selbst und schrieb ihnen die Andacht, die Tag und Nacht wechselweise andauerte, in deutscher Sprache vor, welche allgemein Beifall fand. Selbst der Fürstabt von St. Gallen, Cölestin II. Gugger von Staudach bezeugte, er habe in seinem Leben nichts Schöneres und Rührenderes gesehen oder gehört und gab am 22. Winterm. 1760. zur Gründung des neuen Werkes seine Zustimmung. Das Kloster ward unter der Leitung Helg's, „Neu St. Gallen" genannt, gebaut, den frommen Töchtern die Regel des hl. Benedikt gegeben und die Frau Maria Barbara von Sailern, Benediktinerin zu St. Georgen bei St. Gallen, als erste Priorin berufen. Wegen frühzeitiger Baufälligkeit dieses zwar neu aber schlecht gebauten Klosters, wie auch wegen seiner feuchten und ungesunden Lage, wurden nun diese Klosterfrauen in gleicher Eigenschaft (17. Winterm. 1781) unter Fürstabt Beda Angehrn auf den damaligen Meierhof Glattburg bei Oberbüren versetzt, nachdem dieß alte Schloß mit einem Aufwand von 22,548 Florin in ein Kloster umgewandelt und eine Kirche daneben gebaut worden war. — Als Joseph Helg 1766 Pfarrer zu Bernardzell geworden, baute er im Jahre darauf auf dem Gauenberge ob Utznach, in der Gemeinde Gommiswald, ein anderes Kloster der ewigen Anbetung, und gab den Frauen die Ordensregel und die Kleidung der Prämonstratenserabtei Schussenried in Schwaben. Seine Stiftung wurde den 31. Jänner 1767 vom Bischof von Chur, Johann Anton von Federspiel, gutgeheißen und von dessen Nachfolger (11. Mai 1778) Dionysius Graf von Rost bestätigt. Noch wollte der gottselige Mann ein drittes ähnliches Kloster zu Jestetten bei Schaffhausen unter dem Namen „Berg Thabor", ein viertes zu Rom, unter dem Namen „Maria Einsiedeln" und ein fünftes bei Utznach gründen, allein diese drei kamen nicht zu Stande; denn er war in Schulden gerathen und starb den 27. April 1787 mitten in seinen rastlosen Unternehmungen. Herr Helg war ein frommer seeleneifriger Mann, lebte für sich dürftig und arm, brachte sein ganzes Leben zur Verherrlichung der Kirche Jesu zu und war von Allen, die ihn näher kannten, geschätzt und

geachtet. Doch erweckte ihm die Eifersucht auch manche Feinde, und zwar selbst in höhern Kreisen. Dieses gibt Herr von Arx, der Geschichtsschreiber von St. Gallen, deutlich zu erkennen, indem er seine Unternehmungen mit den Worten bezeichnet: „Joseph Helg von Linkenwyl fing um diese Zeit durch sein Streben, der Stifter eines neuen Ordens werden zu wollen, die St Gallischen und andere umliegenden geistlichen und weltlichen Behörden auf vielfache Weise zu behelligen an.“ Wenn Herr Helg einen Vorwurf verdient, so besteht dieser höchstens in seinen Schulden; aber es beseelte ihn die Liebe zu seinem Erlöser und das Heil des weiblichen Geschlechtes, das oft ohne Schutz sich selbst überlassen ist. Er erwog die vielen Unbilden, die Jesu Christo im hl. Sakramente zugefügt werden und führte darum zum Ersatze derselben die ewige Anbetung ein. Selbst seine Töchter auf dem Berg Sion, die in großer Armuth lebten und zur Fristung ihres Lebens in der Schweiz und Deutschland Almosen sammelten, wollten ihm, als er von Rom zurückkehrte, den Eintritt in's Kloster nicht gestatten, was ihm sehr wehe that, weil er bei ihnen sich in Ruhe setzen wollte, und seine Grabstätte in einem eingehauenen Felsen gewählt hatte; er ließ jedoch seinen Muth nicht sinken, der Grund zu den Klöstern Glattburg und Sion war gelegt und er hoffte, Andere werden sein mühevoll begonnenes Werk in leiblicher und geistlicher Weise fortsetzen, was denn auch geschah. Sein Gönner, Herr Jso Walser, Offizial, führte in allen dem Stifte St. Gallen unterworfenen Frauenklöstern die ewige Anbetung in deutscher Sprache ein. Kloster Glattburg und Sion bestehen noch; die gottseligen Nonnen preisen da bei Tag und Nacht den eingebornen Sohn des himmlischen Vaters und beten zugleich für ihren seligen Stifter. Die Frauen von Glattburg standen früher unter dem Stiftsdekan von St. Gallen, seit der Aufhebung der Abtei aber kamen sie unter die Aufsicht des Stiftes Einsiedeln, das jetzt noch einen Conventualen als Beichtiger dort hält. Der löbliche Convent auf dem Berg Sion ist arm, nimmt keine Laienschwestern an, und die Frauen müssen zu ihrem Unterhalte auch auf dem Felde arbeiten. Sie haben einen Beichtiger aus dem Kloster Wettingen. (Holzhalb II. 537. III., 89–90; Eichhorn, Episc. Cur., 368; von Arx, Jld., Geschichten des Kantons St. Gallen, III., 607—611; von Mülinen, Helvetia sacra, II. u. s. w.)

Joſeph Benedikt Labre, Bettler (Zuſatz zu dem Art. I., 350 und II. 482.) wurde am 20. Mai 1860 von Sr. Heiligkeit Papſt Pius IX. in der St. Peterskirche zu Rom feierlich ſelig geſprochen. Seine Reliquien ruhen in der Kirche der Mutter Gottes de monte; doch gab der hl. Vater davon den obern Theil des Hauptes dem Biſchofe von Arras für ſeine biſchöfliche Kirche, und zwei andere Reliquien für die Kirche zu Boulogne-ſur-Meer und Amettes, wohin ſie unter großer Feierlichkeit übertragen wurden.

Joſeph Stephan Motſchi, Weltprieſter, ward zu Didenheim bei Mühlhauſen im Oberrhein den 28. Chriſtmonat 1761 geboren. Sein Vater Stephan Motſchi von Oberbuchſiten (Kt. Solothurn) verwaltete dort die herrſchaftlichen Güter, welche der edlen Familie Beſenwal von Solothurn zugehörten und war mit Maria Anna Higelin von Didenheim verheirathet. Sein Bruder Xaver Motſchi von Oberbuchſiten war Pfarrer in Didenheim, welches dazumal zu der Diöceſe Baſel gehörte. Dieſem wurde der junge Joſeph Stephan übergeben, um in den Anfangsgründen der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache unterrichtet zu werden. Nach Verlauf von etwa zwei Jahren ſchickte man ihn nach Pruntrut in das biſchöfliche Collegium, eines der ausgezeichnetſten der damaligen Zeit, wo er ſich durch ſeinen Fleiß und ſeinen ſanften Charakter die Liebe ſeiner Lehrer und Mitſchüler erwarb und mit aller Auszeichnung den klaſſiſchen Studien oblag. Nachdem er im dortigen Prieſterſeminar auch die theologiſchen vollendet hatte, ward er zu Weihnachten des Jahres 1787 zum Prieſter geweiht, kehrte, mit der Gnade des hl. Geiſtes ausgerüſtet, in ſeine Heimath zurück und las am Feſte des heiligen Stephan daſelbſt ſeine erſte heilige Meſſe. Der junge Diener des Heiligthums ward ſofort Vikar an ſeinem Geburtsorte, wo er durch ſeine Kenntniſſe, ſalbungsvollen Predigten und Chriſtenlehren und durch ſeinen unermüdlichen Eifer in Erfüllung der prieſterlichen Pflichten die Liebe und das Zutrauen der ganzen Gemeinde gewann. Der greiſe Pfarrer Motſchi, der in der Seelſorge viel Gutes gewirkt hatte und das Ende ſeiner Tage nahen fühlte, glaubte ſeine Pfarrei nicht beſſer erhalten zu können, als wenn er ſelbe in die Hände ſeines Neffen niederlegte; er wandte ſich daher 1789 an den Biſchof von Baſel, Franz Joſeph Sigmund (1782—1794, ſtarb

auf der Flucht zu Conſtanz), der das Bittgeſuch billigte und Joſeph Stephan Motſchi zum Pfarrer von Didenheim ernannte. Der neue Pfarrer erklärte ſich unerſchrocken gegen die verderblichen Grundſätze der Revolution und machte ſeine Pfarrkinder auf die großen Uebel aufmerkſam, welche die Kirche und den Thron Frankreichs bedrohten, und betheuerte öffentlich, daß er den gottloſen Eid, den man von der Geiſtlichkeit forderte, unter keinen Umſtänden ſchwören werde. So groß die Gefahren, die ihm drohten, auch ſein mochten, konnte er ſich dennoch nicht entſchließen, ſeine liebe Heerde zu verlaſſen. Er übte ſein mühevolles Amt bis zum Anfange des Herbſtmonats 1792 ziemlich ungeſtört bei ſeinen Pfarrkindern aus. Endlich aber ſah er ſich genöthigt, die ihm ſo theure Heerde zu verlaſſen, jedoch mit dem Entſchluſſe, ſobald als möglich wieder zurückzukehren. Er lenkte ſeine Schritte nach der Schweiz, beſuchte in Flühe bei Mariaſtein ſeine daſelbſt verheirathete Schweſter, blieb bis zur Neige des Jahres 1792 bei ihr und kehrte dann wieder nach Didenheim zur größten Freude ſeiner Pfarrkinder zurück, um die Einen im Glauben zu ſtärken, die Andern mit dem lieben Gott wieder auszuſöhnen und die während ſeiner Abweſenheit gebornen Kinder aus dem Bade der geiſtigen Wiedergeburt zu heben. — Bei dieſen apoſtoliſchen Arbeiten, die er meiſtens des Nachts verrichtete, hatte er unzählige Gefahren zu beſtehen. Obſchon ihm alle ſeine Pfarrkinder, mit Ausnahme von etwa fünf oder ſechs Perſonen, von ganzem Herzen zugethan waren und ſich bereit zeigten, Blut und Leben für ihn hinzugeben, ſo war er doch nicht ganz ſicher. Wüthende Patrioten aus den benachbarten Ortſchaften erſchienen täglich in Didenheim, wo ſich zwei Männer dieſen anſchloſſen und ſich verabredeten, den Pfarrer in Verhaft zu nehmen. Er hielt ſich, als Bauer verkleidet, theils in dem nahe gelegenen Wäldchen Gallehölzle, in den Reben bei den Steingruben, auf dem Wachholderberg und der Kaltburg, theils auch in den zwiſchen Didenheim und Mühlhauſen gelegenen Illbergraben auf. Sein Aufenthaltsort war nur wenigen getreuen Bürgern bekannt, die ihn täglich mit Nahrung verſahen und auf jede Gefahr aufmerkſam machten. Unter dieſen zeichnete ſich beſonders der Schullehrer Franz Joſeph Nef, ein ſehr frommer und tugendhafter Mann, der ihn öfters mit Lebensgefahr und trotz der größten Mißhandlungen aus den Händen

seiner Feinde rettete, rühmlichst aus. Eines Tages, als der Pfarrer an einem verborgenen Orte des Hauses sich befand, wo er nach Mitternacht die heilige Messe zu lesen pflegte, konnte der Schullehrer ihm noch kaum zuflüstern: „Retten Sie sich, das Haus ist von Patrioten umzingelt!“ da stieß schon einer dieser Wütheriche die Thüre ein, und der Schullehrer, nur um die Rettung seines lieben Seelsorgers bekümmert und auf seine eigene Gefahr nicht achtend, stürzte sich den Eindringenden entgegen und hielt sie so lange auf, bis Herr Motschi durch eine Seitenthüre sich in die anliegenden Illbergraben flüchten konnte. Erst am Abend, und zwar nach langem Suchen, fanden ihn dort zwei seiner getreuen Pfarrkinder, die dem Hungernden Speise und Trank überreichten. — Die gottvergessenen Männer mißhandelten den armen Lehrer, schleppten ihn in die Kirche, erbrachen den Tabernakel (das Allerheiligste war nicht darin), zerschlugen Kreuze und Bilder und traten die geheiligten Gegenstände mit Füßen. Während sie solche Gräuelthaten verübten, entwischte der Schullehrer den Händen seiner Feinde. — Um seine getreuen Pfarrkinder keiner weitern Gefahr auszusetzen, begab sich Herr Motschi nach Mühlhausen, wo er in dem Hause des Herrn Heinrich Mansbendel liebreich aufgenommen wurde und mit noch mehrern andern getreuen Priestern eine sichere Zufluchtsstätte fand. Obschon diese Familie, wie die ganze Stadt Mühlhausen (damals war die Stadt Mühlhausen noch schweizerisch und nur von Calvinisten bewohnt) sich zum Protestantismus bekannte, so machte sie sich doch eine besondere Ehre daraus, die um der Religion willen verfolgten Priester aufzunehmen und mit ihnen Alles, was sie hatte, zu theilen. In diesem Hause und unter dem Schutze jener eben so wohlthätigen, als reichen, von Katholiken wie von Protestanten geschätzten Familie konnten sie in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer das heilige Meßopfer darbringen, die gutdenkenden Gläubigen von Didenheim und der Umgegend zum Empfange der heiligen Sakramente aufnehmen, trösten und belehren. Von dort aus besuchte zuweilen Herr Motschi während der Nacht seine Pfarrkinder und spendete Allen die nothwendige geistliche Hülfe. Während der ganzen Schreckenszeit starb kein einziger Kranker, ohne von seinem eigenen Seelsorger auf die Ewigkeit vorbereitet worden zu sein. Alle Leichen wurden durch ihn oder durch Herrn

Abbé Theobald Leſer, freilich nur in der Nacht, ohne Geſang und Geläute zur Erde beſtattet. Um der ſo edel denkenden Familie Mansbendel nicht immer zur Laſt zu ſein, ging er bisweilen nach Dornach und kehrte bei der Familie Halm ein. Vielleicht wählte er Dornach deßwegen, weil dieſer Ort nur eine halbe Stunde von Didenheim, Mühlhauſen dagegen eine Stunde entfernt iſt, und weil der Weg nach Dornach viel einſamer als jener von Mühlhauſen war. Er hielt ſich nun bald in Mühlhauſen, bald in Dornach auf. Nach zwei Jahren ſeiner Rückkehr aus der Schweiz wurde er im Herbſtmonat während der Nacht von Mühlhauſen zu einem Kranken nach Didenheim gerufen; es war wieder ſein getreuer Schullehrer, der dieſes Geſchäft übernahm. Nachdem er dem Kranken die heiligen Sakramente geſpendet, legte er ſich auf ein Bett zur Ruhe, ſchlief ein; erwachte erſt gegen Mittag, und zwar im Augenblicke, als man ihm ankündigte, eine Rotte von Patrioten von Prunſtatt und andern benachbarten Orten ſeien im Dorfe. Noch halb ſchlafend richtete er ſich eilends auf; er hörte das Geſchrei und Getöſe dieſer ruchloſen Bande um das Haus herum, ſprang zum Fenſter hinaus und arbeitete ſich, links und rechts um ſich ſchlagend, durch ſeine Häſcher hindurch bis in einen Garten, von wo er ſich dann auf den Gallenberg flüchtete. Man hatte mehrere Flinten auf ihn abgefeuert, mit Bajonetten und Säbeln nach ihm geſchlagen; aber die Vorſehung entzog ihn der Rache ſeiner Feinde und leitete ihn glücklich nach Dornach in das Haus Halm. Er kam noch einige Male in Gefahr, aber ſein heiliger Engel ſchützte ihn, ſegnete ſichtbar ſeine Arbeiten, Mühen und Sorgen und gewährte ihm den Troſt, die Reinheit der Sitten und aller chriſtlichen Tugenden unter ſeinen Pfarrkindern zu erhalten. Wenn auch Einige, durch die verderblichen Lehren der Revolution verblendet und irre geführt, zum Böſen ſich hinreißen ließen, ſo war es ihm doch vergönnt, als Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder einkehrten, alle Verirrten auf den Weg der Tugend umkehren zu ſehen, mit Ausnahme eines Einzigen, der unbußfertig eines Morgens auf ſeinem elenden Strohlager todt gefunden wurde (1817). Herr Pfarrer Motſchi erfüllte bis an ſein Lebensende getreu ſeine Prieſterpflichten und unterhielt fortwährend den Geiſt der Frömmigkeit und chriſtlichen Liebe unter ſeinen Pfarrkindern. Er ſtarb in Folge eines

Schlagflusses am 23. Christmonat 1826. Heute noch ist sein Name in gesegnetem Andenken und wird es bleiben von Geschlecht zu Geschlecht. (Gefällige Mittheilung von P. Karl Motschi, Benediktiner in Mariastein.)

Irenäus, der hl., Bischof von Lyon, s. Ferreolus ꝛc.

Judith von Praroman, s. Jakob Wallier u. s. w.

Julia von Villaz, Stifterin des Gotteshauses von Fille-Dieu (Gottestochter). Gott wählt oft seine Werkzeuge aus dem schwachen Geschlechte, um damit Großes zu schaffen und in seiner Kirche die Wunder der Gnade erglänzen zu lassen. Ein Beispiel hievon haben wir an der gottseligen Jungfrau Julia von Villaz, die, in Tugend und Frömmigkeit herangewachsen, von Herzen Gott diente und sich ihm mit ungetheilter Seele weihte. Ein innerer Drang zog sie nach der Einsamkeit, allein, die Gefahren des Alleinseins kennend, beredete sie ihre Schwestern Petronilla und Cäcilia, auf die Weltfreuden zu verzichten und ihr in die Einöde zu folgen. Gerne willigten jene in ihren Antrag; die drei Schwestern verließen ihr väterliches Haus, ließen sich mit andern Töchtern, die sich ihnen angeschlossen hatten, unterhalb des Städtchens Romont, an den Ufern der Glane, in einer einsamen Gegend voll Gestrüppe nieder, und führten hier ein beschauliches Leben. Ohne Zweifel geschah dieses mit Zustimmung ihrer Familie; denn ihr Vater Emmerik von Villaz und Cuno, ihr Bruder, waren Gutthäter des Klosters Altenryf, in welchem Letzterer begraben wurde. Julia lebte mit ihrem neuen Töchternbund im Geruche der Heiligkeit und wurde der Segen der Umgebung. Ein Edelmann, Peter von Morens, schenkte ein Feldstück, auf welchem das Kloster erbaut und die Gärten angelegt werden sollten. Der Bischof von Lausanne, Johann I. von Cossonay, bewilligte 1265 den drei Jungfrauen die Anlegung des Klosters, gab ihm die Regel des heiligen Benedikt nach der Reform von Cisterz und stellte im Hornung 1268 folgende Stiftungsurkunde aus: „Johann, durch Gottes Gnade Bischof von Lausanne, wünscht Allen, die von diesem Akt Kenntniß nehmen werden, Heil. Da es in der Pflicht Unseres Amtes liegt, die frommen Wünsche zu befördern, so ertheilen wir den in Christo geliebten Töchtern, der Julia von Villaz und ihren Genossinnen, welche nach einem religiösen Leben sich sehnen und inständig verlangen, daß sie zu

Romont in Unſerer Diözeſe, an dem Orte, den ſie bewohnen, und der zu der Pfarrei von Villaz gehört, ein Frauenkloſter bauen dürfen, mit Zuſtimmung des Ortspfarrers Unſere Vollmacht. Wir verordnen zugleich, daß daſelbſt die Regel des heiligen Benedikt (nach der Reform von Ciſterz) eingeführt und der Ort ſelbſt künftig Gottestochter (Filia Dei, B. V. M.) genannt werde .... Wir beſtätigen ihnen alle ihre Beſitzungen, die ſie gegenwärtig haben und in Zukunft rechtlich erwerben werden, nehmen ſie in Unſern und Unſerer Nachfolger Schutz, auf daß ſie glücklich und andächtig dem Dienſte Gottes und ſeiner glorreichen Mutter ſich ergeben können. Zur Bekräftigung deſſen ſetzen wir auf dieſe Schrift Unſer Sigill, wie auch jenes des genannten Pfarrers, von dem ſie abhangen. Gegeben im Hornung 1268[1])." Auch die Päpſte Gregor X. (1273), Johann XXII. (1321) und Clemens VI (1350) beſtätigten die fromme Stiftung und ſtellten ſelbe ſammt den Einkünften für die Gegenwart und Zukunft unter den beſondern Schutz des heiligen Stuhles. Julia, hocherfreut, betrieb nun mit allem Eifer den Bau des Kloſters und der Kirche, und ſie konnte dieſes um ſo mehr, da ihr reichliche Gaben von verſchiedenen Seiten zufloſſen. Die Zahl der Frauen vermehrte ſich von Tag zu Tag und die fromme Stifterin bemühte ſich, Zucht und Ordnung in ihrem Gotteshauſe aufrecht zu erhalten, wozu nicht wenig ihr heiliger Eifer und die Hülfe des Abtes von Hautcreſt (bei Oron in der Waadt), unter deſſen geiſtliche Aufſicht das Kloſter von Anfang geſtellt wurde, beitrugen. Julia leitete eine Reihe von Jahren ihre fromme Anſtalt, erreichte ein hohes Alter und entſchlief im Herrn den 13. Jänner 1305. Noch auf dem Todbette empfahl ſie ihren Mitſchweſtern genaue Beobachtung der Ordensſatzungen; und als ihre Schweſter Petronilla ihr im Amte folgte und im nämlichen Sinne und Geiſte regierte, blühten in dem Gotteshauſe Tugend und Frömmigkeit[2]). Wie ſchon bemerkt, ſtunden an-

---

[1]) Dieſe Stiftungsurkunde findet man im Solothurner Wochenblatt, 1830; im Mémorial de Fribourg, T. I. p. 495, wo zugleich von Seite 496—505 ſpätere Urkunden, Breve u. ſ. w., die ſich auf dieſes Kloſter beziehen, angegeben ſind.

[2]) Julia, ihre Schweſter Petronilla von Villaz und Margaretha von Vuiſternens führten den Namen Priorinnen. Jakobäa von Billingen (Billens 1350

fänglich die Frauen in geiſtlicher Beziehung unter den Aebten von Hautcreſt; als aber dieſe Abtei 1536 bei der Einnahme der Waadt durch die Berner aufgehoben worden, wählten ſich die Frauen einen Weltprieſter, Dom. Peter Grobet, aus der Geiſtlichkeit von Romont, zu ihrem Kaplan und Beichtiger. Im Jahre 1573 kam der Abt von Ciſterz, Nikolaus Boucherat, nach Fille-Dieu und gab den Conventualinnen weiſe Verhaltungsmaßregeln. Das Generalkapitel von Ciſterz unterwarf ſie 1593 den Aebten von Altenryf, und ſeither ſind ſie ununterbrochen unter dieſem berühmten Gotteshauſe geſtanden. — Unter mancherlei Prüfungen hat ſich dieſe gottſelige Anſtalt bis auf die Gegenwart erhalten. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts brannte das Kloſter ab, wurde jedoch ſpäter wieder aufgebaut. Durch die franzöſiſche Staatsumwälzung von 1798 verlor das Kloſter viele Freiheiten und Rechte; werthvolle Papiere, Handſchriften und andere Alterthümer wurden entwendet und nie mehr dem Kloſter zugeſtellt. In Folge des Sonderbundskrieges, an dem die dürftigen Kloſterfrauen gewiß nicht Schuld waren, mußte das arme Kloſter eine Steuer bezahlen, die ſeine Kräfte überwog. Schon ſeit Jahren von Armuth gedrückt, konnte es nur durch Sparſamkeit, Arbeit und milde Beiträge anderer Klöſter fortbeſtehen. Dennoch ertrugen die eifrigen Frauen alle Müheſeligkeiten mit dem Bewußtſein, der Kirche ein Gotteshaus und frommen Seelen einen Zufluchtsort aufrecht zu erhalten. Was Armuth und Entbehrung nicht bewirken konnte, das brachte 1848 die Regierung von Freiburg durch einen Gewaltſtreich zu Stande. Sie beſtellte dem Kloſter einen Verwalter, ſtellte die Aufnahme der Novizinnen ein und verurtheilte es zum Ausſterben. Das war der Plan; aber ohne Zweifel hat die Fürſprache der Stifterin bei Gott bewirkt, daß dieſer Zerſtörungsplan nicht zu Ende geführt werden konnte. Das Freiburger Volk hat

---

bis 1366) war die erſte Aebtiſſin, welcher Clemens VII., als er ſich zu Avignon aufhielt, dieſe Würde ertheilte. Auf dem Verzeichniſſe der Aebtiſſinnen finden wir Töchter aus den vornehmſten Familien des Landes; aus dem edeln Hauſe von Billingen: Jakobäa (1350), Aleyia (1366), Johanna (1383) und Catharina (1389); Anaſtaſia von Greierz (1409); Anna von Challant (1414); Suſanna von Clery (1527); Joſepha von Maillardoz (1673); Hyacintha und Regina von Reynold (1728 und 1759.)

nach zehnjährigem Druck eine billigere Regierung gewählt, welche die Kirche und die noch beſtehenden Klöſter beſchützt und die Aufnahme der Novizen wieder einräumte. — Die Kloſterkirche von Fille-Dieu iſt ſehr einfach und nach der Armuth gebaut. Vor dem St. Johannes-Altar iſt eine Kloſterfrau in Stein gehauen, wie man glaubt, die erſte Aebtiſſin, Jakobäa von Billingen, und im Chor ſieht man die Grabſchrift des P. Kaſpar Egli, Conventualen von Altenryf, welcher das Gotteshaus leitete und 1610 ſtarb (Cf. Rœmy de Bertigny, adjonction à la Chronique Fribourgeoise etc. 1853; der Pilger von Einſiedeln, achter Jahrgang; von Mülinen, Helv. S. Bd. II. S. 105 ff.)

Juliana Ritter, Nonne von Töß. Wie des Herrn Verklärung auf Thabor geht auch die Verklärung des Menſchen im Gebete vor ſich. Ein eigenes Licht liegt auf dem Angeſichte eines betenden reinen Menſchen, gleich als wollte das Göttliche die irdiſche Hülle durchbrechen, die es beengt. In Betrachtungs- und Gebetsſtunden wurde auch Juliana Ritter verklärt; die Schweſtern ſahen wiederholt ihr Angeſicht von einem eigenthümlichen Lichtglanze ſtrahlen, und namentlich ſah ſie einſt Margaretha von Zürich ganz durchleuchtet und wohl eine Elle hoch in der Luft ſchweben. Zu bedauern iſt, daß Eliſabeth Stagel die äußern Lebensumſtände dieſer gottſeligen Schweſter unberührt ließ.

Juſtus Guerin, Fürſtbiſchof von Genf. Nach dem heiligen Franz von Sales zierten den Biſchofsſitz von Genf ſein Bruder und deſſen Nachfolger, Juſtus Guerin. Dieſer wurde 1578 auf der Burg Tramoy in der Nähe von Montluel in Breſſe geboren und erhielt in der Taufe den Namen Balthaſar. Seine Eltern, Claudius Guerin und Johanna Bazard, dem gemeinen Stand angehörend, aber von reinen unbeſcholtenen Sitten, erzogen ihn fromm und ſchickten ihn, nachdem er den erſten Schulunterricht in ſeiner Heimath genoſſen, nach Turin, um dort die Rechte zu ſtudiren. Allda angelangt, beſuchte er die Univerſität; bald aber erkannte er die Gefahren, denen er in dieſer Stadt ausgeſetzt war und zog ſich nach Padua zurück, wo er mit den VV. Barnabiten bekannt wurde, deren heiliger Wandel ihn beſonders anſprach. Er hielt um die Aufnahme in den Orden an, ließ ſich zu Monce, wo die Barnabiten ihr Noviziat hielten, den 2. Hornung 1600 unter dem Namen Dom. Juſtus einklei-

den und legte im Jahre darauf (24. Hornung 1601) die Ordensgelübde ab. Der junge Mönch zählte jetzt 23 Jahre, und wurde zur Fortſetzung der theologiſchen Studien nach Pavia geſandt, wo er ſowohl in den Wiſſenſchaften, als in der Frömmigkeit außergewöhnliche Fortſchritte machte. Daſelbſt empfing er die niedern Weihen, die Prieſterweihe aber ertheilte ihm der Erzbiſchof von Mailand, Friedrich Borromäus, Neffe des heiligen Karl. Sein erſtes heiliges Opfer feierte er zu Mailand in der Kirche der Barnabiten; er zeigte in der Verrichtung deſſelben eine wahrhaft engliſche Andacht und erbaute dabei alle Anweſenden. Seine Oberen beſtimmten ihn zur Ausübung der Seelſorge, beſonders zur Verwaltung des heiligen Bußſakramentes, wozu ſie ihn beſtens geeignet fanden. In dieſer Abſicht ſandten ſie ihn wieder nach Monce, um ſich in dieſem Fache weiter auszubilden. Hier ſammelte er ſich reiche Kenntniſſe, mit denen er das ganze Leben hindurch Großes wirkte. Pater Juſtus ward in der Folge ein ausgezeichneter Beichtvater und verwaltete das Bußſakrament mit außerordentlichem Nutzen. Die Provinzvorſtände blickten mit Wohlgefallen auf den jungen, hoffnungsvollen Pater und ſchickten ihn in Gemeinſchaft mit Andern nach Turin, um ein neues Haus für ihren Orden einzurichten. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt fiel eine Begebenheit in dem Kloſter der Clariſſinnen vor, in der ſich ſeine Tugendgröße zeigte und die ihm einen gefeierten Namen zuſicherte. Eine fremde Dame, die ſich genöthigt fand, ihre Heimath zu verlaſſen, kam nach Turin und wählte dort ihren künftigen Aufenthalt. In ihrer Begleitung war ihre einzige Tochter, ein unſchuldiges, tugendreiches Fräulein. Die herrſchenden Sitten der Großen behagten dem Geiſte der Letztern nicht; ſie entſchloß ſich, eine demüthige Dienerin der heiligen Clara zu werden, und fand in dem dortigen Frauenkloſter gefällige Aufnahme. Von dort aus ſchrieb ſie an ihre Mutter ein Zeddelchen, ſetzte ſie über ihren Schritt in Kenntniß und bat ſie, ihr keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, indem ſie dieſe gottgeweihten Mauern nicht mehr verlaſſen werde. Die Mutter gerieth in Wuth, läſterte ihre Tochter und Alle, die dazu behülflich waren; ſie rief den weltlichen Arm an, lief zu der kirchlichen Behörde; allein es wurde entſchieden, die Tochter habe das gehörige Alter erreicht, in welchem ſie ihren Stand frei wählen dürfe. Da die aufgebrachte Frau auf dieſem Wege

nichts ausrichtete, ergriff ſie ein teufliſches Mittel. Bevor ſie aber ihr Vorhaben ausführte, beſuchte ſie zuweilen ihre Tochter, zeigte ſich gegen ſie verſöhnlich, ſprach mit ihr ſelbſt von heiligen Dingen, bis ſie ſich überzeugt hatte, ſie habe ihr Herz wieder gewonnen. Nun nahm ſie ihre Zuflucht zur Zauberei. In der Stadt wohnte ein übelberüchtigtes Weib, welches ſie verſicherte, ſie ſtehe im Bunde mit dem Teufel und ſie wolle dieſen in das Kloſter der Clariſſinnen hineinbringen. Sie wählte zu ihrem Vorhaben einen Tag, an welchem im Kloſter eine Feierlichkeit ſtatt hatte. An dieſem übergab ſie der Mutter ein mit Zucker zubereitetes Gemüſe, welches von außen lieblich anzuſehen, von innen aber mit zauberiſchen Dingen vermiſcht war. Die meiſten Nonnen waren noch am Tiſche und aßen davon; einige aber arbeiteten glücklicher Weiſe in der Sakriſtei oder in der Küche, unter denen auch die Tochter der ungerathenen Mutter, für die beſonders dieſes Höllengericht zubereitet war. Alle, die davon gegeſſen hatten, überfiel bald darauf ein Unwohlſein; man ſchöpfte Verdacht und warf die Ueberbleibſel ins Feuer. Verſtändige Perſonen glaubten, die Sache wäre nur vorübergehend, aber es entſtunden aus ihr traurige Folgen. Nach etlichen Tagen zeigte ſich erſt die Wirkung der genoſſenen Speiſe, und die meiſten Frauen waren wirklich in einem verwirrten Zuſtande. Das Gerücht hievon verbreitete ſich in der Stadt; Turin wurde ſehr unwillig, empfand großes Mitleiden mit den frommen Schweſtern und verwünſchte die Urheberinnen jener gottloſen That. Der Erzbiſchof von Turin, Karl Broglia, ſchenkte dem ganzen Hergang ſeine Aufmerkſamkeit, ſammelte erfahrne Männer um ſich und hielt mit ihnen Rath, wie den armen Kloſterfrauen zu helfen wäre. Alle vereinigten ſich dahin, man müſſe hier geiſtliche Mittel in Anwendung bringen, und zur Ausführung derſelben wurde der Pater Juſtus erkoren. Der hohe Prälat berief ihn und beauftragte ihn mit dieſem ſchwierigen Werke; er fügte ſich in den Willen des hohen Oberhirten, zog ſich einige Tage zurück, betete und faſtete, ging dann im Geiſte Gottes gekräftigt zum Kloſter, nahm die Exorcismen vor, wo es ihm nach vieler Anſtrengung gelang, die armen Nonnen von dem Einfluſſe der Hölle zu befreien. Schnell verbreitete ſich die Kunde dieſes Sieges über ganz Italien; der Name des P. Juſtus flog von Mund zu Mund und Jedermann wollte den Wunder-

mann kennen lernen, dem Gott eine ſolche Macht über die Geiſter der Bosheit gegeben. Er ward an den Hof von Savoyen berufen, um da die Erziehung der Prinzeſſinnen zu übernehmen. Mit Erlaubniß der Oberen folgte er dem Rufe, war dort längere Zeit der geiſtliche Führer der hohen Damen Maria und Catharina und lehrte ſie das Ewige mehr als das Irdiſche ſchätzen und anſtreben. Beide ſtarben als Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franziskus im Rufe der Heiligkeit. Der Herzog Karl Emmanuel I., wie auch der ganze Adel von Savoyen ſchätzten ihn ſehr hoch; mehrere vornehme Perſonen, beiderlei Geſchlechts, wählten ihn zu ihrem Gewiſſensrathe, und Viele, aus den hohen und niedern Ständen, führte er auf den Weg des Heiles. Als er ſich in Annecy aufhielt, um dort für die Barnabiten ein Haus zu gründen, machte er Bekanntſchaft mit dem heiligen Franz von Sales. Dieſer Heilige ſchätzte den P. Guerin ſehr hoch und ſchloß mit ihm innige Freundſchaft. Dieß beurkunden einige Bruchſtücke aus Briefen, die noch vorliegen. Den 18. Brachmonat 1618 ſchrieb er an den P. Juſtus: „Mein ehrwürdiger Vater! Ich antworte Ihnen ganz kurz, weil mir die Zeit mangelt; es braucht keiner Bekräftigung, um mir die aufrichtige, herzliche, innige und wahre Freundſchaft, die Sie gegen mich hegen, darzuthun; denn ich bin von dieſer überzeugt, ich weiß von ihr, ich ſehe, fühle und faſſe ſie; meine Seele müßte kalt und mein Herz gefühllos ſein, ſollte ich ſie in Zweifel ziehen; aber glauben Sie mir, mein lieber Pater! daß ich die nämlichen Geſinnungen gegen Sie trage, wie Sie gegen mich; ich bin beſtändig der Ihrige ohne irgend eine Ausnahme; ich ſage der Ihrige; alſo trage ich nichts im Herzen, was nicht mit dieſem übereinſtimmt.“ — Am 18. Auguſt 1618 ſchrieb er ihm „Indeſſen behalten Sie mich beſtändig in Ihrem Herzen, wie Jemanden, der Ihnen ganz zugehört; denn ich gehöre Ihnen und Sie mir an.“ Noch am 30. deſſelben Monats und Jahrs ſchrieb er abermal an ihn und ſagte: „O mein lieber Vater! Sie waren zweimal in kurzer Zeit krank, ein Zeichen, daß Sie nicht genügend für Ihre Geſundheit ſorgen; aber ſind Sie nicht kraft Ihres Berufes dem Allerhöchſten und ſeinen Kindern zu dienen ſchuldig? Darum, mein Vater! pflegen Sie ſich künftig; ich ſage es Ihnen in Güte, aus meinem ganzen Herzen, das nur für Sie ſchlägt, und das ſich immer zu Ihnen angezogen

fühlt.“ Noch finden wir ein letztes Schreiben, welches er den 5. Hornung 1621 an ſeinen Freund richtete; darin ſagt der Heilige: „Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie oft der Biſchof von Chalcedon und ich von der unvergleichlichen Güte und Freundſchaft reden, mit der Sie uns begünſtigen; ich bitte Sie, ehrwürdiger Vater! fahren Sie fort, mein Herz ehrt Sie und iſt Ihnen in aller Liebe ergeben.“ — Auch die Mutter Franziska von Chantal und ihre Töchter liebten den P. Juſtus mit ungetheiltem Herzen; er war ihr außergewöhnlicher Beichtvater, und es war nicht geringe Freude im Kloſter, wenn es hieß: Heute kommt er und wir können bei ihm beichten. Er wurde auch nach Thonon geſendet und errichtete da den Barnabiten ebenfalls ein Kloſter. Den BB. Kapuzinern zeigte er ſich ſehr gewogen, weil ſie bei der Bekehrung dieſes Volkes dem heiligen Franz von Sales überaus große Dienſte geleiſtet hatten. Indeſſen ſollte der fromme Pater nicht in ſeinem Orden die Tage beſchließen, er war vom Himmel auserſehen, den Krummſtab zu führen und Fürſtbiſchof von Genf zu werden. Nach dem Tode des heiligen Franz von Sales (1622) und deſſen Bruder Johann Franz (1635) blieb der biſchöfliche Stuhl von Annecy einige Zeit unbeſetzt; in höhern und niedern Kreiſen jedoch herrſchte nur Eine Stimme: dem Barnabiten P. Juſtus Guerin ſolle das Bisthum übergeben werden. Der demüthige Mönch rieth ſeinen Freunden, von dieſem Vorhaben abzuſtehen, und die Sache verzögerte ſich, bis Papſt Urban VIII. im Jahre 1639 ihn durch eine Bulle zum Fürſtbiſchof von Genf ernannte. Er unterzog ſich nur aus Gehorſam. Seine Salbung zum Biſchofe fand den 25. Brachmonat 1639 am Feſte der hochheiligen Dreieinigkeit in Turin ſtatt; der Erzbiſchof von Turin, Anton Provana, vollzog die Weihe in Beiſein der Biſchöfe von Foſſano und Saluzzo; Erſterer hieß Dominik Friedrich Sandrin, Letzterer Peter Belin. Nach wenigen Tagen (17. Auguſt 1639) nahm er feierlich von ſeinem Bisthum Beſitz. Als man ihn in den biſchöflichen Ornat hüllte, weinte er wie ein Kind, und einem jungen Prieſter, der ihn „Ihre Herrlichkeit“ nannte, erwiederte er: „Nennen Sie mich nicht ſo; ich bin der Sohn eines armen Bauers.“ Von allen Seiten brachte man ihm Glückwünſche zu ſeiner Wahl; er aber ſeufzte und ſprach: „Gott bewahre mich, daß ich nach meinem Tode nicht ſagen

muß: Hätte ich mich nicht unter der Zahl der Biſchöfe befunden, ſo wäre ich nicht unter den Verworfenen." Vor Allem ſchrieb er ſich eine Tagesordnung vor: zu ſeiner Wohnung wählte er ein einfaches Zimmer und ein hartes Bett. Im Winter ſtund er um fünf, im Sommer um vier Uhr auf; dann verrichtete er das Morgengebet, betete ſein Brevier und las in der heiligen Schrift. Um acht Uhr las er die heilige Meſſe, darauf empfing er bis zur Mittagſtunde die Beſuche, und auch nach Mittag bis Abends ſtunden Allen, die zu ihm wollten, die Pforten offen. Bei einbrechender Nacht fing er ſeine Betrachtung an, und ging niemals vor zehn oder eilf Uhr ſchlafen. Nachdem er ſein Hausweſen geordnet ſah, ſchlichtete er alle Mißhelligkeiten, die zwiſchen dem Biſchof und dem Domkapitel obwalteten, beſuchte einzelne Theile ſeiner Diözeſe, ſchuf mit Eifer und Klugheit viel Gutes und ernannte mit Zuſtimmung der Herzogin von Savoyen den Neffen des heiligen Franz von Sales, Karl Auguſt von Sales, zum Coadjutor und Amtsnachfolger von Genf; er führte in Annecy Miſſionäre ein, welche durch ihre Predigten in ſeinem Sprengel die Lehre des Evangeliums verkündeten; ſchrieb den Theologen, die ſich auf den Empfang der geiſtlichen Weihen vorbereiteten, die geiſtlichen Uebungen vor, errichtete ein Seminar, hielt Synodalverſammlungen, verfaßte ein Ritual und nahm in den Klöſtern nützliche Reformen vor. Sein väterliches Herz wendete ſich Allen, beſonders den Armen und Verirrten zu; gerne hätte er, wie Franz von Sales, die Proteſtanten Genfs in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgeführt, allein er mußte ſich mit dem Wunſche begnügen. In ſeinem Sprengel war Alles gut geordnet; er war ſchon ein betagter Greis, dabei oft kränklich und fühlte, daß ihn der Himmel mahne, ſein Haus zu beſtellen. Er entſchloß ſich, noch einmal ſeine geiſtlichen Uebungen vorzunehmen, bezog im Kloſter der Barnabiten eine Zelle, und brachte da einen Monat in ſtiller Zurückgezogenheit zu. Indeſſen behagte der Ort ſeiner Geſundheit nicht und die Studenten im Hauſe ſtörten ihn in ſeiner Einſamkeit. Auf Anrathen der Aerzte begab er ſich nach Rumilly, wo ihn die Viſitantinnen baten, er möchte bei ihnen einkehren und des Beichtigers Zimmer beziehen. Da er immer eine beſondere Hochachtung zu den Töchtern des heiligen Franz von Sales hatte, ſo folgte er der Einladung und ſang mit ihnen

zuweilen im Chor Gottes Lob. Seine Geſundheit ſchwächte ſich mehr und mehr; er ſah ſich wieder veranlaßt, ſeinen Aufenthalt zu ändern, und ging in das Kloſter der VV. Kapuziner, die ihn mit Freuden aufnahmen. Hier lebte er vier Monate wie ein Einſiedler in der Einöde, beſchäftigte ſich mit dem Himmel und pflog mit den Vätern nur ſolche Unterhaltung, die ſich auf ſein Heil bezog. Sein baldiger Hintritt ward ihm geoffenbart; er ließ den P. Dominik German Garin, Propſt der VV. Barnabiten zu Annecy, zu ſich kommen, um mit ihm ſeine letzten Verfügungen zu treffen. Er hatte vom Papſt Urban VIII. die Bewilligung erhalten, Alles, was er im Beſitz hatte, zu frommen Zwecken verwenden zu dürfen. Er vermachte daher ſeiner Kathedrale die Alben, Meßgewänder und Chorröcke; den VV. Barnabiten die Bücher und einige Chorhemden; alles Silbergeräth befahl er den Viſitantinnen zu übergeben, mit der Weiſung, daß ſie den Erlös in ein Kapital verwandeln und ſelbes zur Seligſprechung des heiligen Franz von Sales verwenden ſollen, für die er ſich ſchon früher verwendet hatte. Nebſtdem gedachte er noch der ärmern Pfarreien, wie auch der Armen überhaupt. Am Schluſſe ſetzte er hinzu: „Ich will, daß man mich hier in Rumilly bei den VV. Kapuzinern beiſetze, aber nicht in den biſchöflichen Kleidern, noch in jenem der Barnabiten, denen ich nicht mehr angehöre, ſondern im Habit der Kapuziner.“ Von nun an beſchäftigte er ſich nur mehr mit Gott, ſegnete Alle, die ihn beſuchten oder darum anflehten und entſchlief ſanft den 3. Wintermonat 1645. Als ſein Hinſcheiden kundbar geworden, ſtrömten die Einwohner der Stadt zu ſeiner Leiche herbei, um ihn wie einen Heiligen zu verehren; ſie ſchnitten von ſeinem Bart, Haaren und Habit und plünderten ihn dermaßen, daß eine Wache aufgeſtellt werden mußte. Gott verherrlichte den ſeligen Prälaten durch Wunder. Als ein Edelmann, der ſchmerzlich an den Augen litt, ſah, daß eine große Volksmenge zu der Beerdigung des Verſtorbenen hineilte und die Leiche mit ihren Roſenkränzen berührte, faßte auch er Vertrauen, ging hin, that das Gleiche, und kehrte geheilt von dannen. Nebſt dieſem wurden ſpäter auch noch Andere von verſchiedenen Uebeln auf die Fürbitte des Seligen befreit. Die Schweſter Agatha Petronilla, Bernardinerin, ſah in einem Geſichte ſeine Herrlichkeit im Reiche der Verklärung. Sie hat dar-

über ſchriftlich in aller Aufrichtigkeit folgenden Bericht hinterlaſſen: „Im Jahre 1645, während der Allerheiligen Octav, in welcher unſer hochwürdigſter Biſchof und Fürſt von Genf geſtorben iſt, befand ich mich im Krankenbette. Eine unſerer Schweſtern brachte mir Abends die Trauerkunde ſeines Hinſcheidens; dieſer Verluſt ergriff mich dermaßen, daß ich glaubte, ich finde in der Welt nichts Tröſtliches mehr. Mein Schmerzensgefühl ergoß ſich in einen Strom von Thränen und ich weinte zwiſchen 9—10 Uhr bitterlich. . . . Ich war allein und mein Zimmer geſchloſſen; da ſah ich auf einmal darin einen hellglänzenden Stern, wie einen, der am Himmel ſchimmert; dieſer gab einen ſtrahlenden Glanz von ſich, erhellte mein Zimmer und blendete meine Augen. Ungefähr eine halbe Viertelſtunde dauerte die Erſcheinung und ich empfand eine unausſprechliche Freude; mein Inneres ſagte mir: die Geſtirne des Himmels ſtellen die Heiligen vor und dieſes wollte mir unſer heiliger Biſchof zeigen. Ich wollte den Vorhang des Bettes auf die Seite ziehen und da verſchwand der Stern; ich befand mich wieder im Finſtern, wie zuvor; aber mein Inneres war aufgehellt und ich brachte beinahe die ganze Nacht in geiſtlichem Jubel zu; ich beweinte ihn nicht mehr als einen Todten, ſondern ich rief ihn als einen Heiligen an und auf ſeine Fürbitte ſind mir zwei Gnadenerweiſungen zu Theil geworden; die eine am Körper, die andere an der Seele. Seit vierzehn Jahren litt mein Körper an einer großen Kälte; ich machte zu dem Seligen eine neuntägige Andacht und ſeitdem befinde ich mich beſſer. Aber auch auf meine Seele hat dieſes Geſicht nachhaltend gewirkt; mein Glaube iſt feſter geworden, und ich ſchaue ſeither klarer in die Geheimniſſe Gottes; meine Seele koſtet den Frieden, verachtet die Eitelkeiten der Welt und ich trage nun eine große Liebe zu meinem klöſterlichen Berufe u. ſ. w. (S. Arpaud, Vie de Dom. Juste Guérin, d'abord Barnabite, puis Evêque de Genève, Annecy, 1678; von Mülinen Helvetia Sacra, Bd. I.)

K.

Karolina Caſtella, Aebtiſſin von Fille-Dieu. In den größten Stürmen, die das Daſein der Kirche und des Staates bedrohen, ſehen wir nicht ſelten im Stillen Perſonen erſtehen, die ſich auf einmal erheben und die drohenden Gefahren beſchwichtigen oder lähmen. Gewöhnlich gehen Revolutionen auf die Kirche und ihre Anſtalten los. Letztere werden dann unter dem Rufe des Fortſchrittes aufgehoben und das Vermögen derſelben wird entwendet. Das löbliche Frauenſtift Fille-Dieu wurde zur Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung hart bedrängt, die Novizinnen mußten austreten und die Zahl der Frauen betrug am Ende des vorigen Jahrhunderts nur noch zwölf (Fille-Dieu, adjonction à la chronique Fribourgeoise, par H. Rämy de Bertigny, Fribourg, 1853.) Die fernere Aufnahme neuer Mitglieder war unterſagt und die Einkünfte wurden verkleinert. Dennoch waltete Gottes Hand über jenem Haus, und ſandte ihm neuen Schutz in der Perſon der verſtändigen tugendreichen Frau Karolina Caſtella zu. Dieſe mit ſeltenen Eigenſchaften ausgerüſtete Nonne wurde den 8 April 1780 zu Greierz geboren, empfahl ſich ſchon in der Jugend durch ihren hellen, geweckten Verſtand, mehr noch durch ihren ſtillen, jungfräulichen Wandel und war eine wahre Zierde ihres Geſchlechtes. Eben reifte ſie zur Jungfrau heran, als die Franzoſen Freiburg überſchwemmten und links und rechts große Verwüſtungen anrichteten; ſie war Augenzeuge ſo vieler Gewaltthaten, welcher ſich die ausgelaſſenen Soldaten ſchuldig machten und es ſchmerzte ſie ſehr, daß viele, früher untadelhafte Töchter ihre Unſchuld einbüßten und eine Beute der Verführung wurden. Um ſo mehr reifte in ihr der Entſchluß, mit der Welt gänzlich zu brechen und in Fille-Dieu ihre Tage zu beſchließen. Im Jahre 1804 bezog ſie die ſtillen klöſterlichen Hallen (die Novizen-Aufnahme war wieder geſtattet) und entrichtete 1806 am Feſte der

glorreichen Aufnahme Mariens die klösterlichen Gelübde, wobei sie, wie sie nachgehends selbst bekannte, eine himmlische Freude verkostete. Der Geist des Herrn hatte sie in der Jugend angeweht, durch die Welt geleitet und war mit ihr in's Kloster gezogen, um sie auf den Weg der Vollkommenheit zu führen. Karolina bewährte sich als ein Muster aller Tugenden, so lange sie lebte und diente den Ordensschwestern zum Vorbilde. Das löbliche Frauenstift konnte sich von den tiefen Wunden, die ihm die französische Revolution verursacht hatte, nicht erholen, befand sich fort und fort in sehr dürftigen Umständen und rang beständig mit der Noth. Die armen Frauen wußten oft sich nicht zu helfen und saßen rathlos und bekümmert da; indessen war ihr Schutzgeist in der Nähe, nämlich Frau Karolina Castella, die sie 1816 zur Schaffnerin wählten. Die drückende Lage ihrer Mitschwestern rührte sie sehr und sie dachte auf Mittel, das Gotteshaus zu retten und demselben aufzuhelfen. Sie war die geeignete Person, die mit Umsicht und Ausdauer zeitgemäße Reformen in Führung des Haushalts vorzunehmen wußte. Die edle Schaffnerin trat mit erfahrnen Personen in Verbindung, zahlte hier Schulden ab, schaffte dort Nothwendiges her, führte hier nützliche Arbeiten ein, brachte dort verfertigte einträglich an; kurz: sie sann bei Tag und Nacht auf Mittel, dem Kloster aufzuhelfen und dasselbe in einen befriedigenden Zustand herzustellen. Karolina war das von der Vorsehung auserwählte Werkzeug, die klösterliche Anstalt zu heben, und allgemein sagte man, sie habe das Stift vor der Auflösung gerettet. — Im Jahre 1828, den 19. Mai, starb die Aebtissin Magdalena Loup; nach vier Tagen sammelten sich die Frauen zur Wiederwahl einer Nachfolgerin. Alle Stimmen vereinigten sich dahin, Jener diese Würde zu geben, die so preiswürdig den Haushalt geführt hatte. Karolina wurde gewählt und entsprach zum zweiten Male dem Wunsche ihrer Mitschwestern, die sie herzlich liebten. Diese Wahl befriedigte Jedermann und von allen Seiten beeilte man sich, ihr Glück zu wünschen; sie aber sprach zu ihren geistlichen Töchtern: „Ihr freuet euch, daß ich die Leitung des Klosters übernommen habe; aber ich versichere euch, daß ihr euch bald zu einer neuen Wahl besammeln müsset." Unsere Aebtissin war sehr fromm, eine Freundin des Gebetes und der Betrachtung, gegen Jedermann liebreich und herablassend und nur gegen

ſich ſtreng. In ihrem Betragen fand man nichts Außergewöhnliches und ſie gab auch nicht zu, daß man ſie vor Andern hervorhebe. Ihre Andacht und Frömmigkeit bewährten ſich beſonders im Chor zur Zeit des Gottesdienſtes, deſſen Feierlichkeit ſie durch ihre eingezogene Stellung erhöhte; ſie ſang lieblich und würdevoll, hielt ihre Augen niedergeſchlagen oder zum Himmel gerichtet. Sie drang beſonders auf die treue Erfüllung der klöſterlichen Vorſchriften und beobachtete ſelbſt auch im Kleinſten die Regel. — Im Jahre 1823 fiel ſie in eine ſchwere Krankheit; ſie genas von derſelben, jedoch nicht ganz, ſondern fühlte die Folgen derſelben bis an ihr Ende. In den letzten Wochen ihres Lebens litt ſie ſehr und man ſah es ihr an, daß ſie große Schmerzen empfinde; ſie ſuchte aber ihren leidenden Zuſtand zu verbergen, zeigte ſich gegen die betrübten Frauen, die ſie oft beſuchten und von ihr Rath und Troſt verlangten, ſehr freundlich und entſchlief den 25. Jänner 1829 im Geruche der Heiligkeit. So hatte ſich ihr prophetiſches Wort, daß ſie nur eine kurze Zeit vorſtehen werde, ſchon nach 8 Monaten erfüllt. —

Kaſpar Kaufmann, ſ. Barbara Schillinger und Margaretha Gaßmann u. ſ. w.

Klara Franciska Wagner, Nonne von Montorge. Zu allen Zeiten haben tauſend und abermal tauſend edle Seelen aus allen Ständen die Welt als einen Verbannungsort angeſehen, der ihres Ringens und Strebens nicht werth war; ſie betrachteten ſich als Fremdlinge und hielten ihren Blick auf die himmliſche Heimath gerichtet, wo ihr nach Glückſeligkeit ſtrebendes Herz in Gott allein Sättigung und Ruhe fand. Unter dieſe bevorzugten Seelen zählen wir auch Klara Franciska Wagner von Solothurn, eine Tochter des Schultheißen Moriz Wagner und der Eliſabeth Schwaller. Sie hatte von der Natur die ſchönſten Anlagen empfangen und ihre Eltern unterließen nichts, um die Keime der Tugend im Herzen dieſes hoffnungsvollen Kindes durch Belehrung und Beiſpiel frühzeitig zu entwickeln. Klara Franciska entſprach ihren Bemühungen vollkommen und zeigte von Kindheit an eine beſondere Liebe zum Gebete und zum ſtillen Leben, ſo daß die Eltern zu einander ſagten: „Sie wird ein Kloſter unſerm Hauſe vorziehen.“ Ihre Ahnung erfüllte ſich bald; ſchon am Tage der erſten heiligen Kommunion eröffnete Clara ihnen ihr Vorhaben, ſich unter die

Tertiarerinnen zu Montorge bei Freiburg aufnehmen zu lassen. So theuer auch das Opfer für das Herz der liebenden Eltern war, so wollten sie ihre Tochter in der Standeswahl doch nicht hindern, sondern führten sie, erst dreizehn Jahre alt, nach Freiburg in das genannte Gotteshaus. „Das junge Fräulein," sagen die Annalen, „bewies ihren Beruf durch Ausübung aller Tugenden, vorzüglich durch ihre bewunderungswürdige Geduld. Sie litt oft an heftigem Kopfweh, fand aber Trost und Stärke in den frommen klösterlichen Verrichtungen und übte sich im Stillschweigen." Als die Eltern den kränklichen Zustand ihrer Tochter erfuhren, schrieb der Vater an sie und lud sie zur Rückkehr in sein Haus ein; aber die Gottselige erwiederte: „Mein Vater! Ich danke Ihnen für die Liebe, die Sie zu mir tragen; es ist aber für mein Heil ersprießlicher, ich bleibe bei meinem gewählten Stande; lieber im Kloster krank sein, als in der Welt gesund zu Grunde gehen." — Klara Franciska welkte in der Blüthe ihrer Jahre dahin; sie selbst erkannte ihr herannahendes Ende und wünschte sehnsuchtsvoll, vor ihrem Tode die heiligen Ordensgelübde ablegen zu können. Um diese Gnade bat sie täglich und sandte viele Gebete zum Himmel, und zwar mit einer solchen Herzensgluth, daß dabei ihr Antlitz sich färbte. Der frommen Beterin Wunsch ging in Erfüllung; auf dem Todbette legte sie ihre heiligen Gelübde ab. Sie war vor Freude ganz außer sich und wandte sich darauf an den Convent mit den Worten: „Ich hoffe, der Bräutigam meiner Seele werde bald kommen und mich in seine Wohnung führen." Sie rief wiederholt zu ihm: „Mein Geliebter, komme!" Er kam am 2. Weinmonat 1637 und geleitete sie in das Reich seines Vaters. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.).

L.

Lambert von Mailand, Capuciner, verdient unter den ausgezeichneten Religiosen, welche die Schweizerprovinz mit ihrem Tugendglanze erleuchteten, eine Ehrenstelle. In sein Vaterstadt Mailand ließ er sich 1578 als Laienbruder in

den Capucinerorden aufnehmen und wurde, nachdem er die hl. Gelübde entrichtet hatte, nach der Schweiz beordert. Er war ein außerordentlicher Freund der Armuth, und kleidete sich in einen groben und abgetragenen Habit, der ihn zur Winterszeit vor der Kälte nicht schützte. Er fastete beinahe das ganze Jahr hindurch und genoß oft im Tage nichts als Gemüse. Unter seinem Habit trug er einen härenen Gürtel, und brachte die größte Zeit der Nacht im Wachen und Beten zu. Man sah ihn im Kloster, wie auf der Straße, immer mit Gott beschäftigt; davon zeugten sein stiller Gang und seine Blicke, die er oft gegen den Himmel richtete. Er erfüllte den Willen der Obern auch im Kleinsten und war stets bedacht, ihre Wünsche zu erforschen. Doch damit begnügte er sich nicht, sondern zeigte sich auch gegen die Mitbrüder sehr dienstfertig und fühlte jedesmal eine innere Freude, wenn er Jemand irgend einen Dienst erweisen konnte. Aber vorzüglich strahlte seine ungetheilte Liebe im Krankendienste; er bediente die Kranken wie ein liebender Vater, bereitete ihnen die verordneten Speisen, suchte ihre Schmerzen zu lindern und stand unermüdet an ihrem Bette. Bruder Lambert verabscheute das müßige Leben, und alle Mitbrüder, die ihn kannten oder mit ihm gelebt hatten, legten das schöne Zeugniß ab, sie hätten ihn nie müßig, sondern stets entweder mit Gebet, Betrachtung oder Handarbeit beschäftigt gesehen. O gewiß ein schönes Zeugniß, eines wahren Religiosen würdig! Unser Lambert übte sich stets im Stillschweigen, und erwog die Worte, daß man einst für jedes unnütze Wort strenge Rechenschaft ablegen müsse; er sprach nie ohne Noth und auch dann immer kurz und bescheiden. Einst frug man ihn, warum er immer tiefes Stillschweigen beobachte; da erwiederte er: „Wer viel redet, der zerstreut sich, und alsdann haben die jüngern Brüder kein anziehendes Beispiel, die evangelische Vollkommenheit anzustreben.“ — Der Himmel hatte sein Wohlgefallen an diesem armen Bruder, und zeigte es noch vor seinem Tode durch ein Wunder. Schon hoch bejahrt, reiste er mit einem Gefährten; es war heiße Sommerszeit und er hatte den ganzen Tag hindurch nichts genossen; er war entkräftet, hungerte und dürstete und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er blieb auf der Straße stehen, blickte gen Himmel und empfahl sich und seinen Mitreisenden in den Schutz der Vorsehung. Jetzt kam

plötzlich ein schöner Jüngling daher, der sich ihnen näherte und sie freundlich grüßte. Der Genosse des Bruders Lambert hub an und sagte: „Lieber Freund! haben Sie Etwas, womit wir diesen Bruder erfrischen könnten? Er ist alt und kann nicht mehr weiter.“ Der Jüngling öffnete einen Korb, überreichte dem Erschöpften reife Kirschen und verschwand. Die göttliche Vorsehung preisend, nahmen sie die erfrischende Nahrung zu sich, setzten ihre Reise weiter und gelangten glücklich an den Ort ihrer Bestimmung. Zu Freiburg in der Schweiz erreichte er den 29. Mai 1620 das Ende seiner Tage; er starb mit allen heiligen Sakramenten versehen und ließ ein frommes Andenken zurück. Lange blieb er unvergessen und das Volk nannte ihn gewöhnlich den heiligen Bruder Lambert. (Silvester a Mediolano. Appendix ad T. III. p. 221—222; Catalogus Prov. Helv.; Annales Prov. Helv., Lucernæ, mst.).

Laurenz von Brundusi, der selige, s. Franz von Sulz u. s. w.

Lucia, Nonne von Töß, s. Anna Mansaseller u. s w.

Ludwig von Bruck, der selige, Martyrer. Mit der Verwerfung des Herrn hatten sich die Juden das göttliche Verwerfungsurtheil ebenfalls zugezogen, und mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus, begann dasselbe auf offenkundige Weise sich an ihnen zu vollziehen. Sie zerstreuten sich in alle Welt, nahmen aber den Haß gegen das Christenthum mit sich, reizten die Heiden zur Verfolgung der Christen auf und betheiligten sich bei Ermordung derselben. So erregten sie in Verbindung mit den Magiern durch lügenhafte Anklagen der angesehensten Bischöfe eine blutige Verfolgung gegen die Christen in Persien. Zu Alexandrien lockten sie durch falschen Feuerlärm bei einer gewissen Gelegenheit die Christen bei Nacht aus den Häusern und tödteten sie dann in großer Menge. Zu Inmester, zwischen Chalcis und Antiochien, banden sie an einem Festtage einen christlichen Knaben an ein Kreuz, verspotteten und quälten ihn eine Zeit lang und geißelten ihn zu Tod. (Sokrates, VII. 16.). Zu Fulda tödteten sie 1236, fünf Kinder und hingen ihr Blut in verpichten Säcken auf. (Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, V., 273.). Als Feinde des Kreuzes verstümmelten sie die Crucifixe, entehrten consecrirte Hostien und trieben Diebstähle und Unfugen in christlichen Kirchen. Fort und fort lechzten sie nach

Christenblut; sie tödteten christliche Knaben und gaben vor, daß sie zu ihren Feierlichkeiten am grünen Donnerstage Christenblut nöthig hätten, das sie solches als Mittel gegen Blutflüsse, als blutstillend bei der Beschneidung, als Philtrum gebrauchten u. s. w. Christenknaben wurden zu Ostern und Pfingsten von den Juden gestohlen, zuweilen gekauft, listiger Weise entführt und heimlich getödtet. Solche Beispiele hatten früher oder später alle Länder aufzuzählen, in denen sich die Juden eingenistet haben. Auch in unserer Schweiz sind dergleichen Verbrechen verübt worden. Wir erwähnen hier eines der Schweiz zugehörigen Knaben, der in Deutschland von den Juden auf eine grausame Weise gemartert wurde. Er heißt Ludwig, und sein Vaterort Bruck. Bruck oder Brugg liegt an der Aare, gehörte einst unter die Grafen von Habsburg, nachmals unter die von Oesterreich, nun mehr aber zum Kanton Aargau. Dort erblickte Ludwig das Licht der Welt, wuchs zu einem liebenswürdigen Knaben heran und ging dann, etwa vierzehn Jahre alt, nach Ravensburg, seine Studien zu beginnen. Er nahm Kost und Wohnung bei einem katholischen Bürger der Stadt, lernte fleißig seine Aufgaben, und war immer froh und heiter. In der Nähe seines Kostherrn hatten sich die Juden angesiedelt, mit denen er bald bekannt wurde; sie benahmen sich gegen den Zögling artig, so daß er Zutrauen zu ihnen faßte, in Erholungsstunden ihr Haus besuchte und ihnen selbst Dienste leistete. — Im Jahre 1429 stellten die Juden von Ravensburg ein glänzendes Gastmahl an. Um den Glanz desselben zu erhöhen, wurden jene von Constanz, Ueberlingen, Lindau und andern umliegenden Orten eingeladen; sie erschienen sehr zahlreich und im festlichen Schmucke. Ravensburg bewunderte die fremden Gäste, nahm jedoch wenig Antheil, weil die Christen dazu nicht eingeladen waren; nur unser Ludwig, der mit dem Judenhause vertraut war, eilte in das Gasthaus, und leistete in der Küche bestmögliche Aushülfe. Die Juden gingen im Hause hin und her, warfen einen Blick auf den Beschäftigten und erkundigten sich über dessen Herkunft und Religion. Kaum hatten sie erfahren, daß er ein Fremder und ein Christ wäre, so dürsteten sie nach dessen Blut. Zwei Brüder, Aaron und Anselm mit Namen, beriefen ihren Schwager Moses, und schmiedeten den Mordplan zusammen. Darauf wurde der unschuldige Knabe

ergriffen, beiseits geführt, entkleidet, grausam gemartert und schmerzlich getödtet. Als Ludwig sein Leben ausgehaucht hatte, kleideten sie ihn wieder an, banden ihn in einen Sack und trugen am 1. Mai die Leiche vor das Stadtthor, wo sie den Fuhrmann Nikolaus Knoll antrafen, den sie anhielten und mit ihm einen Vertrag schlossen Darauf legten sie den Sack auf seinen Wagen und beauftragten ihn, er solle in den Haslacher-Wald fahren, und daselbst die weitern Befehle erwarten. Knoll, der nicht wußte, was ihm aufgeladen wurde, that, was ihm befohlen, kam in den bezeichneten Wald, und traf bei einer Tanne viele Juden beisammen, die den Sack vom Wagen nahmen und öffneten. Der arme Fuhrmann erschrack, als er einen Ermordeten herausziehen sah und sprach: „Was habe ich verschuldet, daß ihr mir diesen unschuldig Gemordeten auf mein Fuhrwerk geladen?" „Willst du stille sein und in der Stadt strenges Stillschweigen beobachten," war die Antwort, „sonst werden wir dich als Mitschuldigen bei den Gerichten angeben." Diese Drohung wirkte; er versprach zu schweigen und nahm von den Juden 10 Florin für den Fuhrlohn an. Er mußte auf Befehl derselben mit der Leiche die Tanne besteigen; dann warfen sie ein Seil über einen Ast, welches Knoll oben anknüpfte, hingen den Todten auf, gaben ihm ein Messer in die Hand und brachten ihn in eine Stellung, als wenn er sich selbst gehängt und verstümmelt hätte. Der Plan, ihre ruchlose That zu verheimlichen, war schlau ausgedacht und sie kehrten sorglos ihren Wohnungen zu. Doch sie täuschten sich und der Rächer der Unschuld leitete es, daß diese Blutmenschen in die Hände der zeitlichen Richter fielen. Der Herr verherrlichte seinen Diener, der um seines heiligen Namens willen verblutet hatte. Vom Baume aus, an dem der selige Ludwig hing, sah man des Nachts einen Stern, dessen Strahlen nach Ravensburg leuchteten; mehrere Bürger sahen die Erscheinung und verbürgten die Wahrheit derselben nachgehends durch einen Eid. Zu gleicher Zeit gingen einige Schulknaben in den Haslacher-Wald, suchten Vogelnester und fanden ihren Schulgenossen an der Tanne hangen. Anfänglich befiel sie Furcht und Schrecken, und schon wollten sie davon laufen; jedoch trieb sie die Neugierde näher, und als sie sahen, daß Ludwig das Messer in der Hand hielt, liefen sie nach der Stadt und sagten aus, ihr Schulkamerad habe sich entleibt.

Das Volk lief in Masse dem Walde zu, aber bald erkannten einsichtsvolle Männer den vollbrachten Mord und die Arglist der Mörder. Auf Befehl der geistlichen und weltlichen Behörde wurde die Leiche von dem Baume gelöst und einstweilen am Stamme desselben beigesetzt. Der Verdacht fiel sogleich auf die Juden von Ravensburg; denn es war kein Geheimniß, daß Ludwig bei ihnen ein- und ausging. Jetzt ergriff Nikolaus Knoll die Flucht, und eilte nach Ueberlingen; das machte in der Stadt viel Aufsehen; und man sagte laut, er sei mit den Juden einverstanden gewesen und suchte seiner habhaft zu werden, was auch gelang. Im Jahre 1430 wurde er zu Ueberlingen gefangen genommen. Vor Gericht bekannte er den ganzen Hergang, gab die Schuldigen an und verheimlichte nichts, indem er an der Mordthat unbetheiligt war. Doch auch er entging dem richterlichen Arm nicht und wurde gerädert. An dem Morde war er freilich unschuldig; aber er war ein Mitwisser und Hehler der verübten That. Allerdings war der Urtheilsspruch über Knoll und die Vollziehung desselben schauderhaft; man muß jedoch die Strenge der damaligen Gesetze und den Charakter der Richter kennen. Aaron, Anselm und ihr Schwager Moses wurden nebst andern Juden von Ravensburg, Ueberlingen, Lindau und Constanz, die an dem Gastmahl theilgenommen, oder sonst betheiligt waren, noch im selben Jahre verbrannt. So wurde die grausame That gesühnt. Wiederholt ging vom Baume, unter dem die Hülle des Seligen lag, des Nachts ein schimmerndes Licht aus; dieses Wunder brachte die Stadt zum Entschlusse, dem Verklärten daselbst eine Kapelle zu erbauen. Sofort wurde ein steinernes Gotteshaus erbaut und die Gebeine in dasselbe übersetzt. Fortan nannte man den Ort: „Die Kapelle zur Tannen.“ Wie eine ältere Chronik von Ravensburg meldet, pilgerten über hundert Jahre die Leute von Nah und Fern zahlreich zu seinem Grabe und erfuhren die Hülfe des Seligen in reichlichem Maße. Von den vielen gewirkten Wundern hat Murer drei aufgezeichnet. Johann Grabmann von Ravensburg, an einem Bruche leidend, ward, nachdem er eine Wallfahrt zu seinem Grabe gelobt hatte, plötzlich geheilt. Ein Knabe von Bregenz, der in's Wasser gefallen war und todt herausgezogen wurde, erstand, nach Anrufung des Verklärten, wieder zum Leben. Michael Bieg, ein Knecht von Eschach, hatte eine starre Hand

und litt große Schmerzen an den Fingern; er machte eine Wallfahrt zur Kapelle und die Hand genas. In Folge der Zeiten gerieth die Kapelle in Verfall und die Lutheraner zerstörten sie vollends; daher ist nur noch verfallenes Gemäuer zu sehen. Die Gebeine des seligen Jünglings wurden in die St. Vituskapelle, in der Nähe des Schlosses von Ravensburg gelegen, übertragen, wo sie annoch aufbewahrt werden. Auf dem Rathhause zeigt man dessen Hut, Röcklein und Gürtel sammt dem Schreibtäfelchen, welches er bei sich hatte, als er von den Juden ergriffen wurde. Der 29. April ist seinem Andenken gewidmet. (Vergl. Murer, Helvetia sancta; Bolland., Acta SS. T. III. Aprilis, p. 978—980.).

Lupicin, der heilige, Abt von Condat im Juragebirge. Vor vielen Jahrhunderten waren die Thäler der Schweiz und die Schluchten ihrer Berge mit Wald und Sumpf bedeckt, selten angebaut und von Thieren aller Art bevölkert. Hieher zogen sich Männer zurück, welche in Einsamkeit Gott dienen und ihrem Heile leben wollten. Ein solcher Mann war der hl. Roman (s. d. A. Bd. II. S. 205 ff.), der sich in der schauerlichen Wildniß auf dem Juragebirge niederließ. Geboren zu Isenor in Burgund, hatte Roman seine Studien unter dem weisen Sabinius bei den Mönchen von Aisne, nahe bei Nyon (nicht Lyon) vollendet, wo er sich über das Leben der Väter in Verwunderung verlor. Als er 35 Jahre zählte, verabschiedete er sich von der Welt und überließ seinem Bruder Lupicin das ihm zukommende väterliche Erbtheil. Der Anblick dieser düstern Gegend machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth; sie gefiel ihm zum Gebete und der Betrachtung; er fand überdieß eine hundertjährige Tanne, welche weithin ihre dichten Aeste ausbreitete, unter deren Schatten eine reine, klare Quelle rieselte, und beschloß, allda zu bleiben. Er hatte Bücher, Samen und Ackerbauwerkzeuge mitgenommen und dieses genügte ihm, um wie die Einsiedler wechselweise dem Gebete, der Handarbeit und dem Nachdenken obzuliegen. So lebte er einige Jahre der Welt unbekannt, als es seinem Bruder Lupicin, der seinen Spuren gefolgt war, gelang, seinen Aufenthaltsort zu entdecken; er suchte ihn auf, um sich zu ihm zu gesellen und seine Betrachtungen, so wie seine Arbeiten zu theilen. Diese zwei Gottesmänner sind die ersten Bewohner von Condat und haben in Gallien den

Grund zum Einſiedler-Leben gelegt. Sie glänzten in der Wildniß wie zwei helle Geſtirne, deren Glanz ſich weit verbreitete und von allen Seiten junge Leute anzog, die unter der Leitung dieſes heiligen Brüderpaares zu leben verlangten. Die Erſten, die ſich zu ihnen geſellten, waren zwei junge Kleriker, Palladius und Sabinian (ſ. d. A.), beide aus Neus (Nyon, am Genferſee im Waadtlande) gebürtig. Sie überſtiegen die Juragebirge und baten den heiligen Roman, mit ihm die ſtille Einſamkeit bewohnen zu dürfen. Dieſe Männer gingen ſpäter dem Heiligen zur Erreichung ſeiner frommen Zwecke hülfreich an die Hand. Erſter begleitete ihn auf ſeinen Wanderungen durch die Schweiz; Letzterer errichtete Zellen und baute eine Mühle ſammt einem Kanal, das Waſſer herzuleiten. Die Mönche mehrten ſich von Tag zu Tag und alle wetteiferten in Arbeiten und frommen Uebungen. „Sie ſchafften mit den Händen Felſen weg, entwurzelten Bäume und ſäeten die Erde an," ſagt die Chronik. Auf ſolche Art betrieben ſie zwar den Ackerbau; allein weil ſie gekommen waren, das Reich Gottes zu ſuchen, widmeten ſie die meiſte Zeit dem Gebete und der Betrachtung. Alle, dieſelbe Regel befolgend, übten den Gehorſam und die Liebe, und nannten ihre Regel jene des Caſſius oder die Norm der heiligen Väter. Roman ſah ſich genöthigt, neue Mönchskolonien anzulegen und ſtiftete nebſt Condat zwei andere Häuſer, Lauconne und la Balme; Erſteres wurde für Männer und Letzteres für Frauen eingerichtet. Lupicin bezog mit mehrern Mönchen das Haus Lauconne und ſeine Schweſter Jola jenes von Balme. Condat blieb das Stammhaus der übrigen Klöſter und in allen dreien herrſchte der Geiſt der ungetheilten Liebe, der Frömmigkeit und der Tugend. Jola, welche allem Anſcheine nach jünger war als ihre heiligen Brüder und nicht in der Welt zurückbleiben wollte, lenkte ihre Schritte auch dahin, wohin ihre Brüder vorausgeeilt waren; ſie war eine fromme Jungfrau und ſtand ſchon bei Lebzeiten ihrer Brüder 105 Schweſtern vor. Schade, daß keine weitern Umſtände von ihrem Leben vorliegen. — Zu Condat erbaute Roman eine Baſilika, die um das Jahr 443 eingeſegnet wurde. Einige Zeit hernach wurde Roman durch den heiligen Hilar, Primas von Frankreich, zum Prieſter geweiht. Das Leben der Mönche von Condat beſtund in fortwährenden Entbehrungen und Abtödtungen. Sie erwarben ſich den täglichen

Unterhalt durch Handarbeit; allein im Jahre 460 zerstörten Kälte und Nässe die Früchte des Bodens und die Brüder konnten nichts einsammeln. Beim Anblicke der zunehmenden Noth entschloß sich Roman, die Großmuth Chilperich's I., der in Genf Hof hielt, anzuflehen; er reiste mit Lupicin dahin, welcher das Wort führte und die drückende Lage der Mönche lebhaft schilderte. Der Fürst hörte die Leiden der nothleidenden Religiosen mit vieler Theilnahme an und wollte ihnen sogar beträchtliche Bezirke vom Staatsgute schenken. Roman verzichtete auf die reichen Anträge und nahm nur das Thal Condat und dessen Umgebung dankbar an. Chilperich I. erbaute sich sehr an der Armuth des Heiligen; er fügte darum einen jährlichen Beitrag von 100 Scheffeln Korns und eben so vielen Pfennigen zur Kleidung bei. — Fünf Jahre später unternahm Roman mit seinem Jünger Palladius eine Pilgerreise zu den Gräbern der thebäischen Legion, heilte auf der Reise zwei Aussätzige und ward in Genf vom heiligen Bischofe Salonius in ausnehmender Ehrfurcht empfangen. Der heilige Prälat wollte ihn einige Zeit bei sich behalten und lud ihn an seine Tafel; er lehnte aber diese Einladung dankbar ab und eilte nach der ihm liebgewordenen Einöde. Dort wirkte er bis zum siebenzigsten Lebensjahr, und war seinen Jüngern sowohl Lehrer als Vorbild. Vor seinem Hinscheiden legte er ihnen die Eintracht, die Bruderliebe und den Arbeitseifer dringend an's Herz. Als er die Annäherung des Todes fühlte, übergab er seinem Bruder Lupicin die Leitung von Condat und besuchte noch einmal seine Schwester Jola im Kloster Balme, welches sein Ruheort sein sollte. Dort angelangt, erfaßte ihn der Engel des Todes und löste seine irdischen Bande am 28. Hornung (460–470). Alle seine Ordensgenossen hatten herzlich gewünscht, seinen letzten Segen zu empfangen; sie beweinten ihn als ihren theuern Vater und bestatteten ihn feierlich in der Kirche von Balme. Gott bezeugte durch verschiedene Wunder die Heiligkeit seines Dieners, dessen Namen man in den ältesten Martyrologien am 28. Hornung findet. — Als der heilige Roman auf dem Sterbbette lag, küßte er den heiligen Lupicin und sprach: „Bruder! ich übergebe dir die Leitung unserer Klöster, stehe ihnen wachsam in wahrer Hirtenliebe vor.“ Lupicin trat an die Stelle des heiligen Roman und wurde somit der zweite Abt von Condat. Er war

gegen ſich ſelbſt äußerſt ſtreng, hüllte ſich in einen groben Pelz, den er ſo lange trug, bis er ganz abgenutzt war, und eben ſo hielt er es mit der Cuculle. Seine Fußbekleidung waren Bauernſchuhe nach Art der Altväter, und zur nächtlichen Chorzeit trug er ſelbſt im kälteſten Winter nur Holzſchuhe. Er ſchlief ſehr wenig und betete oft, während die Mitbrüder im Bette ruhten; ſeine Nahrung beſtund in einer ſehr magern Koſt, und ſeit der Ablegung der Kloſtergelübde hatte er niemals mehr Wein verkoſtet. Er wollte die Kloſterregeln und Vorſchriften von ſeinen Jüngern genau und überall beobachtet wiſſen, gebot den Brüdern ſtrenges Stillſchweigen zu beobachten und benahm ſich noch genauer und ernſthafter in Handhabung der Zucht und Ordnung als der hl. Roman: Die Mönche liebten und fürchteten ihn zugleich. Wie überall, ſo gab es auch hier unzufriedene Brüder, welche beſſere Koſt verlangten und ſich ein gemächlicheres Leben wünſchten. Einſt flohen zwölf aus dem Kloſter, kehrten aber bald reumüthig zurück und thaten Buße. — Gregor von Tours rühmt ſowohl ſeine flammende Gottesliebe als ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften. Die Handarbeit war die Hauptbeſchäftigung der Mönche von Condat, indem ſie nur durch dieſe dem rauhen Boden die nöthige Nahrung abzwangen; als ſie aber die Kirche und das Kloſter gebaut und den Boden urbar gemacht hatten, widmeten ſie ſich den Studien. Lupicin eiferte ſeine Genoſſen dazu an und richtete ihre Arbeit ſo ein, daß ſie immer freie Stunden hatten, um ſich mit den Wiſſenſchaften abzugeben. Mehrere aus ihnen zeichneten ſich durch vortreffliche Kenntniſſe aus; dieſen übergab der heilige Abt die Leitung einer Schule, die er für die Jünglinge, welche die Wiſſenſchaften erlernen wollten, errichtete. Unter den Schülern, die ſich zu Condat bildeten, zeichnete ſich der junge Eugendus (ſ. d. Art. Bd. I. S. 170 ff.) von Iſenor vor allen Andern aus. Lupicin erkannte ſeine Fähigkeiten, weihte ihn frühzeitig in das Studium der Sprachen ein, pflanzte den Samen jener Tugenden, welche große Heilige bilden, ſeinem Herzen ein, und machte ihn ſo zum Ruhm der Kirche und des Kloſters, deren Zierde er ſpäter wurde. — Gott verherrlichte den heiligen Lupicin durch mehrere Wunder. Einſt fand er ſich in großer Verlegenheit, ſeine zahlreich hungernden Brüder ernähren zu können. Da zeigte ihm der Herr in der Wildniß einen verborgenen Schatz, den er wirklich ent-

deckte und so viel davon nahm, als er zum Unterhalt der Brüder bedurfte. Das Gleiche that er jedes Mal, wann er in dürftige Umstände kam; den Ort aber wußte Niemand, als er allein. Ein anders Mal kamen mehrere Weltleute zu ihm und klagten, sie hätten alle Lebensmittel verzehrt und müßten, weil die Ernte noch ausstehe, zu Grunde gehen. Er erbarmte sich des hungernden Volkes und führte sie zum Kornkasten, in dem nur wenig Getreide vorräthig war. Dort warf er sich auf die Kniee und sprach seufzend: „Allmächtiger Herr! Du hast einst deinen Diener Elias erhört, daß der armen Wittwe weder das Mehl noch Oel bis zur Regenszeit ausging, erhöre auch mich, und verleihe, daß das Getreide in diesen Säcken vermehrt werde!“ Er stund auf und befahl, das Getreide den Hungrigen auszutheilen. Alle Säcke wurden angefüllt; die Beschenkten priesen Gott über das augenscheinliche Wunder und gingen dankend zu den Ihrigen. — Der heilige Vorsteher stund mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Verkehr und freundschaftlichen Verhältnissen. Der heilige Abt fesselte durch seine weise Einsicht und heiligen Tugendwandel die Herzen der Großen und bediente sich derselben zur Vertheidigung der Unterdrückten. Seine scharfen Rügen an Gondobald bewirkten die Befreiung einer nicht unbedeutenden Zahl von italienischen Gefangenen. Bei einer andern Gelegenheit brachte er die Klagen der durch die burgundischen Herren unterdrückten Sequaner vor Chilperich I. und bewirkte, daß dieser kräftige Maßregeln gegen die untergeordneten Tyrannen ergriff. Wenn ihn seine Anstrengungen zum Wohle der Menschheit zuweilen nöthigten, Condat zu verlassen, so übergab er während seiner Abwesenheit die Zügel des Klosters in die Hände des Minaurus, eines gottseligen und klugen Mannes, der die eingeführte Zucht und Ordnung aufrecht erhielt. Das Kloster von Lauconne gewann mehr und mehr an Bedeutsamkeit und der Boden daselbst war günstiger für den Feldbau als jener von Condat. Lupicin sandte demzufolge solche Ordensbrüder dahin, welche sich in der Urbarmachung des Landes und im Anbau desselben tauglich bewährten und behielt die frömmsten Mönche um sich, welche sich dem Gebete, dem Studium und dem Psalmensingen widmeten. Er leitete selbst beide Klöster, bis ihn das Alter zwang, die Amtsgewalt niederzulegen, und übertrug sie dem erwähnten Minaurus, welcher der dritte

Abt von Condat war. Dieser jedoch war es seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht lange und wählte sich den heiligen Eugendus, der nach Beendigung seiner Studien von seinen Eltern die Bewilligung erlangte, in Condat Mönch zu werden, zum Amtsgehülfen. Der heilige Lupicin wünschte in Lauconne seine Tage zu beschließen und erreichte da am 21. März das Ziel seiner Wanderschaft. Sein Leben war eine fortwährende Abtödtung und sein Tod der eines Auserwählten. Das Todesjahr beider heiligen Brüder, Roman's und Lupicins, wird gar verschieden angegeben und selbst der gelehrte Peter Franz Chifflet konnte darüber aus den Klosterschriften (ex MS. codice ejusdem cönobii) nichts Bestimmtes auffinden; gewiß ist es, daß die heiligen Brüder, wie auch ihre Schwester Jola, in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in das Reich Gottes eingingen. Lupicin erhielt seine Ruhestätte in Lauconne, welches deßhalb fortan St. Lupicin genannt wurde. Man bewahrte seine Reliquien daselbst bis zum Jahre 640, in welchem der heilige Injurioſus (s. d. A.), eilfter Abt von Condat, die Ueberreste der zwei ersten heiligen Aebte in der Kirche seines Klosters beisetzte. Die Diöcesen Basel, Lausanne-Genf feiern zwar das Fest dieser Gottesmänner, nicht aber jenes der Uebertragung (Translatio) ihrer Reliquien. (Annales Catholiques de Genève, 1856 und 1857; Bolland., Acta SS. T. III. Febr., p. 737—748, T. III. Martii, p. 262—267).

M.

Mannon, Mönch von Condat, s. Remigius, Abt u. s. w.

Marcian und Crescenz, die heiligen, Glaubensboten. Unser Schweizerland blieb vom Beginne des Christenthums bis ungefähr zum Jahre 400 in den Händen der Römer, welche im Lande schöne Städte mit römischer Kultur gründeten, und durch Martinach, Genf, Wiflisburg, Basel-Augst, Windisch, Zürich und Chur, einen, die Mittelschweiz von der Rhone bis zu den Rheinquellen umgürtenden Kranz von Kolo-

nien erbauten. Schon unter der Römerherrschaft faßte das Christenthum in unserm Vaterlande Wurzel und verschiedene Martyrologien, Chroniken und Breviere der schweizerischen und angränzenden Bisthümer melden von apostolischen Sendboten, die den christlichen Samen in den Schweizergauen ausgebreitet haben. Namentlich langten in Chur schon gegen das Ende des ersten Jahrhunderts Missionäre an. Nebst dem heiligen Lucius werden auch noch Marcius und Crescenz angeführt. Vielleicht begleiteten sie Eucharius, Valerian und Maternus. Wann unsere Apostel dahin kamen, ist schwer anzugeben, jedenfalls vor Entstehung des Bisthums von Chur. Der erste geschichtlich verbürgte Name ist der des Bischofs Asimon. „Es ist aber nicht anzunehmen," sagt Herr von Mont, Domdekan von Chur, „daß Asimon der Erste auf dem bischöflichen Stuhle war. Sein Ruf, sein Ansehen, wie das der Kirche von Chur, wären sonst schwerlich bis vor die Synode von Mailand (452, nach Andern 455) gedrungen. Auch geht aus dem Briefe des Bischofs Viktor II. an König Ludwig vom Jahre 820, in welchem er sich über die Zerstörung der Kirchen seines Bisthums durch den Landgrafen Roderich beschwert, hinlänglich hervor, daß das Christenthum in Churrhätien damals schon längst bestanden; denn Viktor schrieb von alten Kirchen in unserm Lande." (Das Hochstift Chur und der Staat, Chur 1860.) Nun aber fragen wir: Durch welche Männer sind die Kirchen vor der Entstehung des Bisthums gegründet worden? Eben durch die apostolischen Sendboten, Marcian, Crescenz, Lucius und Andere, welche da den christlichen Samen ausstreuten. Wie lange Marcian und Crescenz sich in Rhätien aufgehalten, wissen wir nicht; wahrscheinlich weilten sie da nur kurze Zeit und zogen dann weiter. Schade, daß die Annalen keine näheren Notizen enthalten (Chr. Brover, Annalen von Trier; Zallwein, J. E. Bd. III., 14; Dr. G. Anton Huller, 24—25, Bamberg, 1860.)

Margaretha, Nonnen von Töß. Unter diesem Namen sind einige gottselige Schwestern bekannt:

1) Margaretha Fink von Zürich. Sie wurde gut gebildet, lernte Latein und schrieb Bücher ab. Wie ein irdischer Engel wandelte sie unter den Schwestern, war fleißig im Chor und gestund selbst, sie habe in ihrem ganzen Leben die Tagzeiten nie versäumt, es sei denn aus gegründeter Ursache

und mit Erlaubniß geschehen. Sie stund einige Zeit vor der Mette auf, betete dann drei Vater unser: Das erste zum Lobe der Verlassenheit, die sein zartes Herz empfand, als Er aller menschlichen Gesellschaft und jeder Hülfe der Geschöpfe beraubt wurde; das andere zur Erinnerung der großen Noth, als Er von seinem himmlischen Vater verlassen und der grausamen Gewalt seiner Feinde überliefert wurde; das dritte zum Andenken, daß Er sich dem Troste des heiligen Geistes entzog und so seine Marter und Leiden auf das Höchste brachte. Mit dieser Vorbetrachtung ging sie zur Mette, las selbe mit dem Convente und verharrte nachher bis am Morgen im Gebete. Als man an sie die Frage stellte, warum sie so lange wache, sprach sie: „Oft, wenn ich mich niederlege, um zu ruhen, kommt mir vor, als höre ich die Posaune des jüngsten Tages ertönen; dann kann ich nicht mehr ruhen und stehe wieder auf.“ Seit sie das Psalterium gelernt, ließ sie keinen Tag vorüber gehen, ohne die Tagzeiten zu beten; sogar am Tage, an dem sie starb, mußte man sie aus dem Bette heben und ihr in dem gewöhnlichen Gebete nachhelfen. Die Schwächen des Alters und die Leiden der Krankheiten waren selten im Stande, den Heldinnen von Töß einige Milde und Nachsicht gegen sich abzunöthigen. Als Margaretha Fink vor Alter und Krankheit nicht mehr fasten konnte, aß sie mit den Kindern, aber nur soviel, als nöthig war, das Leben zu fristen. Sehr erbaulich war ihr Scheiden aus dieser Welt. Als der letzte Augenblick gekommen war, rief sie die Schwestern sanft herzu und sagte: „Kinder, ich will sterben!“ und sie verschied bald darauf, wie sie gelebt hatte.

2) Margaretha Willi bewährte durch ihr Leben die alte Lehre des Apostels, daß der Herr seine Gnaden Niemanden versagt, der sie mit rechtem Ernste sucht. Sie war in ihren jungen Tagen lau und träg in Ausübung der Klosterpflichten; aber bald bekehrte sie sich ganz zu Gott und entsagte ihrem frühern lauen Leben. Das geschah in so kurzer Zeit, daß sich Alle darüber sehr verwunderten. Die Satzungen des Ordens, den sie strenge einhielt, genügten ihr nicht mehr, so daß sie noch härtere Uebungen der Abtödtung hinzufügte. Sie brach gänzlich mit der Welt und nahm keine Besuche mehr an. Sie gab kaum ihrem leiblichen Bruder, der ebenfalls Dominikaner war, bei seinen Besuchen Gehör. Sie aß wenig Speise, trank selten

Wein, und vermiſchte ihn mit Waſſer. Sie ſchlief nur wenige Stunden, übte das Leiden Jeſu an ihrem ſterblichen Leibe und vergegenwärtigte ſich dieſes in ihren täglichen Betrachtungen. Einſt ſah ſie in einem Geſichte unſern Herrn; die Juden nahmen ihn gefangen, ſchleppten ihn hin und her und dieſe grauſame Scene ging ihr ſo zu Herzen, daß ſie von dieſer Stunde an nie mehr ſchlafen wollte. Sie brachte ganze Nächte betend im Schlafzimmer zu, blieb nach der Mette im Chor, wohin ſie bei kalter Witterung eine Bettdecke mit ſich nahm und wo ſie bis zur Morgendämmerung verweilte. Wenn das Zeichen zur Arbeit gegeben wurde, ſo eilte ſie unverweilt zu derſelben, blieb dabei ſtets in ſich gekehrt und achtete nicht auf äußere Umſtände. Eben ſo pünktlich ſtellte ſie ſich zum Chor ein, wenn das Glockenzeichen ertönte. Im Sommer machte ſie nach dem Tiſchſegen vor jedem Heiligenbild im Chor einen Kniefall. Sie ſchaute nie zu einem Fenſter hinaus, und wenn zuweilen jüngere Schweſtern ſie verſuchten, als ſähen ſie draußen etwas Sonderbares, ſo wandte ſie ihre Augen nie darnach. Ihre Anſtrengungen kannten keine Grenzen und machte man ihr darüber Vorwürfe, ſo ſagte ſie: „Ich muß es thun, ſonſt würde mein Eifer bald wieder erkalten.“ Ueberhaupt waren der Freundinnen, die ſie tröſteten, ziemlich wenige; allein unſer Herr tröſtete ſie ſelbſt, beſonders beim Empfange der heiligen Kommunion. Sie trug eine vorzügliche Andacht zu einem heiligen Bilde, welches unſern Herrn vor Gericht darſtellte, und flehte ihn oft an, daß er ihr am Tage des Gerichtes Barmherzigkeit erweiſe. Vor dem Gnadenbilde Mariens in der Kapelle hörte ſie einſt in ihrem Gebete die Stimme: „Wiſſe, mein Kind, du ſollſt von mir nicht mehr geſchieden werden.“ Auf ihr frommes Leben folgte ein ſeliger Tod; und als man ihr denſelben ankündigte, ſo überzog ihr Angeſicht ein ſanftes Lächeln, und ſie ſagte: „Das iſt das herrlichſte Leben, das je war!“

3) Margaretha von Zürich. Schweſter Margaretha von Zürich ſtrebte nach allen Tugenden und beſaß die Gabe der Thränen. Es war eine alte Sitte bei den Schweſtern in Töß, zur Adventzeit dem Chriſtkindlein ein kleines Bad herzurichten, das Bettlein und Alles zuzubereiten, deſſen es auf dieſer Welt entbehren mußte. Als nun Schweſter Margaretha in der Adventszeit die Badwanne zubereitete und aus herzlicher An-

dacht viele Thränen vergoß, sah sie im Geiste das Jesuskindlein in der Badwanne sitzen; jede Thräne, die sie weinte, wurde sogleich in ein goldenes Knöpflein verwandelt, fiel in das Badwasser und das zarte Kindlein schlug es mit den Händlein unter das Wasser, was gar wonniglich anzusehen war. (S. d. Art. B. II. S. 9.) Sie sah Mitschwestern im Gebete verklärt, durchleuchtet und von der Erde erhoben. Andere Umstände berichtet Elisabeth Stagel von ihr nicht (Vergl. Greith, Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden; fünftes Buch, die Schule des beschaulichen Lebens unter den Schwestern von Töß bei Winterthur.)

Margaretha Gänser, s. Alexius, Kapuciner.

Margaretha Gaßmann, erste Superiorin der Ursulinerinnen in Lucern. Am 27. März 1634 kamen zwölf Frauen aus dem Kloster der Ursulinerinnen von Pruntrut nach Freiburg, um daselbst den Grund zu einem neuen Kloster zu legen. Durch ihren frommen Wandel gewannen sie bald die Neigung der Stadt, wurden allgemein geschätzt und geachtet und im Jahre 1646 erkannte sie der Rath förmlich an. Kaum hatten sie die Ermächtigung erhalten, ihre Anstalt zu eröffnen, so meldeten sich von Nahe und Ferne junge Töchter zur Aufnahme; unter diesen war auch Margaretha Gaßmann aus Thann im Elsaß, welche erst vierzehn Jahre alt nach Freiburg kam, um in den Verband der frommen Frauen zu treten. Sie erhielt am 31. Heumonat 1645 den Schleier und legte zwei Jahre darauf die Ordensgelübde ab. Mittlerweile wurde auf Verwenden des Herrn Kaplans Kaufmann, später Chorherrn im Hof und des Bischofs Jost Knab von Lausanne die Einführung der Ursulinerinnen in Lucern beschlossen Zur Bevölkerung der neuen Anstalt wurden Frauen aus dem Ursulinerkloster in Freiburg berufen, unter welchen unsere Margaretha Gaßmann war, welche den 20. Christmonat 1659 in Lucern anlangten Es ward ihnen der Platz auf einer schönen Anhöhe am Abhang der sogenannten Mußegg angewiesen, der Kloster- und Kirchenbau begann und den 10. Hornung 1678 bezogen die Nonnen ihre Zellen. Margaretha leitete einige Zeit als erste Superiorin ihre Töchter, kehrte aber bald wieder nach Freiburg zurück, wo ihre Anwesenheit nöthig war. Auch in Wallis suchte man die frommen Töchter der heiligen Ursula einzuführen, wozu nicht wenig

Herr Kaspar Stokalper beitrug, der ihnen 1663 die zu ihrer Niederlassung erforderliche weltliche und kirchliche Bewilligung ausmittelte, und ihnen zu Brieg am nördlichen Abhang des Simplonberges ein schönes und geräumiges Gebäude einräumte. Auch für diese Anstalt wurden die Ursulinerinnen von Freiburg berufen, die ersten Frauen in Brieg zu leiten und in ihre Ordensgebräuche einzuführen; und es war wiederum Margaretha Gaßmann, welche dort den Grund zum wahren klösterlichen Leben legte. Leider konnte sie dem neuen Kloster nicht lange vorstehen; denn Gott hatte sie zu höhern Zwecken bestimmt; die Oberen riefen sie nach Freiburg zurück und legten die Leitung des Klosters in ihre Hände. Einige Monate später, nämlich den 2. Weinmonat 1665, mußte sie in der gleichen Eigenschaft nach Lucern sich verfügen. Von nun an bekleidete sie fortwährend die ersten Stellen oder leitete die Novizinnen, welche sie durch ihre liebevolle und bescheidene Behandlung in ihren hohen Beruf einweihte und auf dem Wege der Vollkommenheit ermunterte. — Die Ursulinerinnen von Freiburg, die sie sehr hoch schätzten, verlangten sie wiederholt zurück und wählten sie 1673 zu ihrer Superiorin, allein umsonst; denn der päpstliche Geschäftsträger hieß sie im Einverständnisse mit dem hochwürdigen Bischofe auf dringendes Bitten der Ursulinerinnen in Lucern auf ihrem Posten bleiben, weil ihre Entfernung von dort dem neuen Convent sehr nachtheilig gewesen wäre, der erst 14, meist junge und unerfahrne Schwestern zählte, die weder den Klosterbau noch andere nothwendige Einrichtungen zu leiten und zu ordnen verstanden. Fortan lebte Margaretha Gaßmann in Lucern bis zu ihrem Tode, der den 28. März 1701 erfolgte. Die Selige war eine fromme, engelreine Jungfrau, die ihre Gelübde treulich hielt; sie übte sich in allen klösterlichen Tugenden und trug eine flammende Liebe zu Gott, dessen Ehre sie stets zu befördern und zu verbreiten suchte. Sie hatte schöne Geistes- und Naturanlagen, sprach sehr geläufig und klar und war im Umgange bescheiden und demüthig. Beim Klosterbau gab es viele Verdrießlichkeiten; aber sie ließ den Muth nicht sinken, sondern zeigte bei allen Stürmen eine wahrhaft männliche Ausdauer, durch die sie das begonnene Werk glücklich zu Ende führte. Gegen sich war sie sehr streng, gegen ihre Mitschwestern aber um so liebevoller, die sie deßhalb wie eine Mutter liebten. Sie

eine innige Verehrung zum hochheiligſten Altarsſakramente, vor dem ſie oft Stunden lang in frommer Andacht zubrachte; eben ſo innig verehrte ſie Maria und ihren keuſchen Bräutigam, den heiligen Joſeph; jene hatte ſie zur Schutzfrau, dieſen zum Hausvater ihres Kloſters erwählt, und ließ ihre Bildniſſe im Kloſtergange aufſtellen. Die Annalen ihres Kloſters beſchließen ihr Lob mit den Worten: „Wie ihr Leben, ſo war ihr Tod, ein heiliger Uebergang in's ewige Leben, den ſie nach dem Empfang der heiligen Sakramente getroſt und geſtärkt antrat.“

Maria Bötzin von Zug, Wittwe. Nachdem im Jahre 1595 Rath und Bürgerſchaft von Zug beſchloſſen hatten, die Capuciner bleibend in ihrer Stadt einzuführen, konnten ſie ſich in der Auswahl des Platzes für das Kloſter und die Kirche nicht einigen. Einige wollten das Kloſter bei St. Michael, Andere vor dem Frauenſteinerthor und wieder Andere auf den Gärten der Löbern bauen. Hier kam der Aufbau zu Stande, wie es eine alte, fromme Wittwe vorgeſagt hatte. Eine gewiſſe Maria, mit einem Manne Oswald von Geſchlecht verehelicht, wohnte mit ihm auf einem Hof zunächſt am Galgen. Nach dem Tod deſſelben zog ſie in die Stadt und hörte des Nachts, da ſie im Gebet verharrte, an dem Orte, wo die klöſterlichen Gebäulichkeiten nachgehends aufgeführt wurden, einen überaus lieblichen Geſang. Die Urkunde lautet wörtlich: „Daß Orth worauff diß Kloſtergebäu ſtehet, war hiervor den Burgern zu gemeinen Gärten ußgezeichnet vndt verlyhen, vndt iſt nachgehendz von glaubwürdigem bericht an tag kommen, dz von einer andächtigen wibsperſon, die mithin Abend daſelbſten im gebet vffknieende ein lieblich geſang hörte, muthmaßlich geurtheilt vnd geredet worden, es würde der Allmächtige gott an dißem Orth etwas beſonders würckchen wöllen, wie dan nit zu zweifflen, dz ſolches himmliſche geſang, eine anzeigung ſeiner Ewigen Vorſehung vndt Verordnung dißfahlß geweßen ſeye.“ — Die Zuger betrachteten die gute, alte Wittwe als einen verworrnen Kopf und meinten, ſie wäre nicht recht bei Sinnen; allein die oberflächlichen Richter, die nur das Aeußere beurtheilen und dieſem Schein ſtehen bleiben, kannten ſie nicht. Ueber dieſe Frau Bötzin, auch Böckin genannt, gibt ein anderer Geſchichtsſchreiber einen zuverläſſigern Bericht und ſagt: „Allhier iſt zu merken von dieſer Bötzin (wie ich ſolches von alten Leuten,

welche sie wohl gekannt, vernommen,) daß sie eine gar überaus fromme Frau gewesen und etwa eben darum von bösen Weltmenschen für unrichtig im Kopf gehalten worden, weil sie zu Zeiten unter der heiligen Messe seltsame Geberden gezeigt hat; denn wenn Herr Dekan Huser bei St. Michael in der Pfarrkirche Messe gelesen, sei sie vor allem Volk aufgestanden und gegen den Altar gelaufen und habe öffentlich mit Worten und Geberden bekennt, daß sie den allerbesten Geruch empfinde. Dieser hat sich Niemand angenommen. Eben diese Bötzin ist neben dem Dorfbrunnen zu Haus gewesen in einem Stüblein, so gegen die Löberngärten hinausging, welche jetzigen Klosters Gelegenheit sind. Diese hat öftersmal gehört die Engel singen Nachts im Garten auf der Hofstatt, wo jetzt die Kirche steht (auf die Stelle, wo dieser Gesang gehört wurde, kam der Choraltar zu stehen). Dieses ist aber nicht viel geachtet worden, bis man das Kloster gebauen." Andere Lebensumstände enthalten die Annalen von ihr nicht. Es scheint, daß Frau Bötzin am Ende des sechszehnten Jahrhunderts ihr Leben beschloß. (Schneller, der Geschichtsfreund, Bd. XI, S. 152 — 153. 162 — 163.)

Maria Hertenstein, Nonne von Lucern. Am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts entstanden in den katholischen Schweizerkantonen mehrere Frauenklöster, in die sich viele Töchter höhern und niedern Standes zurückzogen und eine Zufluchtsstätte für ihre Tugend fanden. Unter die Erstern gehört Fräulein Maria von Hertenstein, von deren Weltleben nichts verzeichnet vorliegt. Lange Jahre hindurch war sie die Zierde des Frauenklosters St. Anna im Bruch und erbaute ihre Mitschwestern durch ihre Tugenden. Die Annalen des Klosters haben von ihr Nachstehendes aufbewahrt: „Nachdem sie durch ihren gottseligen Lebenswandel während 38 Jahren ihre Mitschwestern erbaut hatte, ward sie von ihrem göttlichen Bräutigam, der ihr mit einem Kreuz beladen im Garten erschien, zu seiner Nachfolge auf dem Kreuzwege eingeladen, indem er zu ihr sprach: „Schwester Maria! du mußt aussätzig werden." Dieser Wille des Herrn erfüllte sich bald, sie wurde nicht nur von dieser unheilvollen Krankheit befallen und gänzlich entstellt, sondern mit Versuchungen aller Art entsetzlich gequält. Sowie aber ihre Schmerzen zunahmen, so wuchs auch ihre Geduld und ihre

Ergebung in den göttlichen Willen. In ihren Leiden zeigte sich ihre Seelengröße; sie war immer fröhlich und pries Gott, daß er sie würdigte, in ihrem Leidenszustande ihm ähnlich zu werden. Nach Empfang der heiligen Sterbsakramente, wobei ihr Antlitz vor Liebe glühte, befreite sie der Herr den 10. Mai 1649 von den Banden der irdischen Leiden und nahm sie, wie wir billig hoffen, in die ewige Ruhe seines Reiches auf." (Annalen des Klosters St. Anna im Bruch, Luzern. mst.)

Maria Aurelia Häglin, Nonne von Lucern. Obschon das Kloster von St. Anna im Bruch mehrere, durch Frömmigkeit und Tugend hervorragende Schwestern zählte, so liegen in den Verzeichnissen doch keine außergewöhnlichen Wundergeschichten vor, indem dieses Kloster von jeher seine zahlreichen Bewohnerinnen (durchgehends 40 — 50) mehr zur Haltung der strengen Regel, zur unbefangenen Heiterkeit und zum friedlich trauten Zusammenleben, zur Zufriedenheit in dem ärmlichen Gebäude und bei der groben Kleidung, zur Arbeit und kindlichem Vertrauen auf Gottes Schutz, Gnade und ewigen Lohn, als zu einer auffallenden Lebensweise zu erziehen sich bestrebte. Die erste, welche vor allen übrigen Erwähnung verdient, ist zweifelsohne die ehrwürdige Schwester Maria Aurelia Häglin von Schwyz, die in der Blüthe der Jahre in das Frauenstift Pfanneregg eintrat und da sich still und einsam heiligte. Ihr frommer Ruf, wie auch ihre Tüchtigkeit in Führung wichtiger Geschäfte und andere Tugenden waren weit und breit bekannt, so daß sie 1597 nach Lucern berufen wurde, das Kloster Bruch zu leiten. Pfanneregg stand um diese Zeit in gefeiertem Rufe, wozu die Frau Elisabeth Spitzlin, gebürtig aus Lichtensteig, Vieles beigetragen hatte Diese berühmte Vorsteherin schritt ohne Verzug zu der vom Concil von Trient für ihr Gotteshaus vorgeschriebenen Reform des Capuzinerordens, brachte die Anzahl ihrer Schwestern auf 40, und erhob ihr Kloster zu solchem Flor, Ansehen und Ruhm, daß dasselbe von allen als das tauglichste befunden wurde, um in andern Klöstern Zucht und Ordnung einzuführen. Daher wurden in den Jahren 1575 — 1630 viele Frauen ausgeschickt, so nach Rotkersegg, Steinertobel, Hundtobel, Altstädten, Attinghausen, Appenzell, Grimmenstein, Wonnenstein, Baden, Solothurn, Lucern, Stans, Freiburg, ferner nach Seckingen, Landshut, Salzburg, Bregenz, Ensisheim,

u. ſ. w. — Unter den ausgeſandten Frauen befand ſich unſere Maria Aurelia Häglin. In Demuth und feſtem Gottvertrauen ging ſie nach der neuen Beſtimmung, ließ ſich im Bruch in den Schweſternbund einverleiben und nahm daſelbſt viele nützlichen Reformen vor, deren Früchte das Kloſter annoch genießt. Einige Jahre vor ihrem Tode, der den 20. Herbſtmonat 1611 erfolgte (nach den Annalen auf dem Weſemlin den 10. Augſtmonat 1609,) prüfte ſie der Vater im Himmel mit ſchmerzlichen Krankheiten, in denen ſie ſich ſehr geduldig und gottergeben bewährte, Sie ſchied im Rufe der Heiligkeit und auf ihrem Antlitz ſtrahlten Frohſinn und Heiterkeit. Die Annalen ihres Kloſters haben keine andern Umſtände aus ihrem Leben verzeichnet. (Annalen des Kloſters St. Anna im Bruch, Lucern, mst.)

Maria Delphina Progin, dritte Oberin von Montorge, wurde 1581 den 18. Heumonat, zu Freiburg geboren und unter dem Namen Barbara aus der Taufe gehoben. Ihre Eltern, Rudolph Progin und Eliſabeth Praroman, hatten die Ueberzeugung, daß ſich ohne Religion kein wahres Familienglück begründen laſſe und gaben ſich daher alle Mühe, ihre Tochter frühzeitig mit den Grundſätzen der Religion vertraut zu machen und ſie durch eine ſtandesgemäße Erziehung für ihren künftigen Beruf heranzubilden. Maria Delphina hatte ein für alles Edle und Schöne empfängliches Herz und entſprach vollkommen den Hoffnungen und Wünſchen der frommen Eltern; ſie zog durch ihres ſtilles und eingezogenes Betragen die Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen auf ſich. Weil es ihre Eltern wünſchten, hatte ſie ſich mit Herrn Hauptmann Tobias Gottrau vermählt, mit dem ſie mehrere Jahre in Eintracht und Frieden lebte, bis der Tod, der auch die ſchönſten Bande zerreißt, ihren friedlichen Bund auflöste, worauf ſie den Wittwenſchleier anzog, feſt entſchloſſen, von nun an ein enthaltſames Leben zu führen und ihre Tage Gott zu weihen. Später änderte ſie jedoch ihren Entſchluß, da ſie ſich mit Herrn Jakob Wallier (ſ. d. A.) auf die Erklärung, daß er ſich durch das Gelübde der Keuſchheit verbunden habe, trauen ließ; ſie lebten mit einander wie Geſchwiſter neun Jahre lang in heiliger Eintracht, dienten Gott und erbauten die Menſchen durch Werke chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit. Herr Wallier ließ es ſich beſonders angelegen

ſein, Gottes Ehre und das Heil der Brüder zu befördern; er baute das Frauenſtift von Montorge, und Barbara half ihm liebreich das ſchwierige Werk vollenden. An ſeinem Todbette erklärte ſie ihm, nach ſeinem Hinſcheiden könne ſie nichts mehr an die Welt feſſeln, ſondern ſie werde ſich, wenn er die Augen geſchloſſen, unter die Zahl der Dienerinnen Gottes zu Montorge aufnehmen laſſen. Sie erfüllte dieſes Gelöbniß am 24. Brachmonat 1630, indem ſie als Koſtgängerin in das genannte Frauenkloſter trat und am 22. Herbſtmonat deſſelben Jahres ihren weltlichen Schmuck mit dem demüthigen Kleide der Tertiarerinnen vertauſchte. Im Noviziate bewährte ſie ſich als eine würdige Tochter des heiligen Franciskus, befliß ſich der Tugenden des heiligen Stifters, und war als Schweſter Maria Delphina ein Muſter der Vollkommenheit; ſie war demüthig, gehorſam, gefällig und herablaſſend gegen ihre Mitſchweſtern, und ungeachtet ihrer fünfzig Jahre ſehr thätig, beobachtete das Stillſchweigen genau und öffnete ihren Mund nur zum Lobe Gottes und zur Erbauung der Menſchen. Sie war ſtrenge gegen ſich ſelbſt, lebte ſehr dürftig und entſagte jedem Eigenthum auch in den kleinſten Dingen. Ihr Probejahr vollendete ſie in den Uebungen der Andacht, der Buße und Frömmigkeit, und legte den 4. Weimonat 1631 die heiligen Gelübde ab. — Bevor ſie vor den Altar hintrat, verbat ſie ſich alle Ehrenbezeugungen und verlangte, daß man ſie ſtets als die Letzte im Kloſter betrachte; ihre Mitſchweſtern jedoch hielten es für heilige Pflicht, die Kloſterleitungen in ihre Hände zu legen, weil ſie recht gut einſahen, daß das Kloſter unter ihrer Leitung leiblich und geiſtig gekräftigt und ſelbſt vor der Welt neue Geltung gewinnen würde. Maria Delphina ward als Oberin gewählt, und die Oberen mußten ſie zur Annahme ihres Amtes unter dem Gehorſam verpflichten. Sie änderte deßhalb nichts an ihrem frühern Betragen, ſondern verdoppelte noch ihren religiöſen Eifer, ſtrebte vor Allem, Liebe und Eintracht unter den Schweſtern zu erhalten, benahm ſich gegen Alle liebevoll, ſorgte beſonders für die Schwachen und Kranken, und wurde allgemein die Tröſterin der Armen und Betrübten genannt. Sie hatte zwar unter ihren Mitſchweſtern einige, die ihre Liebe mit Undank vergalten; allein ſo ſehr ihr Herz dadurch auch gekränkt werden mußte, benahm

sie sich immer mit derselben Gemüthsruhe und Gelassenheit und ließ dieselben nichts entgelten. Maria Delphina brannte vor Liebe zu Gott; sie hatte vor ihrem Eintritte mehrere Gemälde verfertigen lassen, welche die Hauptzüge aus dem Leben des seraphischen Vaters Franciskus darstellten; einige derselben hatte sie in's Kloster mitgebracht und schmückte damit die Kirchenwände; die andern schenkte sie den Pfarrkirchen Freiburgs. Ebenso eiferte sie für die würdige Abhaltung des Gottesdienstes, dem sie stets mit der größten Erbauung anwohnte, und trug inniges Mitleiden für die lieben Abgestorbenen, denen sie durch Gebet, Fasten, Almosen und heilige Messen zu Hülfe kam. Nachdem sie durch neun Jahre ihre klösterliche Genossenschaft, musterhaft geleitet hatte, wurde sie von einer schweren Krankheit befallen, in welcher sich ihre Frömmigkeit und ihre vollkommene Ergebung in den Willen Gottes im schönsten Lichte offenbarte. Obschon sie sehr leidend war, wollte sie doch nicht zugeben, daß man sie von der Pflicht des Breviergebetes entledige, sondern fuhr mit ihren frühern Andachtsübungen bis zum Augenblicke ihres Hinscheidens fort. Sie klagte nie über ihre Schmerzen, wohl aber, daß man sich zu viel mit ihr beschäftige. Am 21. März 1654 vollendete sie ihr tugendhaftes Leben und wurde zu Montorge zur rechten Seite des Hochaltars in der Nähe der Chorpforte beigesetzt. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Maria Franciska von Dießbach, erste Oberin des Frauenklosters von Montorge. Zur Zeit der Reformation wanderten mehrere Familien aus Bern in's Ausland, um ihren alten Glauben zu bewahren, oder ließen sich in den der Kirche treu gebliebenen Kantonen nieder, um da ungehindert ihre frühern Gebräuche der römisch-katholischen Religion ausüben zu können. Unter diese gehört auch die edle Familie von Dießbach, die nach Freiburg übersiedelte und da sich fortpflanzte. Sie zählt viele edle Mitglieder, welche in Staat und Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet haben, namentlich haben mehrere Töchter derselben die Klöster von Freiburg bewohnt, und einige derselben endeten im Rufe der Heiligkeit als Nonnen zu Montorge ihr gottgeweihtes Leben Eine solche schöne Blume, aus dem Hause der Dießbach, die lieblich im Garten Gottes duftete, war Maria Franciska von Dießbach, Tochter des Jo-

hann Rochus von Dießbach und der Maria Miſſlo. Die zarte Tochter, geboren um 1596, ward in der Furcht Gottes erzogen, und zeigte von Jugend an Neigung zur Tugend und zum ſtillen klöſterlichen Leben. Vor allen andern Orden gefiel ihr jener der Tertiarerinnen des heiligen Franciskus; da aber ein ſolcher in Freiburg nicht war, wanderte ſie nach Solothurn und legte dort 1620 im Namen-Jeſuskloſter ihre Gelübde ab. Als ſechs Jahre ſpäter Herr Jakob Wallier (ſ. d. A.) zu Montorge ein Kloſter für die Tertiarerinnen erbaute, erwachte in ihr ein herzliches Verlangen, in dieſes ziehen zu dürfen, allein die Gelübde hinderten ſie daran. Der päpſtliche Geſchäftsträger trat dazwiſchen, bewilligte ihre Rückkehr, und als die erſten Frauen zu Montorge einzogen, war ſie im Geleite derſelben. Hier erneuerte ſie ihre Gelübde ſammt dem Verſprechen, die Klauſur zu beobachten und der Nuntius, der Abt von Altenryf und der Stifter ernannten ſie zu der erſten Frau Mutter, welches Amt ſie mit Unterbrechungen im Ganzen 21 Jahre bekleidete, und durch tiefe Demuth und thätige Liebe zierte. Ihre Hauptſorge ging in Allem dahin, ihre geiſtlichen Töchter auf den Weg der Vollkommenheit zu führen und die Armen und Kranken zu pflegen, für die ihr mütterliches Herz vor Liebe brannte. Vom himmliſchen Feuer durchdrungen, lebte ſie nur für Gott und ihre Familie; ſie tröſtete die Betrübten, ermahnte liebevoll die Irrenden und Fehlenden und wußte alle Herzen zu gewinnen und zu feſſeln. Lag eine Schweſter im Sterben, ſo verdoppelte ſie ihren Eifer und verließ das Krankenlager nicht, bis dieſelbe ausgerungen hatte; dann wuſch ſie deren Kleider und empfahl ſie in das Gebet der Mitſchweſtern. Maria Franciska war demüthig von Herzen; ſie empfand bei der Verrichtung der niedrigſten Dienſte innere Wonne und Süßigkeit, und war durch ihre anſpruchloſe Hingebung und Aufopferung eine muſterhafte und nachahmungswürdige Oberin. Im Jahre 1675 war ein Jubeljahr; da erneuerte ſie ſich noch einmal im Geiſte, erfüllte alle zur Gewinnung des Ablaſſes vorgeſchriebenen Bedingniſſe, um ſich von den Schlacken irdiſcher Gebrechlichkeit gänzlich zu läutern und auf das himmliſche Hochzeitmahl vorzubereiten. Wirklich wurde ſie bald darauf von einer raſch zunehmenden Schwäche befallen, welche ihr das nahe Ende ankündigte; dieß hinderte ſie jedoch nicht, täglich den gewöhnlichen Andachtsübungen in der

Kirche beizuwohnen. Im Chor empfing sie die heiligen Sakramente und die heilige Oelung und am 24. April gen 10 Uhr Abends übergab sie ihre fromme Seele in die Hände ihres Erlösers. (Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Marin, Mönch von Condat im Juragebirge, Martyrer. Während Aufred dem Kloster St. Claude vorstand, drohte nicht nur seiner klösterlichen Gemeinde, sondern dem ganzen Abendlande eine schreckliche Gefahr. Die Sarazenen waren 732 in Frankreich eingefallen, durchstreiften die Landschaften Angouleme, Perigord, Saintogne, Poitou und Maine, zerstörten Städte, Flecken und Dörfer, erwürgten aus bloßer Mordlust die wehrlosen Einwohner, plünderten Kirchen und Klöster und steckten sie dann in Brand. Schon hatten sie die prächtige Kirche des heiligen Hilarius in der Vorstadt von Poitiers beraubt und niedergebrannt und bedrohten nun in Tours das Nationalheiligthum der Franken, das Grab des heiligen Martin. Karl Martell rückte ihnen mit einem starken Heere entgegen. Zwischen Tours und Poitiers entwickelten sich Neustriens, Austrasiens und Deutschlands zahlreiche Schaaren und die überraschten Sarazenen staunten über Karls unerwartete Ankunft. Asiens, Afrika's und Europa's Völker standen jetzt bewaffnet einander gegenüber. Von der bevorstehenden Schlacht hing das Schicksal der Welt ab, und noch ein Sieg, von den Sarazenen erfochten, mußte die völlige Umgestaltung Europa's zur Folge haben. Eine ganze Woche standen beide Heere einander gegenüber; am siebenten Tage, an einem Samstag im Weinmonat, begann endlich mit Anbruch des Tages die furchtbare Völkerschlacht. In weniger als einer Stunde waren von beiden Seiten einige hunderttausend Mann im gräßlichsten Gemetzel unter einander vermengt. Mit gleicher Anstrengung und der größten Erbitterung wurde den ganzen Tag hindurch gefochten. Die Nacht trennte endlich beide Heere; die Sarazenen zogen sich in ihr Lager zurück, die Franken aber hoben ihre Waffen empor und begehrten auf dem Schlachtfelde unter freiem Himmel zu übernachten. In der Nacht ergriffen die Sarazenen die Flucht und einige Abtheilungen derselben suchten die Juragebirge und die Schweiz zu gewinnen. — Als die Mönche Condat's von dem Herannahen dieser wilden Horden hörten, ergriff sie ein panischer Schrecken. Der Abt Aufred flüchtete sich mit seinen

Ordensbrüdern in eine nahe gelegene Grotte, wo sie sich vor der Wuth der Sarazenen geborgen glaubten. Diese Grotte wurde fortan „die Grotte der Sarazenen" genannt und trägt heute noch diesen Namen. Bloß Marin, einer der Conventualen, blieb zurück und stärkte sich durch Gebet und Fasten, um wenn möglich die Gebäulichkeiten vor den Flammen zu retten, welchen die durchziehenden Sarazenen gewöhnlich Alles übergaben. Als die Horden mit wildem Gebrüll dem Kloster nahten, ging ihnen Marin unerschrocken entgegen, bat die Anführer der Bande, wenigstens des Klosters zu schonen und warf ihnen ihre Grausamkeiten vor, was ihre Wuth noch mehr steigerte. Er erhielt zur Antwort, er solle Jesus Christus verläugnen, oder er müsse sterben. Mit gerechter Entrüstung wies er dieses Ansinnen zurück und erwiederte, daß er eher sterben, als seinen Gott verläugnen werde. Nun mißhandelten sie ihn, schlugen ihn in's Gesicht, und warfen ihn in einen Ofen, in welchem sie ein großes Feuer angezündet hatten. Die Flammen loderten hoch empor, berührten aber den heiligen Bekenner nicht. Da die Unmenschen dieß sahen, zog einer aus ihnen sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darauf plünderten sie das Kloster und zogen weiter. Nach ihrem Abzuge kamen die Mönche wieder herbei und fanden ihren geliebten Mitbruder im Blute schwimmend; sie bestatteten ihn in einer eigenen Gruft und verehrten ihn mit Recht als einen heiligen Blutzeugen. Ein Denkmal wurde auf dem Platze errichtet, wo Marin getödtet wurde, welches an die hier vollbrachte, grauenhafte That der Sarazenen erinnerte. (Annales Catholiques de Genève. 1856.)

Marin, Abt von Lerin. Die thebäische Legion hatte 302 bei St. Moritz die unverwelkliche Marterpalme errungen, und sich ein unsterbliches Denkmal bei der Nachwelt gesetzt. Um die Verehrung dieser Gottesfreunde zu erhöhen, baute der heilige Theodor I., erster Bischof von Wallis, zu Ehren des heiligen Mauritius und seiner Genossen ein Gotteshaus, was zur Folge hatte, daß sich Viele dort niederließen. Die, welche sich zu St. Moritz ansiedelten, standen anfänglich unter der Leitung der Walliserbischöfe; allein um das Jahr 477 übernahm der heilige Severin die Leitung der Bevölkerung. Er stammte aus einer vornehmen Familie Burgunds, war in früher Jugend

hieher gezogen und hatte alle Eigenschaften, die ein Vorsteher haben soll und darum wirkte er viel Segenvolles in Mitte seiner neuen Kolonie. — Gegen das Jahr 504 fiel Chlodwig der Große in eine langwierige, schwere Krankheit; er hatte von dem heiligen Gottesmanne zu Agaun viel Wunderbares gehört und man rieth ihm, den Heiligen zu rufen. Er that es und der heilige Severin folgte dem Rufe des kranken Monarchen. Vor seiner Abreise ordnete er die wichtigsten Angelegenheiten, und ernannte, damit sein begonnenes Werk fortbestehe, einen Stellvertreter in der Person des heiligen Marin, der als Abt das Kloster Lerin leitete. Marin war ein inniger Freund des heiligen Severin, ein kluger und heiliger Mann und darum berief der Abt von St. Moritz bei seiner Abreise diesen Prälaten. Der heilige Honorat, nachher Bischof von Arles, errichtete 410 das Kloster an der Südküste Galliens auf der Insel Lerin. Nachdem er sich als Jüngling gegen den Willen seiner Eltern hatte taufen lassen, begann er ein sehr strenges Leben zu führen; sein Bruder Venantius schloß sich an ihn an: sie theilten ihr Vermögen unter die Armen aus und übergaben sich zur Unterweisung dem heiligen Einsiedler Caprasius, der die Insel bei Marseille bewohnte und in dessen Gesellschaft sie einige Zeit zu Achaja sich aufhielten. Auf der Rückreise nach Gallien starb Venantius zu Moudon. Honorat kehrte in die Provence zurück, wählte die kleine, verlassene und mit Schlangen erfüllte Insel Lerin zum Aufenhalte und erbaute daselbst das Kloster, welches bald eine Niederlassung von Mönchen aus allen Nationen, das Muster aller fränkischen Klöster und eine Schule wurde, aus der viele Heilige, Gelehrte und Bischöfe hervorgingen. Der heilige Marin war in der Reihenfolge der Aebte von Lerin der Achte, als er die Leitung Agauns übernahm. Hier hatte er viel zu schaffen und zu ordnen; die Mönche hatten noch keine vollkommen in sich abgeschlossene Regel und es war eine Umgestaltung der Verhältnisse in äußerlicher und innerlicher Beziehung nothwendig. Wie anderwärts mußte auch hier auf eine schärfere Trennung der verschiedenen Geschlechter gedrungen werden. Ganze Familien, Männer und Frauen, scheinen sich dort aufgehalten und der Klosterordnung wenig gefügt zu haben. Ein anderer Punkt betraf das zu Mißbräuchen mancherlei Art Anlaß gebende Zellenleben. In diesem machte Jeder, was er wollte; nur

der Abt hatte Zutritt. Waren nun ſchon früher die zerſtreut bei Agaun lebenden Pilger näher an einander gerückt und in eine Wohnung unter Beibehaltung beſonderer Zellen vereinigt worden, ſo ſollte auch jetzt noch dieſe Scheidewand aufgehoben, und ein offeneres und innigeres Zuſammenleben und Wirken begründet werden. — Anfangs machten ſich auch noch viele Privatmeinungen geltend. Die zu Agaun niedergelaſſenen, in Gemeinſchaft getretenen Anwohner trieben die gewöhnliche Hand- und Feldarbeit fort und vereinigten ſich nur in beſtimmten Stunden zu dem gemeinſchaftlichen Gebete. Bei dieſer Ungebundenheit konnte es begreiflich ohne gänzlichen Zerfall des Kloſterlebens nicht bleiben. Eine gewiſſe Einförmigkeit und Gebundenheit wurde unabweisbares Zeitbedürfniß. Vor Allem dachte der heilige Marin an die Abfaſſung einer beſtimmten Regel; er forderte einen ungenannten Mönch auf, das Leben des heiligen Roman, Lupicins und Eugendus zu ſchreiben und eine beſtimmte Regel abzufaſſen. Der Mönch übernahm das Werk; er empfiehlt am Schluſſe ſeiner Biographien das Leſen der ausgearbeiteten Regel den beiden Mönchen Johann und Armentar von Agaun, für die er dieſelben abgefaßt hatte; eben ſo wegen ihres innern Gehaltes, als wegen des Anſehens des Mannes, auf deſſen Geheiß er ſie aufgeſetzt habe. Marin wirkte einige Jahre in St. Moritz ſehr ſegensvoll; da kam der Mönch Fauſtus, der den heiligen Severin nach Paris begleitet hatte, wieder zurück und meldete den Tod des geliebten Vaters. Der heilige Marin legte ſein Amt nieder, beſtimmte mit Einwilligung der Brüder den Fauſtus zum Abte und kehrte nach Lerin zurück. Zwiſchen Lerin und Agaun herrſchte von nun an eine innige Vereinigung und als am letztern Orte einige Jahre darauf der Pſalmengeſang eingeführt wurde, ſandte Lerin hundert Mönche dahin. Wahrſcheinlich war damals Marin noch am Leben, wir wiſſen aber nicht, in welchem Jahre er ſtarb. Die Bollandiſten erwähnen des Heiligen am erſten Jänner und melden ebenfalls, daß er in St. Moritz war, berichten aber nichts aus ſeinem Leben. Seinen Namen findet man bei Bucelin und in dem Martyrologium von Sauſſajus. Ein altes Heiligen-Lexikon ſagt: „Der heilige Marin, Abt von Lerin, wird von den Mönchen am 1. Jänner gefeiert.“ (Vergl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Art. Lerinum; Gelpke, Kirchengeſchichte der Schweiz, Bd. I.

S. 113 — 114; Rivaz, Eclaircissements sur le Martyre de la Légion Thébeenne; meine Schrift: Die Heiligen des Walliserlandes u. s. w.

Marcus von Aviano, Kapuciner, war Guardian eines Klosters der Provinz Venedig. Als hl. Mann und vorzüglicher Prediger erlangte der einfache Ordensmann einen europäischen Ruf. Der Churfürst von Baiern, die Erzbischöfe von Cöln, Mainz und Trier, so wie der Erzbischof von Salzburg luden ihn wiederholt nach Deutschland ein. In den Jahren 1680 und 1681 durchreiste er predigend ihre Länder, gesegnet von den Regenten und ihren Unterthanen und wirkte so viele Wunder, daß ein ganzes Büchlein auf Befehl des Bischofs von Augsburg, von seinem Rath und Fiscalen Franz Wilhelm Aymair in Constanz bei David Haut (1681) gedruckt wurde, welches die wichtigsten Wunder enthält, die durch diesen frommen Mann gewirkt wurden. Besonders liebte ihn Kaiser Leopold. Er rief ihn oft nach Wien, fragte ihn bei jedem wichtigen Geschäfte um seinen Rath, empfahl Land und Leute seinem Gebet und seiner Predigt und entließ ihn jedes Mal ungern. Als 1683 Wien durch die Türken belagert wurde, und Leopold die Stadt verlassen hatte, befand sich P. Markus bei dem Heere des Polenkönigs und des Churfürsten von Baiern. Er war ein apostolischer Gesandter, feuerte den Muth der Krieger durch sein Wort an und nützte den Heerführern durch seinen klugen Rath und seine Zuversicht auf den Sieg der guten Sache. Nachdem Wien entsetzt war, dankte ihm der Polenkönig Sobiesky in einem sehr schmeichelhaften Schreiben für seine ausgezeichnete Haltung, wodurch er wesentlich zum Siege beigetragen habe. Er reiste auch durch die Schweiz und wirkte darin Wundervolles namentlich zu Lucern im Kloster Bruch, dessen Chronik Folgendes enthält: „Als im Weinmonat der gottselige Vater Marcus von Aviano durch Lucern reiste und mit gewöhnlicher Abbetung der Reu und Leid und Ertheilung seines Segens viele Wunder wirkte und zugleich beim Volke sehr großen Nutzen schaffte, brannten die Schwestern vor Begierde, dieses großen Dieners Gottes ansichtig und seines heiligen Segens theilhaftig zu werden. Maria Susanna Amrhyn, der Zeit Frau Mutter, ließ ihn wiederholt bitten, er möchte gefälligst ihr Kloster mit einem Besuche beehren. Der fromme Mann, der stets die Wünsche der Menschen zu befriedigen trachtete, kehrte am 25. Weinmonat

1686, gegen 10 Uhr Morgens, bei den harrenden Frauen im Bruch ein, die, um ihre Freude zu bezeigen, ihn unter Glockengeläute empfingen. Nach dem Eintritte in die Kirche, öffnete die Oberin die Chorthüre; der gottselige Pater trat hinein, hielt eine kurze Anrede, worin er die Frauen zur treuen Beobachtung der Regel und zur gegenseitigen Liebe ermahnte; darauf sprach er wie gewöhnlich die Reu und Leid und segnete die im Chor knieenden Nonnen. Mit welch einer Andacht, Glaube und Zerknirschung der Herzen, Weinen und Seufzen die Schwestern selben empfingen, kann keine Feder bezeichnen, weil es fast einem Charfreitag gleich schien. Jede Schwester empfand einen innerlichen Trost und eine derselben erlangte dabei ihre leibliche Gesundheit. Die 69 jährige Laienschwester Maria Margaretha Egli litt zwanzig Jahre hindurch am rechten Fuße große Schmerzen, die je nach der Witterung sich mehrten oder verminderten. Nach Erklärung der Aerzte war ihre Heilung unmöglich. Eben in diesem Sommer hatte sie mehr als je gelitten, konnte die Füße kaum bewegen, kümmerlich stehen und ihr Zustand war bejammernswerth. Bei der Ankunft des gottseligen P. Markus begab sich die genannte Schwester schleppend in den Chor und empfing mit den übrigen Nonnen seinen Segen. Beim Aufstehen fühlte sie sich geheilt und konnte zur Verwunderung der Schwestern aufrecht gehen; sie war vor Freude außer sich und wußte sich nicht zu fassen. Gott sei in seinem Diener gelobt in Ewigkeit!" (Klosterannalen von St. Anna im Bruch, mst.) — Im Jahre 1699 fand die Hochzeit des römischen Königs Joseph I. mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Hannover statt. Der Kaiser Leopold ließ den P. Markus ehrenvoll einladen und der Capuciner in seiner rauhen Kutte nahm die Einsegnung der Ehe vor. Bald darauf fiel der Greis in eine Krankheit, von der er nicht wieder genas. Der Kaiser besuchte ihn mit seiner ganzen Familie und war an seinem Krankenbette, als er am 13. August 1699 in einem Alter von 67 Jahren, wovon er 51 Jahre im Orden verlebt hatte, im Geruche der Heiligkeit verschied. Kaiser Leopold war über seinen Hingang tief betrübt und wollte ihn noch im Tode ehren. Er ließ den Leichnam einbalsamiren, in einen Sarg von Cypressenholz legen und prachtvoll begraben. Die kaiserliche Familie und der ganze Hofstaat war bei der Beerdigung zugegen. Der Kaiser verfaßte selbst die Grab-

schrift, die er auf das Denkmal setzen ließ. Sie lautet: „Dem Pater Markus von Aviano, Kapuciner, dem mit evangelischen Tugenden geschmückten Prediger, der zu Wien in Oesterreich in der Umarmung seines Herrn sanft verschied, haben Kaiser Leopold, die Kaiserin und seine Kinder in Trauer dieß Grabmal gesetzt. Dem Pater Marcus von Aviano, dem wahren Diener Jesu, sei Friede und ewiges Licht." Sein Mantel wird annoch zu Lucern im Bruch aufbewahrt, und man trifft in der Schweiz noch verschiedene Bilder an, die den seligen Gottesmann vorstellen. (Mousang, der Katholik, sechsunddreißigster Jahrgang, 1856.)

Martha Genier, Nonne von Collombey (Wallis.) Der Himmel leitet oft die Seinigen auf verschiedenen Wegen durch das Leben, versetzt sie zuweilen von einem Stande in den andern und läßt sie durch mancherlei Prüfungen zu ihrer Herrlichkeit gelangen. So ging es auch der Martha Genier. Sie ward zu Choex im Bezirke Monthey geboren, trat in den Ehestand und gebar ihrem Mann zwei Töchter. Als ihr dieser bald darauf durch den Tod entrissen wurde, ertrug sie den harten Schlag in stiller Ergebung in Gottes Willen und wollte von einer zweiten Verbindung nichts wissen, obwohl sie noch in der Blüthe der Jahre stand und ihr die lockendsten Anträge gestellt wurden. Sie verwendete die möglichste Sorge auf die Erziehung ihrer lieben Töchter, die sich zu ihrem Troste an Geist und Herz vortrefflich entwickelten. Sie folgten von Kindheit an dem schönen Beispiele ihrer frommen Mutter und erhoben ihre Hände im Gebete zum Vater im Himmel. Es waren seit dem Tode des Mannes neun Jahre verflossen, da faßte Martha, die erst 32 Jahre zählte, den Entschluß, sich Gott allein zu widmen. Sie ordnete ihr Hauswesen, nahm ihre zwei Töchter mit sich und eilte mit ihnen in das Kloster Collombey, wo sie die liebvollste Aufnahme fand. Martha sprach bei dem Eintritt in das Gotteshaus: „Wir kommen hieher, uns für immer Gott zu weihen; nehmet mich und meine Töchter auf und empfanget mit mir zugleich mein ganzes Vermögen." Die Töchter theilten den Entschluß ihrer theuern Mutter, erfreuten sie, durch heldenmüthige Aufopferung und nahmen, als sie das gehörige Alter erreicht hatten, das Kleid des heiligen Bernard. Sie wurden eine wahre Zierde des Gotteshauses, legten einen gro-

ßen Eifer an den Tag in der Beobachtung der Regel und ſtarben beide daſelbſt eines frommen und erbaulichen Todes. Martha war in ihrem neuen Stande ein Muſter klöſterlicher Vollkommenheit und lebte noch fünfzehn Jahre als eine gottſelige und eifrige Kloſterfrau. Einige Züge aus ihrem Tugendleben ſind im Todtenbuche verzeichnet. — Am 15. Jänner 1665 rief ſie der himmliſche Bräutigam zur ewigen Vereinigung ein. Ihr Hinſchied war ein feierlicher und ergreifender Augenblick; mit verklärtem Blicke ſchaute ſie nach Oben; um das Bett knieeten ihre Töchter, deren Anblick ihr den Todeskampf erleichterte, indem ſie dieſelben gegen die Verderbniſſe der Welt geborgen ſah. Wir dürfen aber auch nicht übergehen, was die Kloſterbücher noch weiter über ihr Ende erzählen. Um die Zeit, wo Schweſter Martha in den Zügen lag, betete eine fromme Perſon in der Kapelle zu Vérolley, an dem nämlichen Ort, wo die thebäiſche Legion die unverwelkliche Siegespalme errungen hatte. Auf einmal hörte ſie außer der Kapelle einen lieblich klingenden Geſang von mehrern Stimmen; ſie eilte hinaus und ſah eine Prozeſſion vorüberziehen. Es waren lauter Frauengeſtalten in weißen Kleidern, welche brennende Kerzen in der Hand trugen. Eine derſelben rief mit lauter Stimme: „Machet Platz der Frau Martha und laſſet ſie vorbei!“ Erſtaunt blickte die Zuſchauende hin und ſah die Genannte in der Mitte der heiligen Schaar von himmliſchem Lichte umſtrahlt und vernahm aus ihrem Munde die Worte: „Ich gehe in den Himmel,“ und die Erſcheinung verſchwand. Des andern Tages in der Frühe eilte die erwähnte Perſon nach Collombey, zog die Kloſterglocke an und erkundigte ſich, ob die Schweſter Martha geſtorben wäre und um welche Stunde. Tag und Stunde trafen pünktlich zuſammen mit der erwähnten Erſcheinung. (Annales des Religieuses de Collombey, mst.)

Martin Schmid, Jeſuit. Aus dem Kanton Zug, ſo klein er im Umfange iſt, ſind von jeher ausgezeichnete und religiöſe Männer hervorgegangen, welche Staat und Kirche gedient haben und deren Namen ehrenvoll in die Schweizergeſchichte eingetragen ſind. Herr Profeſſor Andermatt in Baar, welcher die Geſchichte ſeines Landes genau kennt, fand einen kurzen Lebensumriß von dem ſeligen Pater Martin Schmid, und übermachte dieſen dem Herrn von Mülinen, um denſelben in ſeine

Helvetia S. einzureihen. Er ward den 29. Herbstmonat 1694 in Baar geboren, trat den 5. Herbstmonat 1717 in den Orden der Gesellschaft Jesu und wirkte darin zum Heile der Menschen. Er war ein guter Redner, ein tüchtiger Volksmann, verstund namentlich die Kunst, mit dem gemeinen Volke sich abzugeben und wurde darum als apostolischer Missionär zu den Heiden nach Amerika gesendet. Er folgte bereitwillig dem Willen der Oberen, ergriff den Wanderstab und zog nach Paraguay, wo er 41 Jahre unermüdet zur Ehre Gottes arbeitete. Paraguay bildete eine spanische Provinz und der Hof von Madrid hatte am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts selbe den V. V. Jesuiten zur Bekehrung der Heiden eingeräumt. Aus den rohen, gleich ihren übrigen Stammverwandten nur an Nichtsthun und an eine herumschweifende Lebensweise gewöhnten Indianern bildeten die Jesuiten mit der Zeit die geschicktesten Handwerker und Künstler, sowie die regelmäßigsten Truppen, die ihnen den pünktlichsten Gehorsam leisteten, einer geregelten Thätigkeit sich widmeten, das ganze Land durch ihren Anbau in einen wahren Garten umschufen und glücklich und zufrieden lebten. Dieß Alles nahm ein Ende, als die Väter 1767 durch einen willkührlichen Akt der spanischen Regierung aus dem Lande vertrieben wurden. Bei der Ausweisung kam P. Martin Schmid wieder nach Europa. Er hatte sich um die Bekehrung der Wilden hohe Verdienste erworben, mußte aber, so lange er in den unermeßlichen Wäldern und Steppen von Südamerika wirkte, viele Verfolgungen ausstehen. Er starb in Lucern, mit vielen Verdiensten gekrönt, den 10. März 1772 in gottseligem Rufe.

Mathilde (Metzi), zwei gottselige Nonnen von Töß:

1) Mathilde von Klingenberg. Schwester Mathilde von Klingenberg war eine fromme und gebildete Person, die im Schreiben wohl geübt war und mehrere deutsche Bücher verfaßte. Mehrere Schwestern waren vortreffliche Sängerinnen, die ihrem himmlischen Bräutigam Lob-, Bitt- und Danklieder sangen; unter diese gehörte auch unsere Mathilde, sie sang oft, und kam dabei zuweilen in himmlische Verzuckungen, die längere Zeit andauerten. Ihrer vortrefflichen schönen Stimme wegen mußte sie den Gesang in der Kirche leiten und wurde zur Obersängerin bestimmt. Von ihr schreibt Elisabeth Staglin: „Schwester

Metzl [1]) von Klingenberg war Oberſängerin und hatte ſo große Gnaden, ſo ſie den Meßgeſang anfing, daß ihr die Thränen reichlich über die Wangen herabrannen. Der Chorgeſang war von ihr auf das Beſte geordnet, auch in ihrer Krankheit ſang ſie oftmal Lieder und ſang bis an ihren Tod." Zur Zeit, als Schweſter Mathilde lebte, herrſchte in Töß ein heiliges Leben und die Verfaſſerin erzählt weiter: „Wie manigfaltig der gnädige Gott mit ſeinen Gnaden in jeglichem Convent des Predigerordens gewirkt hat, ſo hat er doch beſondere Liebe gegen den Convent zu Töß von Anbeginn ſeiner Stiftung an bewieſen und wird es ferner thun, wenn wir es mit unſerm Verſchulden nicht verlieren. Wie ſeliglich unſere alten Schweſtern gelebt hatten, wäre gut und köſtlich zu hören, aber es iſt nicht möglich alles zu ſagen; ihr Herz brannte und ihr Leben leuchtete ſo erbaulich, daß es ſich wie offenbar zeigte, wie das Wort in ihrem Herzen fruchtbar war, welches da ſagt: „Seid vollkommen, wie euer himmliſcher Vater vollkommen iſt." Und weil ſie wohl erkannten, daß ſie niemals vollkommen mochten werden ohne die drei Stücke, darauf unſer Orden und ein jegliches vollkommenes Leben geſetzt iſt — freiwillige Armuth, vollkommener Gehorſam und rechte Lauterkeit, darum hatten ſie den allergrößten Fleiß zu dieſen Dingen und beſonders auch zur freiwilligen Armuth, die ſie ſo begierlich lieb hatten, daß ſie ſich hüteten mit allem Fleiß, nichts überflüſſiges an Gewand oder an andern Dingen zu haben. So auch Eine von ihren Freunden Etwas bekam, ſo blieb es Allen gemein und Regel und Geſetz und was ſie ſonſt im Gehorſam thun mußten, wurde von ihnen ſo genau gehalten, daß ſie ſich in dieſem Stücke nie verfehlten. Sie hielten das Wort, das der heilige Auguſtin in der Regel ſchreibt: „Ihr ſollt die irdiſchen Dinge verlaſſen und ſollt euer Herz und Ge-

[1]) Einige Namen, welche die Schweſtern in Töß führten, ſind ſchwer zu verſtehen und nach der jetzigen Schreibart zu geben, indeſſen hat der geſchichtskundige Staatsſchreiber Moriz von Stürler einige entziffert: Man ſchrieb Metzi für Mathilde, Elſi für Eliſabeth, Elli für Adelheid, Gerti für Margaretha, Beli für Barbara, Margeli und Mia für Maria, Neſi für Agnes, Stasli für Anaſtaſia, Dori für Dorothea, Trütli für Gertrud, Bolni für Apollonia, Jütz für Jonatha. (Gefällige Mittheilung von Herrn Egbert Friedrich von Müllinen in Bern.)

müth zu himmlischen Dingen erheben. Sie übten sich eifrig in Wachen und Gebet, und vereinigten damit in Liebe und Buße ihre Thränen. Sie waren auch sanft und gelassen im Reden und Arbeiten, daß den Tag über eine andächtige Stille im ganzen Kloster herrschte. Sie erwiesen sich demüthig im Gewand und in allen Dingen und solche, welche die vornehmsten in der Welt gewesen waren, befließen sich, die niedrigsten Dienste zu thun. Der Herr, der alles gewirkt hat und dem zu Lob es geschehen ist, der weiß alles und hat es in das lebendige Buch eingetragen, wo es nimmer vertilgt wird. Darum sei er immer und ewig gelobt und geehret." — Auf dem Grunde dieses heiligen Lebens mußten auch die Erscheinungen des Wunderbaren oder Mystischen zu Tage treten, die uns die Verfasserin im Leben ihrer Mitschwestern schildert. „Weil Gott, sagt die Verfasserin, in seiner großen Güte, sich seinen Freunden in verschiedener Weise offenbaret, um sie an sich zu ziehen, so hat er sich unsern Schwestern in vielen und wunderbaren Offenbarungen mitgetheilt, wovon uns leider das Meiste verloren ging, dafür aber das Wenige, was wir noch haben, allen Glauben zu verdienen scheint." (Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

2) Mathilde Sidwibri, war schon bei Jahren, als sie den Schleier nahm. Sie saß voll Andacht und von heiligen Gefühlen begeistert bei ihrem Spinnrade und sprach zuweilen: „Herr, ich bitte Dich, daß Du für jeden Faden, den ich spinne, eine Seele erlösen mögest!" Ihr Mund redete nur süße Worte und ihre Augen zerflossen in reichliche Liebesthränen. „Herr," pflegte sie zuweilen zu sagen; „wärest du Mathilde Sidwibri, und wäre ich Gott, so wollte ich Dich doch Gott sein lassen und ich wollte Mathilde Sidwibri sein." Sie sang auch in der Arbeitsstube oft Lieder, besonders das Lied von der falschen Liebe. (s. d. A. Heinrich Suso, Dominikaner.) Unsere Schwester war Obersängerin, richtete den Chorgesang vortrefflich ein und behielt ihre helle Stimme bis in den Tod. War sie betrübt oder niedergeschlagen, so ging sie in den Chor, sang die Mette, und wurde wieder beruhigt. Eben im Chor erfaßte sie der Tod, als sie dem Gebete oblag. — Mathilde Sidwibri hörte sehr gerne predigen; sie schaute nicht auf den äußern Vortrag des Predigers, sondern auf den Inhalt seiner Worte und wurde bei An-

hörung des Wortes Gottes oft so hingerissen, daß sie dabei ihre Fassung verlor. Einst predigte während der Adventzeit der P, Provinzial über die Worte: „Siehe, unser Gott wird kommen!" Der Sinn jener Worte wirkte nachhaltig auf ihr Herz und fort und fort wiederholte sie den heiligen Text: „Siehe, unser Gott wird kommen." — Es gab in Töß viele eifrige Dienerinnen Mariens, aber Mathilde zeichnete sich vor allen Andern in diesem Dienste aus. Oft fand man sie im Chor vor dem Bilde der himmlischen Gnadenmutter knieen oder stehen, sie hielt ihre Augen auf das Bild gerichtet und schien nie zu achten, was um sie herum vorging. Gefragt, ob Maria auch mit ihr sich unterhalte, antwortete sie: „Ja wohl, sie redet oft mit mir und lächelt mich an." Bisweilen lief sie, als wäre sie außer sich, im Chor herum, und eilte, wenn der Gesang: „Sei gegrüßt o Königin!" begann, zu den Schwestern und rief: „Singet, singet, die Mutter Gottes ist hier!" Bisweilen verbreitete sich im Chor ein lieblicher Geruch und die Frauen hielten selbst dafür, die Mutter des Herrn sei anwesend. (Vergl. Greith, Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Mauritius Fabian Roten, Bischof von Sitten, wurde zu Raron den 8. April 1783 geboren. Seine Mutter Maria Josephine Bräm, gebürtig von Besançon und sein Vater Nikolaus Roten, gehörten einer vornehmen Familie an; namentlich seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bekleideten mehrere Glieder der Familie Roten die ansehnlichsten Stellen in Kirche und Staat, und waren sehr geachtet. Der neugeborne Sohn wurde unter den Namen Mauritz Joseph Fabian aus der Taufe gehoben und hatte zu Pathen den Landeshauptmann Fabian Wegener und die Dame Maria Magdalena Roten. Herr Pfarrer Riedin, der den Taufakt vollzog, sprach in prophetischem Geiste: „Heute habe ich einen Bischof getauft." Schon als Knabe benahm sich Mauriz Fabian sehr sittsam, studirte in Brieg unter den Piaristen die Rhetorik, wo er sich durch seine Liebe zu den Studien sowohl, als durch seinen lieblichen, stillen, frommen und einnehmenden Charakter hervorthat; die höhern Klassen aber vollendete er in Sitten, wo sie die Domherren nach der Auflösung der Jesuiten rühmlichst leiteten. Hier bildete er sich zum wissenschaftlichen Manne aus, sammelte sich schöne

Kenntniſſe und ſtudirte Theologie. Der apoſtoliſche Nuntius Mgr. Fabrizius Teſtaferrata, Erzbiſchof von Berytus, ertheilte ihm zu Lucern im Herbſtmonat 1807 die geiſtlichen Weihen, zu deren Empfang er unter Gebet und Betrachtung ſich möglichſt vorbereitet hatte. So geiſtig gekräftigt, kehrte er wieder in's Rhonethal zurück und wurde als Kaplan zu St. German, Pfarrei Raron angeſtellt. Das Domkapitel von Sitten wählte ihn den 7. Herbſtmonat 1809 zu ſeinem Titulardomherrn und am 11. März 1812 trat er in deſſen Verband. Bald wurde er eine Leuchte deſſelben, bekleidete darin verſchiedene Stellen und war eben Großkantor, als er den Biſchofsſtuhl beſteigen ſollte. Das Jahr 1829 ſchloß ſich mit dem Tode des allgemein verehrten Biſchofs Auguſtin Sulpiz Zenruffinen. Es mußte die fühlbare Lücke wieder ausgefüllt, und der biſchöfliche Sitz zum Heil des Vaterlandes mit einem würdigen Manne beſtellt werden. Das Domkapitel von Sitten ſetzte den allbeliebten Domherrn Fabian Mauritz Roten auf die Liſte der Candidaten und der Landrath wählte ihn den 17. März 1830 zum Biſchofe. Hat ſeine Wahl den Kirchenſprengel erfreut, ſo hat ſie aber das Herz des Neugewählten betrübt, denn von dieſem Tage an ſchwamm ſein Auge ſtets in Thränen und er klagte, daß er Biſchof ſei, eine Wahrheit, die landeskund iſt. Der heilige Vater Pius VIII. erkannte am 6. Heumonat desſelben Jahres im Conſiſtorium ſeine Wahl an und ſein Geſchäftsträger in der Schweiz, de Angelis, Erzbiſchof von Carthago, weihte ihn in Sitten, den 24. Auguſt zum Biſchofe. Sogleich trat er die Paſtoralreiſen an und ließ ſich von ihren Beſchwerden nicht abhalten. Er eilte von Ort zu Ort, hielt Unterredungen im Kreiſe der Seelſorger, forſchte nach, ob der Glaube, das köſtliche Erbtheil der Väter, rein und lebendig erhalten werde, prüfte die Sitten der Hirten und Heerden, brachte die Einkünfte der Pfründen und ihre Verbindlichkeiten in Ordnung und ſchlichtete die vorliegenden Zwiſtigkeiten. Er verſammelte nach dem Beiſpiele Jeſu auf ſeinen Hirtenbeſuchen die Jugend um ſich und firmte ſie, nachdem er die größern Kinder in eigener Perſon geprüft hatte. Er drang beim Clerus auf Sittlichkeit und Wiſſenſchaft, auf geziemenden Charakter und anſtändiges Verhalten; ohne jedoch dabei zu vergeſſen, wie viel man der menſchlichen Schwachheit vergeben und auf nachfolgende Vervollkommnung vertrauen dürfe. Bei Ertheilung

der heiligen Weihen ſtrahlte ſein Angeſicht von Würde und Ernſt, aber auch Züge der Freude malten ſich darauf über den Zuwachs der Prieſter. Er gab den Neugeweihten heilſame Lehren und entließ ſie mit Worten des Troſtes. Er trachtete immer, die leeren Poſten mit guten Prieſtern zu beſetzen, hatte aber deßhalb manchen Kampf. Mit dankbarer Rührung gedenken wir ſeiner vielen Hirtenbriefe, die mit vielem Fleiße ausgearbeitet, mit Weisheit und heiliger Salbung erfüllt waren, worin er frei den Hirten und Heerden ihre Pflichten an's Herz legte. — Es verfloſſen wenige Tage, daß er ſeinen Geiſt nicht durch Studium nährte und ſtärkte. Er zog aller Wiſſenſchaft die hl. Schrift und die Schriften der hl. Väter vor und erwarb ſich eine tiefe Kenntniß in denſelben. Mit rührender Frömmigkeit verrichtete er die biſchöflichen und prieſterlichen Handlungen, weil er wirklich vom Heiligen erfüllt und durchdrungen war. — Auch ſeinen Untergebenen jedes Standes und Alters wandte er ſeine oberhirtliche Wachſamkeit zu, ſann auf Mittel, den einreißenden Uebeln zu ſteuern, und wenn er auch nicht Allem abhelfen konnte, ſo tröſtete er ſich mit dem Ausſpruche Jeſu: „Es müſſen zwar Aergerniſſe kommen; aber wehe jenem Menſchen, durch den Aergerniß kommt." — Kein Uebel ſchmerzte den hohen Prälaten mehr, als wenn er ſeine Mitarbeiter im Weinberge des Herrn ſtraucheln ſah; er bat und drohte, rügte und züchtigte und beſſerte Vieles. — Nicht nur ſeine Diöceſe allein ſchätzte ihn, er war auch im Auslande bekannt und geachtet. Papſt Gregor XVI. hat ihm, um ſeine Zufriedenheit an Tag zu legen, die Ehrentitel eines Grafen, Hausprälaten, Thronaſſiſtenten des heiligen Stuhles ertheilt. Dieſe Ehrenbezeugungen überraſchten ihn um ſo mehr, weil er wiederholt die Entlaſſung von ſeinem Hirtenamte nachgeſucht hatte. Doch der heilige Stuhl nahm ihm ſeine Bürde nicht ab und er fügte ſich geduldig in den Willen des heiligen Vaters der Chriſtenheit. — Mauriz Fabian war ein Muſter aller Tugenden, an ihm ſtrahlten die chriſtliche Herzensgüte und Selbſtbeherrſchung, er war überaus herablaſſend, das Kind auf der Gaſſe, der gemeine Mann erfreuten ſich ſeines freundlichen Grußes. Wer ihn Geſchäfts halber beſuchte, den redete er zuerſt freundlich an und hob ſo ſeine Scheu und Furcht. Er war ſehr demüthig und dachte gering von ſich. Nie hörte man von ihm ein anmaßendes Wort; ſeine

Meinung schien ihm durchgehends die ungegründeteste, die wenigst ausführbare zu sein, wenn auch seine Räthe diese als die vorzüglichste erachteten. Zu seiner Demuth gesellte sich die Sanftmuth in seinem edeln Herzen, welches Niemand wehthat. Mochte er noch so tief erschüttert sein, der Beleidiger fand immer Verzeihung. Sein Wahlspruch war: „Ich will mich nicht rächen, das wäre schlecht von mir.“ So herzensgut der hohe Prälat gegen seine Untergebenen war, eben so streng handelte er gegen sich selbst. Seine Würde und Freundlichkeit machten seinen Umgang angenehm und wünschbar, aber er wußte, wie wenig dadurch der Geist eines musterhaften Bischofes gewinnen würde, und eben darum trennte er sich von den weltlich Gesinnten, lebte in seinem Hause zurückgezogen, unterdrückte die Lust zu Reisen, wozu es ihm keineswegs an den nöthigen Mitteln, gebrach. Sittsamkeit und Stille herrschten auch unter seinen Hausgenossen und die Dienerschaft war wie ihr Herr.— Außerdem suchte er sich stets abzutödten und übte sich in strengem Fasten. Alle, die ihn umgaben, erbauten sich an ihm, und öfters hörte man sie sagen, durch diese Strenge werde seine Gesundheit sich wohl verschlimmern. Mit Fasten und Beten stärkte er seine Seele, verrichtete die priesterlichen Tagzeiten andächtig, und widmete nebstdem alle Wochen einige Stunden dem besondern Gebete und der Betrachtung. Und wie geduldig war der Gottesmann in seinen Leiden und Schmerzen, die er dreißig Jahre hindurch verheimlicht hatte, und die der Arzt erst nach seinem Tode entdeckte! Nachdem am 24. Mai 1788 die Stadt Sitten durch eine entsetzliche Feuersbrunst heimgesucht worden war, wobei 230 Häuser sammt dem bischöflichen Palaste abbrannten, mußten die Bischöfe in einem gemietheten Hause wohnen. Man sprach zwar öfters über den Wiederaufbau eines bischöflichen Palastes, aber die Beschlüsse wurden nicht ausgeführt, bis Mgr. Roten die Kirche leitete. Durch seine Sorgfalt und Beiträge wurde der bischöfliche Hof erstellt, der gegenwärtig Stadt und Kirche ziert. Der edle Bischof wollte auch noch ein theologisches Seminar erbauen, weil ihm daran gelegen war, die Erziehungsanstalt der jungen Geistlichen zu heben und zugleich ein Priesterhaus für Altersschwache oder Fehlende damit zu verbinden. Es läßt sich nicht zweifeln, daß sein kräftiger Wille die Hindernisse gehoben hätte, wäre nicht der uner-

bittliche Tod dazwiſchen gekommen, der ihn am 11. Auguſt 1843 hinwegraffte. Heilig war ſein Leben, und eben ſo erbaulich und fromm ſein Scheiden aus dieſer Welt. Am Vorabende ſeines Hinſcheidens ließ er ſich die Sterbſakramente reichen, wobei der Klerus der Kathedrale ſich einfand. Wenn auch ſehr ſchwach, ſammelte er ſeine Kräfte und ſprach: „Nun iſt es an dem, daß ich von dieſer Welt ſcheiden muß; ich bin bereit, gerne bringe ich Gott das Opfer meines Lebens; ich hoffe auf Ihn und bitte Ihn, daß dieſem Stuhle bald wieder ein würdiger Mann zu meinem Nachfolger gegeben werde, der im Stande ſei, dem Amte vorzuſtehen und meine Fehler zu verbeſſern" Sein Tod ſetzte die Stadt Sitten in tiefe Trauer und die Armen klagten, ſie hätten den beſten Wohlthäter verloren. In Blitzesſchnelle wanderte die Trauerkunde durch das ganze Land, und kündete den Tod des lieben Oberhirten an. Bei dieſer Nachricht floſſen viele Thränen und ſelbſt ſeine Gegner zeigten ſich bewegt. Billig dürfen wir hoffen, er lebe in den Regionen der Verklärung und ſei ein treuer Fürbitter für uns. (Gefällige Mittheilung von der Familie Roten; Barande, Abbé, Notice nécrologique sur sa Grandeur, Feu Monseigneur Fabien Joseph Maurice Roten etc., Paris, 1846; Bürcher, A., Leichenrede auf den hochwürdigſten Biſchof von Sitten, Moritz Fabian Roten, Sitten, 1843.)

Maximus, der heilige, Martyrer, war ein Soldat der thebaiſchen Legion und errang zu Mailand die Marterpalme. Ob er in Italien zurückgeblieben ſei, oder ob er ſich zu St. Moritz bei der Niedermetzelung ſeiner Waffenbrüder entfernt habe, darüber liegen keine nähern Angaben vor. Die letztere Meinung iſt die wahrſcheinlichere, weil Abbé Migne ſagt: „Er ward einige Tage nach dem Martertode des hl. Mauritius zu Mailand hingerichtet." Sein Todesjahr fällt alſo auf 302 Die Chriſten begruben den heiligen Blutzeugen, in der Länge der Zeit gerieth er jedoch in gänzliche Vergeſſenheit und damit hörte auch ſeine Verehrung und Anrufung auf. Gott, der ſeine Heiligen ſchon hier verherrlicht, wollte nicht, daß das Andenken ſeines Bekenners aus der Welt verſchwände; er erwählte zu ſeiner Erhebung aus der bisherigen Grabſtätte ein auserleſenes Werkzeug, nämlich den heiligen Karl Borromäus. Der hl. Kardinal ließ 1578 ſeine Gebeine der Erde entheben, ſelbe feierlich in ſeinen Dom übertragen und in einer unterirdiſchen Kapelle, in einem Reli-

quienkäſtchen der Verehrung der Gläubigen ausſetzen. Seitdem begeht Mailand am 24. April ſein Feſt. Herr Blavignac erwähnt ebenfalls ſeines Namens in der „Histoire de L' Architecture sacrée.“ (Cf Migne, Abbé, T. 41, p. 464.)

Mechtilde, Nonnen von Töß. Wie aus dem Kloſter St. Catharinenthal ſind auch aus jenem von Töß unter dieſem Namen mehrere gottſelige Frauen bekannt, nämlich:

1) Mechtilde von Stans. „Wer Alles,“ ſpricht der Herr, „um meines Namens willen läßt, der ſoll es hundertfältig wieder erhalten und dazu das ewige Leben gewinnen.“ Dieß hat ſich vollkommen bewährt an der heiligen und alten Schweſter Mechtilde von Stans, die in ihrem ganzen Thun und Laſſen vollſtändig bewies, daß ihre Seele allem Troſt dieſer Welt entſagt hatte. Darum kam ihr auch Gott in ſo reichlicher Weiſe entgegen. Als dieſe auserwählte Schweſter zuerſt in das Kloſter kam, hatte ſie Niemanden, der ihr beſonders tröſtlich und behülflich war, und weil ſie ein fröhliches Herz hatte (ſ. d. A. Bd. II. S 83), that ihr das weh, und ſie kehrte ſich zum Herrn und begehrte, daß Er ſie tröſte, was Er auch vollkommen that. Sie beobachtete den Gehorſam in den kleinſten Dingen, unterließ nie den Chor, fand ſich fleißig bei der Arbeit ein und benahm ſich gegen Alle mit Liebe. Viele Jahre ſtand ſie dem Dienſt am Sprachgitter vor, ſobald ſie aber von demſelben zurückkam, hatte ſie ſchon wieder vergeſſen, was ſie dort geſehen oder gehört hatte. Sie hatte ein mildes Herz, weinte mit den Betrübten und freute ſich mit den Fröhlichen. Sie brachte die Sonn- und Feſttage im Chor zu, und erhob ſich, wenn ſie nicht krank war, immer vor der Mette und Prim von ihrem Lager. Mechtilde beobachtete ſtrenges Stillſchweigen, übte ſich beſonders an den Tagen ihrer heiligen Kommunion in der Betrachtung des Leidens unſers Herrn und gerieth dabei nicht ſelten in Verzuckung. Dann floſſen reichliche Thränen über ihre Wangen und ſie erhielt die reichlichſten Gnaden. Der Herr wirkte viel Uebernatürliches in ihr. Als ſie in's Kloſter trat, ſprach ſie zu dem göttlichen Erlöſer: „O Herr, mein Gott, um deiner Liebe willen habe ich die Welt und Alles, was mir theuer war, verlaſſen, ich bitte Dich durch deine göttliche Erbarmung und deine unbegreifliche Güte, daß Du mein Troſt ſein wolleſt, weil ich auf Erden keinen andern Troſt habe!“ Dem Herrn ge-

fiel das Opfer und in einem Gesichte sprach Er zu ihr: „Meine Tochter! Weil du keinen andern Trost begehrest als den meinigen, so will Ich dich selbst mit meinem Leibe und Blute, mit meiner Seele, mit meiner Gott- und Menschheit trösten, und Ich will dir jenen Trost geben, den Ich meinen Jüngern am hohen Donnerstag gab, und Ich will deine Seele und Leib selbst pflegen; denn Niemand ist Mir so lieb, dem Ich dich anvertrauen werde. An meinem Troste soll es dir nicht fehlen, und widerfährt dir etwas Widriges, so kehre nur in dein Herz, da findest du Mich mit allem Trost und Freuden. Meine Liebe und Selige! Wisse, der Himmel ist dir zugesichert, wenn du von hier scheidest. Ich gebe dir meinen ewigen Segen!“ Diesen empfing sie in seliger Wonne. — Beim Beginne der heiligen Fastenzeit erkrankte sie schwer und ward in das Krankenzimmer gebracht. In dieser heiligen Gnadenzeit offenbarte ihr unser Herr alle seine überstandenen Marter; sie sah Ihn so entstaltet, daß Er nicht mehr einem Menschen glich. Ihr Herz befiel ein gewaltiger Schmerz und sie hätte ihn nicht übertragen, wenn Er ihr nicht in einem lieblichern Gesichte gezeigt, wie Er von dem Kreuze genommen und in seiner Mutter Schooß gelegt wurde. Sie sah auch, daß der Schmerz der Gottesmutter groß und überschwänglich war und begehrte von unserm Herrn, einen Theil dieser Schmerzen mitzuempfinden. Darnach wurde Mechtilde so krank, daß man glaubte, sie werde sterben und ihr die heilige Oelung ertheilte; sie konnte weder essen noch trinken, genoß nur ein wenig Wasser oder Milch, was ihr Magen ebenfalls nicht ertrug. Dieser Zustand der übernatürlichen Gnade dauerte ein Jahr und dreizehn Wochen, trat bei der Non ein und endete bei der Vesper. Während sie verzuckt war, lag sie unbeweglich da und nur am Athmen sah man, daß sie lebte. Wenn sie dann wieder zu sich kam, geschah es mit einem herzlichen Weinen. Darüber wunderten sich die Schwestern und die Gelehrten, und wußten nicht zu unterscheiden, ob die Krankheit von der Gnade herrühre oder nicht. Inzwischen wurde ein erfahrner Arzt berufen, den man über den Zustand der Schwester in Kenntniß setzte; er berührte die Pulsadern und erklärte, sie habe keine leibliche Krankheit, sondern es sei eine große Sehnsucht nach einem unbegreiflichen Dinge, welches ihre Natur dermaßen ergreife, daß all ihr Blut um das Herz sich sammle. Er sagte

hiebei: „Gleichwie ich nicht begreife, daß das Gras grün wird, eben so wenig wird sie Jenes erfassen, wornach ihr Herz sich sehnt.“ Bald kam der P. Provinzial Wolfram nach Töß und befahl ihr, sie solle ihren Anstrengungen Einhalt thun; sie unterzog sich dem Befehle des Obern, wurde aber so krank, daß man an ihrem Aufkommen zweifelte. Jedoch wurde sie am hohen Auffahrtstage des Herrn gesund und lebte noch viele Jahre. — Späterhin frug sie die Priorin, wie ihr zur Zeit der Verzückung gewesen sei. Da sprach sie: „Ich war in großen und hohen Freuden, die kein menschlicher Sinn erfassen kann; ich weinte, wenn ich wieder zu mir selbst kam, weil ich mich von so erhabenen Dingen trennen mußte; hätte man mir nicht unter dem Gehorsam befohlen, mich der Gnaden zu erwehren, so hätte Gott Zweifels ohne noch Vieles in mir gewirkt.“ Es geschah ihr aber nicht nur zu dieser Zeit, sondern gar oft vorher und darnach, wenn sie in ihrem Gebete und in ihrer Verborgenheit war, daß man sie zuweilen ohne alle äußere Bewegung daliegend fand. Einmal kam eine Schwester zu ihr, die ihren Zustand nicht erkannte; begoß sie wiederholt mit Wasser, weil sie glaubte, sie wäre in Ohnmacht gefallen; und da sie zu sich kam, sprach sie freundlich: „Das sollet ihr mir nicht mehr thun!“ Mechtilde hatte ihres Bruders Tochter in Töß; als sie für diese nach ihrem Tode inbrünstig bat, da dünkte sie, sie würde auf eine schöne Haide geführt. Dort war ein Kreis von schönen Jungfrauen und in diesem ein Stuhl, auf diesen Stuhl wurde sie ehrenvoll gesetzt, und dann ging Schwester Hemma, ihre Tante, aus dem Kreise, stund vor sie hin und sprach: „Nun sieh' mich an und schaue, welche Freuden ich von dir habe. Freue aber auch du dich; denn wüßtest du, welche Freuden und Ehren dir in der Ewigkeit bereitet sind, du freutest dich im Leben immer mehr.“ Endlich kam die ersehnte Zeit ihres seligen Scheidens. Die Priorin bat sie, wenn ihr unser Herr eine Gnade erwiese, so solle sie es ihr zu erkennen geben. Als man ihr das Zeichen zur Tafel gab, bedeutete sie, Jesus und Maria, die heilige Catharina, die heilige Ursula und viele Andere wären anwesend. Während diesem Gesichte wurde ihr ganzer Leib erschüttert; sie segnete sich gar oft und hob dann die Hände zum Himmel, als wenn sie Gott lobte. Bald kam sie wieder zu sich und erzählte ihr Gesicht. Von da an lebte sie nur einige

Tage mehr und verschied im Geruche der Heiligkeit. Das Andenken an die hochbegnadigte Schwester Mechtilde von Stans ward im Kloster Töß heilig gehalten; man zählte sie zu den Seligen Gottes, rief sie in Nöthen um ihre Fürbitte bei Gott an und die Schwestern und das Klostergesinde, wie auch die Landleute von Feldheim und Bülach wußten von vielen Gnaden und Heilungen zu erzählen, die ihnen durch die Fürbitte der gottseligen Schwester Mechtilde von Stans verliehen worden.

2) Mechtilde von Hof war eine fromme Nonne, heiligte sich im Leben und machte sich zum Besitze des göttlichen Reiches würdig. Während sie im Sterben lag, wurde der herrlichste Gesang vernommen; die Engel trugen ihre Seele in den Himmel.

3) Mechtilde von Wädischwyl hatte schwere Kopfschmerzen vor ihrem Tode zu bestehen; der Kopf mußte ihr wegen der unsäglichen Schmerzen immer gehalten werden. Einmal von überhandnehmenden Peinen überwältigt, bat sie den Herrn, daß Er sie doch nicht alles Trostes entbehren lasse. Da sah sie vor sich in einem Gesichte, wie Er mit der Dornenkrone gekrönt war. Er zeigte ihr sein verwundetes Haupt und sprach gar liebevoll zu ihr: „Nun schaue, wie mir mein Haupt von der Liebe verwundet war, die Ich zu dir hatte und erwäge, ob Ich nicht mehr gelitten habe, als du jetzt leidest.“ Durch dieses Gesicht gestärkt, empfand sie großen Trost und litt geduldig bis an ihr Ende. (Vergl. Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Mechtilde, Dominikanerin in Thüringen oder Sachsen. Diese gottselige Schwester, die wahrscheinlich aus der Schweiz stammte, lebte nach Außen ganz unbekannt, aber ihre Offenbarungen, die 1250 ein Bruder des Predigerordens sammelte und schrieb, geben die Heiligkeit ihres Innern kund. Sie war eine reine Jungfrau an Leib und Seele und diente Gott in demüthiger Einfalt und hoher Beschauung mehr als vierzig Jahre. Sie folgte beharrlich den Lehren des Prediger-Ordens und nahm an Tugenden von Tag zu Tag zu. In ihrem Buche läßt sich die hochbegabte Schwester vernehmen, wie folgt: „Ich war, ehe ich das Buch begann und bevor von Gott ein einziges Wort in meine Seele kam, einer der einfältigsten Menschen,

der je ein geistliches Leben führte. Von des Teufels Bosheit wußte ich nichts, die Krankheit der Welt kannte ich nicht und der Falschheit geistlicher Leute war ich ganz unkundig. Ich muß sprechen Gott zu Ehren und auch um der Lehre des Buches willen. Von Gott wußte ich nicht mehr, als der Christenglaube lehrt; ich bemühte mich aber, daß mein Herz rein bliebe. Gott soll dessen mein Zeuge sein, daß ich Ihn nie bat, daß Er mir diese Dinge gebe, die in diesem Buche geschrieben sind. Ich dachte auch nicht daran, daß solches einem Menschen widerfahren könnte, denn damals verstand ich nichts hievon." Ihr Buch enthält einen bedeutenden Schatz für die Kenntniß der deutschen Mystik. Merkwürdig ist darin das schöne Bild, welches die gotterleuchtete Mechtilde um das Jahr 1260 von einem Klosterprior Predigerordens entwarf: „Neben der Gewalt, die man übernimmt, soll man große Furcht hegen; denn wenn man zu dir spricht: Du bist unser Prior! oder: Du bist unsere Priorin! weiß Gott, mein Freund, damit ist große Versuchung verbunden. Darum sollst du mit großer Demuth dein Amt antreten; gehe sogleich an dein Gebet und suche in Gott deinen Trost. Mit der Würde sollst du auch dein Herz in der heiligen Gottesliebe entbrennen lassen, so daß du jeden Bruder, jede Schwester, die dir anvertraut sind, in allen ihren Nöthen mit Liebe umfassest. Mit deinen Untergebenen und deinen Brüdern sollst du heiter und ernst sein, über alle ihre Arbeiten Aufsicht halten und sie mit väterlichen Worten aussenden, kräftig zu predigen und Beicht zu hören; denn Gott hat sie hiefür in diese Welt gesendet, daß sie für die Sünder Erlöser und Helfer seien, wie Christus aller Welt Erlöser war und in das Elend dieser Welt herabstieg." — Das Todesjahr der Schwester Mechtilde ist nicht angegeben, sie starb aber gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Ihre Offenbarungen befinden sich in einer Pergamenthandschrift Nro. 277 der Bibliothek des Stifts Einsiedeln. Wie hoch das Buch gehalten ward, zeigt eine Beilage aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts: „An die Schwestern in der vordern Au. Ihr sollt wissen, daß das Buch, das Euch geschenkt ward von der Schwester „zum goldenen Ring," das da heißt, „das Licht der Gottheit," das sollt ihr wohl benützen, so daß es dienen soll in allen Häusern des Waldes, und soll aus dem Walde nimmer kommen und je einen Monat

in einem Hauſe ſein, alſo daß es umgehen ſoll von einem in das andere, wenn man ſeiner bedarf, und ſollt Ihr ſonderlich behut ſein, weil ſie, (jene Schweſter) beſondere Treue zu Euch hatte; betet auch für mich, der ihr Beichtiger war, wiewohl unwürdig; von mir H. Heinrich von Rumerſchein von Baſel zu St. Peter." Sonach diente das Buch noch im fünfzehnten Jahrhundert den Waldſchweſtern oder Beguinen in und um Einſiedeln zur Erbauung. (Vergl. Greith, K., die Geſchichte der deutſchen Myſtik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861.)

Minaurus, Mönch von Condat im Juragebirge, ſ. Lupicin u. ſ. w.

N.

Nazar von Nelate, Capuciner, kam mit den erſten Vätern Italien's in die Schweiz, um da eine Provinz zu errichten. Er war als Laie in den Orden getreten und zierte denſelben durch ſeine Tugenden, beſonders leuchteten an ihm ſeine Sitteneinfalt, ſeine Liebe zu den Mitbrüdern und ſeine Beobachtung der Regel hervor. Er liebte das ſtille, religiöſe Leben, mied den Umgang der Weltleute, ſogar auch jenen der Brüder, vereinigte ſich jedoch mit ihnen, wo es die Satzungen des Ordens erfordern, z. B. am Tiſche, bei der Betrachtung und dem Gottesdienſte im Chor, bei der Arbeit u. ſ. w. Nie hatte er lange Weile, weil er die Zeit in Gebet und Arbeit genau nach den Stunden des Tages und der Nacht einrichtete. Nazar hatte den Kloſtergarten zur Obſorge, und bewährte ſich als ein wundervoller Gärtner. Er pflegte den Garten mit allem Fleiße, der dafür reichlichen Segen trug und nicht nur die Bewohner des Kloſters, ſondern auch noch viele Arme nährte, die oft gefüllte Körbe davon trugen und damit die Ihrigen ſpeisten. — Als ein jüngerer Bruder mit dieſem Amte betraut wurde, bat er den Bruder Nazar, er möchte ihm die Anleitung zur Gartenpflege geben, damit ſeine Arbeit beſtens gedeihe und der Garten ergiebige Früchte ſpende. Der Diener Gottes erwiederte: „Ich

will dich die Kunſt lehren: Meide gänzlich den Umgang mit Weltleuten und verkehre wenig mit den Mitbrüdern; erwarte von Niemanden Hülfe; kehre allein und in Beobachtung des Stillſchweigens die Erde um, pflanze, begieße und reute das Unkraut aus. Befolgeſt du dieſe Vorſchriften, ſo wird dir Alles beſtens gedeihen." — Stillſchweigen und Gebet in Verrichtung der Arbeit iſt Gott ſehr genehm. In dieſen Uebungen arbeitete der fromme Gärtner Nazar, und der Himmel bezeugte darüber auffallender Weiſe ſein Wohlgefallen. Als er zu Baden den Kloſtergarten beſorgte, flogen aus dem Walde mehrere Vögel in den Garten; einige ſetzten ſich ihm auf den Kopf, andere auf die Schultern und die Hände; andere hüpften auf dem Boden um ihn her und wieder andere ergötzten ihn mit fröhlichem Geſange. Dieß geſchah zu wiederholten Malen und das Wunder wurde von mehrern Perſonen bezeugt. Bruder Nazar ahmte die Schweſtern des Lazarus nach; des Tages war er mit Martha beſchäftigt, des Nachts ſaß er mit Maria zu den Füßen des Herrn, betrachtete das Himmliſche und hatte mit ihr den beſten Theil erwählt, der von ihm nicht genommen wurde. Er befolgte dieſe Weiſe ſo lange er lebte; er wohnte fleißig den Betrachtungsſtunden an, fügte dieſen noch andere bei und ging nach der Matutin niemals zu Bette, ſondern blieb bis am Morgen in der Kirche, ſeufzte und weinte, wenn er das bittere Leiden des Herrn erwog und hielt mit ihm Geſpräche, als wenn er ſichtbar zugegen wäre. Dort beweinte er ſeine Sünden, erinnerte den Herrn an ſeine Güte und Barmherzigkeit und ging nicht von dannen, bis die aufgehende Morgenröthe ihn an ſeine Geſchäfte rief. Obſchon er emſig arbeitete und ſeinen Körper oft ſehr ermattete, beobachtete er im Eſſen und Trinken eine außergewöhnliche Enthaltſamkeit. Zehn Jahre lang nahm er einmal des Tages etwas Nahrung zu ſich, und eben ſo viele Jahre ging er baarfuß, wenn auch der Boden gefroren oder mit Schnee bedeckt war. Er hatte nur Ein Kleid, welches, ſehr abgetragen, ihn weder gegen Kälte noch Hitze ſchützte. Siebenundvierzig Jahre hatte Nazar auf dieſe Weiſe im Orden zugebracht, als ſeine Seele zu Altdorf, den 21. Heumonat 1619, von den Engeln des Herrn in deſſen Reich geleitet wurde. (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 186—187; Annal, Prov. Helv. Lucernæ; Catalogus defunctorum Prov. Helv.)

Nikolaus von Büren, ſ. Agnes von Büren u. ſ. w.

Nikolaus von Flüe, der ſelige Einſiedler im Ranft (Zuſatz zu dem Art. Bd. II. S. 102 ff.) Und als er geboren war, ſollte an ihm die heilige Taufe vollzogen werden; der Pfarrer in Sarneln ſeiner Vatergemeinde war geſtorben, und die dortige Kirche ſelbſt durch das ſeltene Unglück eines in derſelben verübten Todtſchlags entweiht. Es konnte alſo die hl. Taufhandlung nicht in derſelben an dieſem außerordentlichen Kinde vollzogen werden, und es wurde darum in die nachbarliche Pfarrkirche von Kerns zur hl. Taufe getragen. Eine dem Taufſtein ſpäter eingegrabene Inſchrift gab davon Zeugniß; ſie konnte bis 1813 geleſen werden, in welchem Jahre leider genannter Taufſtein beim Brande der Kirche zertrümmert wurde. Die Aufſchrift war nach der Ausſage vieler Zeugen in den verſchiedenen Prozeßakten auf dem Deckel des Taufſteines; ſie iſt auch erwähnt im Prozeſſe von 1648. Schon als Knabe war er ein Muſter aller Kinder. Es war nichts Kindiſches an ihm, als jene unſchuldige Fröhlichkeit, die dieſem Alter eigen iſt. Er ſah auf jeden Wink ſeiner Eltern, und behielt die Ermahnungen in friſchem Andenken, als wären ſie ihm in's Herz geprägt worden. Niemals hörte man von ihm eine Lüge. Er war gegen Alle freundlich, gefällig, ehrerbietig, dabei aber ſo aufgeräumt, daß ihn Jedermann lieb gewann. Muthwillen und Ausgelaſſenheit waren ihm nicht nur fremd, ſondern auch verhaßt. Unter den Hausgenoſſen und Geſchwiſterten war er nur auf Liebe und Eintracht bedacht. Er war Niemanden, als etwa Jenen, die ſich ſchlecht aufführten, läſtig (Zeugniß von Wölflin.) Seine Freude war das Gebet, und man konnte nie ohne Rührung ſehen, wie andächtig er ſich betrug und die zarten Händlein erhob. Als ein irdiſcher Engel war er nicht damit zufrieden, jene Unſchuld, die er in der heiligen Taufe erlangt hatte, zu erhalten; er zierte ſie auch noch mit den ſchönſten Tugenden dieſes Alters. (Weißenbach S. 12.) Wie Nikolaus dem Leibe nach wuchs, ebenſo nahm er an der Seele an Tugend und Heiligkeit zu. Seine Beſchäftigung in den Jünglingsjahren läßt ſich mit den zwei Worten: „Beten, arbeiten“ ausdrücken; er fühlte einen beſondern Drang zur Einſamkeit und zum Faſten. Er faſtete zuerſt alle Freitage, hierauf in der Woche zwei- drei- und zuletzt viermal, nämlich alle Montage, Mittwochen, Freitage und Samstage. Noch viel ſtrenger

war seine Enthaltsamkeit in der vierzigtägigen Fastenzeit. Während derselben genoß er nie gekochte oder warme Speisen, sondern alle Tage nur einmal einige gedörrte Birnen oder ein Stücklein Brod (gedruckte Prozeßackten, S. 2.) Einigen seiner Freunde gefiel diese Enthaltsamkeit nicht, weil sie dafür hielten, er möchte dadurch seine Gesundheit untergraben, daher wollten sie ihn gutmeinend davon abbringen. Sie wendeten ihm ein, der Mensch bedürfe der Nahrung, um sein Leben und seine Gesundheit zu erhalten, er aber kürze sich auf diese Weise das Leben ab und mache sich untauglich sowohl für die Arbeit als zum Dienste Gottes. Nikolaus erwiederte: sie sollten seinetwegen ohne Sorge sein, Gott wisse mit diesem Wenigen ihn zu stärken; es sei der göttliche Wille, daß er faste. — Vom stillen Elternhause trat Nikolaus in's öffentliche Leben über. Hier sehen wir ihn als liebevollen Vater und Haushälter, umgeben von einer theuern Gemahlin und hoffnungsvollen Kindern, dort als Wehrmann im Felde; hier sitzt er im Rathe des Vaterlandes, sorgt für dessen Unabhängigkeit nach Außen und stiftet Frieden unter den entzweiten Eidgenossen, dort bewährt er sich als weisen Staatsmann. Doch sollte Nikolaus nicht bloß ein Vorbild werden— den Kindern, durch seine zarte frühe Gottesfurcht, seinen Gehorsam und seine Liebe zu den Eltern, — den Jünglingen und Jungfrauen durch seinen reinen stillen Wandel, sein Beten, Arbeiten und Fasten und in seinem Flehen zu Gott, in seiner Berufswahl, — den Eheleuten in gottgefälliger Liebe und Treue gegen einander, in weiser, christlicher Kindererziehung, in gewissenhafter Besorgung der Haushaltungsgeschäfte, — als Bürger und Freund des Vaterlandes, im Soldatenleben, in der Verwaltung öffentlicher Aemter, als Friedensstifter, weiser Rathgeber und unermüdeter Beförderer des öffentlichen Wohles; nein, der fromme und gottselige Mann war noch zu Höherm berufen; er sollte ein neues Vorbild werden für alle Stände, für den Priester, den Einsiedler, den Ordensmanne und überhaupt alle Christen. Zugleich stimmte mit dem höheren Berufe auch seine innere Lebensrichtung vollkommen überein. „Ein so tiefinniges Leben in Gott," sagt Herr Dombekan Greith, „mußte die Verbindung mit der Welt allmälig lösen." Allein die Frucht reift nicht plötzlich; die Knospe bringt zuerst Blüthen, der Blüthe folgt die Frucht nur nach langer Zeit. Mit ihm trugen sich durch's

ganze Leben seltsame Dinge zu, die immer mehr sein frommes Gemüth zum höchsten Verlangen nach Gott, nach der innigsten Vereinigung mit ihm erhoben und sein Herz mit der glühendsten Liebe erfüllten. Gott führte ihn zu höherm Beruf durch himmlische Gesichte und Ansprachen. — Einst, als er auf eine Wiese ging, wo sein Vieh weidete, setzte er sich in dessen Nähe nieder und fing in seiner gewohnten Weise zu beten an, vertiefte sich dabei in Gott und göttliche Dinge, und vergaß die Erde, auf der er ruhte. In dieser Erhebung des Gemüthes war es ihm, wie wenn aus seinem Munde eine weiße Lilie, die seinem Herzen entsproß, bis zum Himmel emporwachse und den lieblichsten Wohlgeruch ringsumher verbreitete. Die Schönheit der Lilie entzückte ihn und ihr Wohlgeruch erfüllte ihn mit ungemeiner Süßigkeit; die Betrachtung aber, daß sie aus seinem Munde und Herzen emporwachse mit seltsamer Verwunderung.— Während dieser Entzückung näherte sich ihm allmählig das weidende Vieh, und unter diesem ein Pferd von besonderer Schönheit. Als seine Augen und seine Gedanken auf dasselbe fielen, so bog sich auch die Lilie — das schönste Sinnbild seines zum Himmel emporgerichteten reinen Herzens und Sinnes — in einem Bogen zur Erde nieder. Und sieh, das Pferd faßt die Lilie mit den Zähnen, reißt sie aus seinem Munde und verschlingt sie gleich saftigem Gras. Darob erschrack er; erkannte aber in dem Bilde die himmlische Lehre, daß auch die geringste irdische Neigung zu einem Geschöpfe dem göttlichen Leben zuwider sei, daß diese Neigungen die höhern Begierden ertödten und verzehren (Wölflin bei Eichhorn). — Wieder einmal wird er im Geiste in eine einsame, von den menschlichen Wohnungen weit entfernte Gegend geführt. Wie er diese Gegend durchwandert, kommt ihm ein Greis entgegen in Silberhaaren von ehrwürdigem, wunderbarem Aussehen und Anzug, der einen entzückenden Gesang erhebt. Noch mehr als die Erscheinung setzt ihn diese himmlische Stimme in Erstaunen, die zwar nur Eine war, aber dennoch in dreifacher Weise erklang oder sich in drei verschiedene Stimmen auflöste, die zusammen eine wunderbare Harmonie bildeten. Nikolaus erkannte in dieser himmlischen Stimme ein schönes Gleichniß der heiligsten Dreieinigkeit, der einen, ungetheilten Gottheit in der Dreiheit der Personen, die, obgleich drei, wie diese Stimmen in unaussprechlicher Harmonie wieder Eines sind. —

Hierauf nähert ſich ihm der Greis, entblößt das Haupt und bittet knieend um ein Almoſen. Freundlich reichte ihm Nikolaus ein ſolches und der ehrwürdige Alte dankte und verſchwand. Nikolaus aber ward davon im Geiſte mit himmliſcher Süßigkeit erfüllt und verſtund jetzt, wer dieſer ſingende Bettler geweſen und welch' großen Werth unter den Werken der Frömmigkeit das Almoſen hätte, daß aber die vollkommenſte Weiſe, Almoſen zu geben, nicht die ſei, Andern zur Ehre Gottes bloß von dem Seinen etwas darzureichen, ſondern ſich zugleich mit Allem, was man hat und beſitzt, gänzlich Gott hinzugeben. Er mußte darin eine neue Mahnung ſehen, daß Gott von ihm dieſe gänzliche Hingabe verlange, und zwar nicht bloß das Seine, ſondern ihn ſelbſt, und bedauert nun, Gott nur eine Gabe, und nicht ſich ſelbſt hingegeben zu haben. In tiefſter Dankbarkeit und Anbetung ſinkt er auf die Kniee nieder (gedruckte Prozeßakten). — Als er wieder einmal häuslichen Geſchäften oblag, erſchienen ihm drei Männer, ehrwürdigen Ausſehens, von gleicher Geſtalt und gleicher Kleidung, einer von denen ſprach: „Nikolaus, willſt du dich mit Leib und Seele in unſere Gewalt übergeben?“ Er antwortete: „Ich übergebe mich Niemanden als dem allmächtigen Gott, und dieſem eigen zu ſein, habe ich ſchon längſt mit ganzer Seele verlangt.“ Dieſer Antwort gaben ſie durch freundliches Lächeln Beifall, und der Erſte redete zu ihm tröſtlich und liebreich folgende weiſſagende Worte: „So thue, was du vorhaſt und wandle den ſchmalen Weg. Weihe dich dem ewigen Gott allein. Im ſiebenzigſten Jahre deines Alters wirſt du von allem Elende des Erdenlebens erlöst in den Himmel eingehen und den Lohn für deine Arbeit empfangen. Unterdeſſen wirſt du viele Kämpfe, vieles zu ertragen und mit Anſtrengung zu überwinden haben. Sei ein muthiger Kämpfer, du wirſt ſiegen, du wirſt, was ſich auch Feindſeliges dir widerſetzen mag, darüber triumphiren, und dein Beiſpiel wird Viele zur Nachfolge erwecken. Zum Andenken an uns, legen wir dir ein Kreuz auf die Schulter; aber in der Herrlichkeit wirſt du es mit einem weißen Panier, eine Bärentatze führend, zum Zeichen deiner Beharrlichkeit, vertauſchen, und den Deinigen vorantragen.“ Da verſchwanden die Männer, und verließen ihn, neu geſtärkt, dem allein zu dienen, welcher ihm ſo oft ſeinen Willen auf wunderbare Weiſe kund gegeben (gedruckte Prozeßakten). Wiederum kam es ihm

im Geiſte vor, als wandle er durch ein Dorf, wo in Mitte weniger Häuſer ein herrlicher Palaſt ſich erhob. Das Thor ſtund offen und er trat durch dasſelbe hinein. Da ſah er eine weite Treppe mit zehn Stufen. Unter dieſen floß eine Quelle von Wein, Oel und Honig. Auf der oberſten Stufe aber ſtand ein Geſchirr mit dem Inhalte der Quelle gefüllt. Dann rief eine Stimme: „Wenn Jemand dürſtet, der komme zu mir und trinke.“ Nur Wenige kamen; er aber eilte, trank und ſättigte ſich mit unbeſchreiblicher Luſt. Hernach verwunderte er ſich, warum nur ſo Wenige zu dieſem köſtlichen Quell kommen und dieſer lieblichen Einladung folgen. Als er aber wieder in's Freie heraustrat, ſollte ihm das Räthſel gelöst werden. Er erblickte da eine zahlloſe Menge Menſchen, welche ſehr beſchäftigt waren, und ſich nur um Erwerb des Irdiſchen bemühten. Nikolaus erkannte durch himmliſche Erleuchtung, der herrliche Palaſt ſei die Kirche; die köſtliche Quelle aber ein Sinnbild des dreieinigen Gottes, der die Quelle alles Guten und aller Gnaden iſt; die zehn Stufen der Stiege bedeuten die zehn Gebote Gottes. Jene, welche dieſe halten, d. h. die Stufen der Gebote Gottes heranſteigen, würden zum Genuſſe der ewigen Güter des dreieinigen Gottes gelangen, aber nur Wenige ſtreben darnach und gelangen dazu, weil ſie der Einladung zu dieſem himmliſchen Gaſtmahle nicht Folge leiſten, ſondern gleich ſpielenden Kindern ſich nur mit dem Irdiſchen beſchäftigen. Nikolaus flehte einmal um eine himmliſche Anſprache und ging in dieſem Sinne mit den Seinen nach einer Wieſe, Heu zu ſammeln. Da umglänzte ihn eine lichte Wolke, aus welcher eine Stimme ſprach: „Nikolaus, du bekümmerſt dich vergebens in einer ſo hohen und wichtigen Sache, die den Stand deines künftigen Lebens betrifft, wenn du dafür hältſt, du könneſt aus eigener Einſicht und eigenen Kräften ſo etwas erreichen oder vollbringen. Warum wirfſt du nicht alle Sorgen mit den zeitlichen Dingen von dir? Warum ergibſt du dich nicht freiwillig in den Willen Gottes, wie du dir ſchon oft vorgenommen? Weißt du nicht, daß es Gott am angenehmſten iſt, ſich ihm ganz frei und willig zum Opfer darzubringen? So wirf denn alle Sorgen auf ihn, übergib dich dem Herrn und nimm von ganzem Herzen an, was er deinethalben anordnen wird.“ — Jetzt verſtand er klar, worin die Vollkommenheit beſtehe, nämlich, daß er Gott mit jener Rein-

heit und Hingebung des Willens suchen, dienen und sich ihm überlassen müsse, wie die ersten Jünger des Herrn gethan, die Weib, Kinder, Habe und alle Genüsse der Welt verließen und dem Erlöser nachfolgten. Er sah jetzt deutlich ein, daß er Gott zu lieb auch Weib und Kinder und alles Irdische verlassen müsse und konnte kaum den Zeitpunkt abwarten, sein Vorhaben in's Werk zu setzen (gedruckte Prozeßakten). Seine Sehnsucht erfüllte sich bald und die Vorsehung führte ihn als Einsiedler in den Ranft, wo er sein künftiges, wundervolles Leben zubrachte. Hier lebte er beinahe zwanzig Jahre in so seltener Strenge und Abgeschiedenheit, ohne alle menschliche Nahrung; hier entfaltete er ein so reiches Gnadenleben, erschwang sich im Gebete bis in die Geheimnisse der Gottheit, wurde ein Tröster der Betrübten und Hülfsuchenden, ein ernster Bußprediger für die Sünder, ein Helfer in Noth und Gefahr durch Wunder und Gebet, ein weissagender Herold der Zukunft, eine so mächtige Stütze des heiligen Glaubens, ein Vater, Beschirmer, Rathgeber und Retter des Vaterlandes, ein Besieger der finstern Mächte der Hölle, ein Vorbild hoher Tugend und Heiligkeit für alle künftige Zeiten und ein beständiger Fürbitter am Throne Gottes. —

Nothburge, die heilige, Wittwe, s. Yrta, die heilige, Jungfrau.

O.

Odilia, die heilige, Aebtissin, s. Deodat u. s. w.

Odilia Leser, s. Joseph Stephan Motschi u. s. w.

Olympius, Abt von Condat im Juragebirge, war ein würdiger Nachfolger des gottseligen Antidiolus (s. d. A.) Er suchte im Sinne und Geiste desselben das Kloster von Innen und Außen zu heben und ließ in der Nähe einige Gebäude aufführen. Aus allen Gegenden kamen Leute zu dieser klösterlichen Innung, wo sie eine Zufluchtsstätte, zeitgemäße Bildung und ihre Freiheit fanden. Die Bischöfe und die Aebte führten damals in väterlicher Huld den Krummstab, sie drückten das Volk

nicht wie die Adeligen und Könige, darum mehrte sich bald die Zahl der Ankommenden. „Im sechsten Jahrhunderte," sagt Egenod, „war Condat ein Zufluchtsort der Freiheit; man betrachtete jene Gegend als eine öde und unwirthliche Wildniß und bekümmerte sich wenig um jenes Volk." Die Anwohner um das Kloster erkannten den Abt als ihren Oberherrn, und genossen alle mögliche Rechte und Freiheiten. Während Olympius mit Umsicht die Zügel des Klosters führte, wüthete im Innern Burgund's der Bürgerkrieg, die Söhne Gundobald's und ihre Anhänger verwüsteten das Land; wohlhabende Familien verloren ihre Güter, oder gingen zu Grunde und fanden sich genöthigt, das Kloster Condat um wohlthätge Spenden zu bitten. Der edle Vorsteher erbarmte sich des hungernden Volkes, nahm die um Hülfe Bittenden auf und verschaffte ihnen Arbeit.— Anderseits schaarte sich eine Menge frommer Pilger um das Grab des heiligen Eugendus und wuchs zu einer solchen Anzahl heran, daß die für Fremde aufgeführten Gebäude bald nicht mehr hinreichten. In jener bedrängten Lage baten mehrere Anwohner den hl. Abt Olympius, die Aufführung neuer Gebäude zu bewilligen; er willfuhr ihrer Bitte und forderte von ihnen jährlich nur eine kleine Abgabe an sein Kloster. Nach und nach entstunden kleine Dörfer, welche, da sie unter der Obhut Condat's stunden, den Namen von St. Eugendus führten. Der vorsichtige Abt wollte jedoch nicht, daß sein Kloster durch das häufige Zusammenströmen der Völker gestört würde; deßhalb ließ er in einiger Entfernung von diesem eine Kapelle, zum Gebrauch der Laien aufführen. Schon war der Bau der Vollendung nahe und der Abt traf Anstalten, dieselbe einweihen zu lassen; allein diese Ehre sollte dem heiligen Sapied (s. d. A.) seinem Nachfolger, aufbewahrt bleiben; denn Gott war mit seiner Amtsführung zufrieden und nahm ihn gegen das Jahr 575 zu sich. Noch erwähnen wir, daß er kurz vor seinem Tode der Einweihung des Klosters von St. Moritz im Walliserlande anwohnte. Sein Körper fand die letzte Ruhe in der Todtengruft der Aebte. Auf dem Kalender ist er als ein Heiliger aufgeschrieben (Annnales Catholiques de Genève.)

Othmar, der heilige, Abt von St. Gallen (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 147 ff.). Nach der ersten Uebertragung der Reliquien des heiligen Othmars, durch Bischof Salomon

von Constanz, geschahen zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gründen noch nachstehende Versetzungen. Im Jahre 1529 bei der berüchtigten Bilderstürmung durch die vom katholischen Glauben abgefallenen Bewohner der Stadt St. Gallen wurden die Gebeine des heiligen Othmars in der Nacht aus dem verborgenen Ort in der Kirche herausgenommen und zuerst in die Hofkapelle in Wyl, und bald nachher, der bessern Sicherheit wegen, in das von den acht alten Orten beschützte fürstliche Gotteshaus Einsiedeln gebracht, wo sie neun Jahre blieben und endlich 1538 unter dem Fürstabte Diethelm Blaarer von Wartensee wieder nach St. Gallen gebracht und da gut und sicher verwahrt wurden. Bereits hundert Jahre später, nämlich 1629, wurden die heiligen Gebeine Othmars aus dem Orte ihrer Verwahrung erhoben und während acht Tagen der Verehrung der Gläubigen ausgesetzt, und am Schlusse dieser in einer feierlichen Prozession wieder in einen dazu bereiteten Ort in der Kirche beigelegt. Eine ähnliche Erhebung und Beisetzung fand statt unter dem Fürstabte und späteren Kardinal Sfondrati am 17. Herbstmonat 1692. Die letzte feierliche Erhebung der heiligen Gebeine wurde von dem allbekannten und beliebten Fürsten Beda vorgenommen. Im Laufe der Jahrhunderte und im Drange der sehr ungünstigen Ereignisse kam hie und da ein Theil des heiligen Leibes hinweg, so daß der Leib nicht mehr vollkommen ist, sondern mehrere Theile davon mangeln. So wurde namentlich einmal das heilige Haupt selbst in die kaiserliche Hauptstadt Prag in Böhmen gegeben, wo es noch gegenwärtig hoch verehrt wird. Spätere Bemühungen, dieselben wieder zurückzuerhalten, blieben ohne Erfolg. — Die noch übrigen Gebeine wurden seit der letzten feierlichen Beisetzung 1743 in einem kleinern Sarge in der Sakristei der Stiftskirche zu St. Gallen aufbewahrt, und alle Jahre am Feste des Heiligen und während dessen Octav auf seinem Altare der Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Theils um diese Verehrung besser zu fördern und theils auch um diese ehrwürdigen und köstlichen Reliquien eines so ehrwürdigen Mannes würdiger und anständiger zu behandeln, wurden im Herbste des Jahres 1849 auf den Anlaß des Namensfestes des Heiligen einige Arm- und Fußgebeine auf einer reich gestickten Tafel befestigt, auf dem Altare desselben in der St. Galluskirche an dem schon bei der Zubereitung des Altares hiefür eingerich-

teten Platze bleibend angebracht. — Wem müssen nicht diese Gebeine ehrwürdig sein! Wer sollte durch ihren Anblick nicht erbaut werden! Wer möchte nicht dadurch zur Anrufung des Schutzheiligen Othmars ermuntert werden, daß er bei ihrem Anblick vertrauensvoll rufe: „Heiliger Othmar, bitte für uns!"

V.

Pacificus von Lauis, Capuziner. Geboren zu Lauis (Lugano), einem der Hauptorte des Cantons Tessin, ging er vom Geiste Gottes geleitet nach Mailand und trat in den Orden des heiligen Franziskus. Er war ein ausgezeichneter Kanzelredner und rührte durch seine Predigten auch die verstocktesten Sünder, die er, wie einst unser Erlöser, liebreich aufsuchte. Pacificus lebte äußerst dürftig, selbst zur Zeit, wenn er öfter predigte, tauchte er nur einige Bohnen in's Wasser und stillte mit denselben seinen Hunger. Diese Lebensart beobachtete er die ganze Fasten hindurch, und wenn er bei Andern speisen mußte, so ließ er jene Gerichte, die seinem Gaumen schmeckten, stehen. „So," sprach er, „überwinde ich die natürliche Begierlichkeit und Sinnenlust; denn nur durch Bekämpfung dieser angebornen Leidenschaften kann der Ordensmann auf der Bahn des Heiles vorangehen." Pacificus war ein ernsthafter, strenger Mönch, ein Eiferer für die heilige Armuth und die Ordensregel und duldete nichts, was diesen Eintrag thun konnte. Obschon vielfach mit Predigten und andern geistlichen Verrichtungen in Anspruch genommen, lag er doch häufig dem Betrachten und dem Gebete ob. In frommem Gespräche mit Gott und seinen Auserwählten sah man zuweilen sein Antlitz wie das eines Seraph's strahlen. Wir erwähnen folgenden Vorfall. Als er zu Pigorio in Betrachtung vor dem hochheiligsten Altarssakramente kniete, sahen die Bürger der Stadt in der Capucinerkirche eine Feuerflamme aus dem Dache der Kirche emporflammen; Alle vermutheten, daselbst wäre Feuer ausgebrochen und eilten

hülfeleistend herbei. Aber wie erstaunten sie, da sie in der Kirche nur eine brennende Lampe und den P. Pacificus vor dem heiligsten Altarssakramente in Betrachtung versunken trafen. Vor seinem Ende prüfte ihn der liebe Gott durch eine schmerzliche und langwierige Krankheit; er bestand die Prüfung mit christlichem Muthe und ging geläutert aus der Trübsal wie das Gold aus dem Schmelztiegel hervor, reif für das Reich der Herrlichkeit, in welche er zu Pigorio, wie wir billig hoffen, im Jahre 1568 einging. Der Himmel verherrlichte ihn nach dem Tode durch mehrere Wunderwerke und Gebetserhörungen (Massaus Annanniens, Seraphischer Paradiesgarten, Bd. I. S. 707—708.

Perfektus Ruosch von Constanz, Capuziner. Als der gottselige P. Johann Chrisostom Schenk (s. d. A. Bd. I. S. 304 ff.) die Novizen leitete, besuchte ihn eines Tages der Student Ruosch, zu dem er in prophetischem Geiste sprach: „Du mein lieber Sohn, wirst bald die Zahl meiner Zöglinge mehren." Dieser, mit einem ganz anderen Plane beschäftigt, lächelte, erwiederte nichts darauf und entfernte sich; jedoch blieben die Worte des Paters tief in seinem Herzen eingeprägt, und kaum waren einige Monate verflossen, so stellte er sich ein, mit der Bitte um Aufnahme in den Orden, die ihm sofort bewilligt wurde. Man reichte ihm das Ordenskleid unter dem schönen Namen Perfektus, d. h. der Vollkommene. Der junge Noviz betrachtete seinen Namen als Mahnungszeichen, die Vollkommenheit fortan eifrig anzustreben; er erreichte sie theilweise im Probjahre und diente seinen Mitbrüdern zu einem nachahmungswürdigen Muster. Nachdem er die heiligen Gelübde entrichtet hatte, wurde er zur Fortsetzung seiner Studien in einen andern Convent versetzt. Sein geistlicher Führer, P. Johann Chrisostom entließ ihn mit den Worten: „Geh' mein Sohn, und wandelst du auf der Bahn, auf der du begonnen, mit Eifer fort, so wirst du einst der ganzen Provinz zum Vorbilde der Vollkommenheit dienen." Wie wahr hat sein geistlicher Vater gesprochen, und wie wunderbar haben sich diese Worte erfüllt! Pater Perfektus begann das Werk seiner Selbstheiligung mit dem Gebete, und befliß sich, mit der Art und Weise der Gebets- und Betrachtungsstunden, wie diese im Orden gehalten wurden, näher bekannt zu werden. Zu diesem Behufe lernte er die Vorschriften auswendig und prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Daraus zog

er großen Nutzen und sein Geist erstarkte im Guten. Er wohnte dem Gottesdienste mit der größten Erbauung bei; während der Betrachtung sah man zuweilen sein Angesicht von einem himmlischen Lichte umstrahlt, und seinen Leib von dem Boden erhoben. Er fürchtete sehr, sein erster Eifer möchte erkalten und darum verfuhr er mit seinem Körper in aller Strenge, brachte ihn unter die Herrschaft des Geistes, versagte ihm jede Angenehmlichkeit und züchtigte ihn bei Tag und Nacht. Er ließ sich keine Ruhe, brachte viele Stunden des Nachts im Wachen und Beten zu, floh den Umgang der Menschen, zog sich in einsame Winkel zurück, vergaß gänzlich die Welt und war fest entschlossen, seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen, ohne jedoch dem Willen seiner Obern entgegen handeln zu wollen, denn den heiligen Gehorsam achtete er über Alles. Die Vorsteher der Provinz schätzten den frommen und gelehrten Mann und waren nicht gewilligt, ein so großes Licht unter den Scheffel zu stellen, sie ernannten ihn sofort zum Novizenmeister. Niemand war damals zu diesem Amte tauglicher als dieser Gottesmann; er hatte die dazu nöthigen Eigenschaften, war klug, bescheiden, väterlich und demüthig, und darum wirkten seine Lehren und Ermahnungen um so mehr, weil er Alles, was er den Zöglingen beibrachte, selbst erfüllte und übte Er bildete die größten Männer, die in der Folge auf der Kanzel, im Beichtstuhle, am Krankenbette und durch ihren heiligen Wandel Großes leisteten und die Kirche Jesu verherrlichten. Ihr Amtseifer ist wie ein Erbgut auf die Schweizerprovinz übergegangen, welches annoch selbe nährt und erhält. — Einen Novizen ermahnte er ernstlich, von seinem Austritte abzustehen und sprach zu ihm: „Wageſt du diesen Schritt, so ist es um dein Heil geschehen." Seine Worte bekräftigte er durch ein Wunder, worauf der Frater fußfällig um Verzeihung bat und seine Gesinnung änderte. Als er in Zug das gleiche Amt bekleidete, prüfte er einen andern auf folgende Weise: es war kalter Winter und er betete mit den Klerikern die marianischen Tagzeiten im Convente Einer derselben sah ein Vögelein im Garten und schaute durch das Fenster demselben zu. Nach Vollendung des Gebetes wandte sich P. Perfektus an ihn, hielt ihm seine Zerstreuung vor und befahl ihm, er solle sogleich mit bloßen Füßen in den Garten gehen, den Baum besteigen und ihm das Vögelein fangen und bringen; der Novize gehorchte,

ging zum Baume, ſtieg hinauf, das Vögelein hüpfte ihm entgegen, flog auf ſeine Hand und er brachte es ſeinem geiſtlichen Führer. Alle geriethen in Verwunderung, erkannten die Tugend des Gehorſams und die Heiligkeit ihres Meiſters. — Ueber 30 Jahre war er Guardian, Definitor und einige Male Provinzial. Er bewährte ſich in ſeiner Stellung als ein Mann, der ſich ſelbſt und ſein Amt erfaßte, der liebevoll und väterlich regierte, der aber auch die Uebertreter der Regel und Ordensſatzungen zu ſtrafen wußte. Wie früher lag er, ſoviel ihm ſeine Würde und Bürde erlaubten, dem Gebete, der Betrachtung und den religiöſen Uebungen ob und ſchritt ruhmvoll auf dem Wege der Tugend voran; er brannte vor Liebe zu Gott und empfing ſeltſame Offenbarungen, die ihm kommende Dinge, welche ihn ſelbſt und Andere betrafen, erſchloßen. Als er Guardian in Ueberlingen war, ſtudirte da ein Jüngling, der durch die Heiligkeit des Gottesmannes angezogen, ſich entſchloß, in den Orden zu treten; er ging zum P. Perfektus und bat ihn, daß er ihm die Aufnahme vermittle. Der Guardian ſchaute ihn an und ſprach: „Mein Sohn, ändere dein Vorhaben, gehe nach Salem, ziehe das Kleid des heiligen Bernards an, dort wirſt du zum Abte erwählt werden.“ Der Student gehorchte, wurde Bernhardiner und unter dem Namen Stephan Abt von Salem. Unſer P. Perfektus wurde zum Generalkapitel nach Rom beordert; auf der Heimreiſe beſuchte er in Bologna ſeinen ehemaligen Freund, den päpſtlichen Gardehauptmann Kaſpar von Brandenberg. Sie begrüßten einander mit einem warmen Handſchlag und darauf ſagte der Pater: „Heute, mein lieber Herr, iſt ihr Oheim, Karl von Brandenberg, in ein beſſeres Leben hinübergegangen.“ Der Hauptmann erfuhr nachgehends aus Zug, daß ſein Freund die Wahrheit geſprochen habe. Auf gleiche Weiſe kündigte er zu Ueberlingen einer Nonne den Tod ihrer Schweſter in Zug an, wobei ebenfalls Tag und Stunde eintrafen. — Nicht nur Andern, ſondern auch ſich ſelbſt ſagte er den Tag ſeines Hintrittes voraus, und verkündete im prophetiſchen Geiſte, daß er am Todestage des heiligen Joſeph, des Nährvaters unſeres Herrn, von hinnen ſcheiden werde. Da nun der gottſelige Mann am 20. Brachmonat ſtarb, ſo hielten Einige ſeine Ausſage für unwahr. Das Feſt des heiligen Joſeph wird am 19. März gefeiert; wir wiſſen aber nicht wann und an welchem Tage der Hei-

lige gestorben ist, indem die Evangelisten darüber nichts verzeichnet haben; aber gelehrte Männer, wie Isolan und Johann von Carthagena behaupten, er sei am 20. Brachmonat entschlafen (T. I. L. IV. Hom. 3.). — Er ist auch berühmt durch außerordentliche Krankenheilungen; er hatte schöne Kenntnisse in der Arzneikunst und verstund die verschiedenen Heilkräuter und Arzneien nützlich anzuwenden. Nebstdem nahm er seine Zuflucht zum Gebete und den kirchlichen Segnungen, legte den Kranken und Presthaften die Hände auf und heilte sehr Viele, welche die Aerzte für unheilbar und rettungslos erklärt hatten. Mehr als 500 Heilungen werden aufgezählt. — Wir dürfen auch nicht übergehen, was Herr Balthasar Sailer, der von der Regierung zu Bregenz angestellt war, erzählt: „Pater Perfektus," sagte er, „trug die heilige Wegzehrung zu einem Kranken; ich schloß mich dem Zuge an und begleitete das hochwürdigste Gut. Auf einmal sah ich in meinem Hause Feuer aufgehen und war im Begriffe nach Hause zu eilen, dem gefährlichen Elemente Einhalt zu thun. Der ehrwürdige Pater hieß mich bleiben, machte das Kreuzzeichen gegen das Feuer und mein Haus blieb verschont. — Die Wunder, die er wirkte, breiteten sich überall aus und das Volk verehrte ihn wie einen Heiligen; die Leute brachten zu ihm die Kinder, Kranken und Presthaften; Einige berührten seinen Mantel, Gürtel und Habit; Andere knieten nieder und flehten um seinen Segen. Je mehr man ihn pries, desto mehr demüthigte er sich vor Gott und dachte an seine Schwäche und Gebrechlichkeit. Er war ein hoher Verehrer des göttlichen Sohnes und seiner heiligsten Mutter. Einst als er vor einem Bilde Mariens das göttliche Opfer darbrachte, sah das adelige und tugendreiche Fräulein Maria Klara von Prasberg, wie sich das Bild zu ihm hinneigte, und ihn liebvoll umfaßte. Segenreich hat P. Perfektus in unsern Gauen gewirkt, doch sollte er seine Tage nicht in der Schweiz beschließen. Pater Placidus aus Freiburg im Breisgau betrieb die Trennung der Provinz zwischen der Schweiz und Deutschland, und nachdem diese zu Stande gekommen, ging P. Perfektus zu der deutschen Provinz über. Daselbst bekleidete er noch mehrere Jahre die ersten Würden des Ordens, und legte dann selbe nieder, um seine letzten Jahre dem Heile zu widmen. Zu Wangen, wo er sich aufhielt, besuchte er täglich eine Einsiedelei, in der eine Muttergotteskapelle war.

Dort lag er auf den Knieen und bat die Himmelskönigin um ein seliges Ende. Als er einst von diesem Gnadenorte zurückkehrte, frugen ihn die Leute, woher er käme? Die Antwort war: „Ich habe Maria, meine Mutter besucht.“ Von Jahren gebeugt, sah er freudenvoll sein Ende kommen. Er starb zu Wangen im Rufe der Heiligkeit den 20. Brachmonat 1704, war 92 Jahre alt und hat von ihnen 67 im Orden zugebracht. Beim Tode umgab ihn der sämmtliche Convent; seine Leiche gab einen lieblichen Geruch von sich und der Verblichene schien noch zu leben. Tausende und Tausende schaarten sich um seine sterbliche Hülle, wohnten seiner Beerdigung bei und verehrten ihn wie einen Heiligen. — Pater Perfektus war gelehrt, und auch Schriftsteller; zu erwähnen ist sein „kirchliches, regularisches und ökonomisches Ritual zum Gebrauche der Schweizerprovinz.“ — Beim Uebertritt zur deutschen Provinz, klagt P. Michael Angelus von Zug, in seinem Bullarium (T. IV. p. 51.), habe er das Originalaktenstück Facultates missionariæ mitgenommen. Es hielt schwer, gleiche Begünstigungen neuerdings für die Schweizerprovinz zu erhalten. Uebrigens spendet er ihm das herrliche Lob in nachstehenden Zeilen: „Frater Perfektus aus Constanz, zu vier Malen Provinzial, zeigte den Namen, den er führte, im Werke und war ein seltener Verehrer Gottes und Mariens. Im Umgange glich er einem Lamme oder einem Löwen, je nachdem die Umstände es erforderten. Zur Zeit der Trübsale und Bedrängnisse half er sehr Vielen durch sein Gebet; Mehrern prophezeite er künftige Dinge, ihm selbst seinen Tod, der mit seinem vollkommenen Leben im Einklange stund.“ (Cf. P. Michael Angelus, Tugiensis, Dullarium, T. IV. p. 64; P. Romualdi Stockacensi Ord. Cap. Hist. Prov. anterioris Austriæ FF. Capuc. p. 303—306; Protocollum majus Prov. Helv., Lucernæ; Catalogus Defunctorum Prov. Helv.; von Mülinen, Helv. S., Bern 1861.)

Peter Hug, Jesuit. Schon im Jahre 1567 wollten mehrere Mitglieder des Raths zu Lucern ein Collegium dieses Ordens errichten, die Sache kam aber nicht zu Stande. Ebenso zerschlugen sich die Unterhandlungen des Jahres 1568, welche die Gründung eines gemeinsamen Seminars für die katholischen Kantone in Rapperschwyl, Freiburg oder gar in Locarno bezweckten und zwar vorzüglich des Kostenpunktes wegen. Als nun nichts Gemeinsames zu Stande kommen wollte, beschloß Schult-

heiß Ludwig Pfyffer, Herr zu Altishofen, für Lucern allein eine höhere Lehranstalt zu errichten und sie den VV. der Gesellschaft Jesu zu übergeben. Am 25. Herbstmonat 1573 brachte er zuerst die Sache im Rath vor, und am 10. Hornung 1574 erging ein förmliches Gesuch an Papst Gregor XIII. mit der Bitte, um Sendung einiger Jesuiten nach Lucern. Jost Segesser, päpstlicher Gardehauptmann, damals in Lucern, trug das Schreiben nach Rom, und überreichte es eigenhändig dem heiligen Vater, der das Gesuch dem Jesuitengeneral mittheilte; dieser schrieb an den Provinzial zu Ingolstadt, P. Paulus Hoffäus, welcher von dort den 7. August 1574, die ersten Jesuiten nach Lucern schickte, nämlich die Väter Laubenstein aus Oberdorf im Allgäu, und Vitus Liner aus Brixen mit dem Laienbruder Bartholomäus Brülliſauer aus Appenzell. Diese drei Männer nahmen ihre Wohnung im Wirthshaus zum Schlüssel auf dem Barfüsser- oder Franciskanerplatze, hielten ihre Schulen daselbst und ihren Gottsdienst in der St. Antoniuskapelle. Am 1. Mai 1577 erschien dann, von der Obrigkeit eingeladen, der P. Provinzial mit andern Jesuiten in Lucern, am 4. und 6. Mai wurden hierauf zwischen ihnen und den Abgeordneten des Raths alle Punkte über Errichtung eines eigentlichen Collegiums berathen und festgesetzt, und diese Uebereinkunft von Rath und Hundert der Stadt förmlich genehmigt. (Dieser Stiftungsbrief vom 10. Mai 1577 ist noch im Original im Stadtarchiv im Wasserthurm zu Lucern.) Die Jesuiten gewannen in Lucern bleibenden Aufenthalt, und wirkten thätig und segensreich. Der oben genannte P. Paulus Hoffäus wurde erster Rektor des Collegiums, versah 30 Jahre lang bis zu seinem Tode diese Stelle und setzte sein Kloster in blühenden Zustand. Unter den vielen ausgezeichneten Gottesmännern, die dieses Kloster beherbergte, ragte auch P. Peter Hug hervor. Er war ein Sprößling vom Geschlecht des gefeierten Lucerner Schultheißen Johannes Hug, der wesentlich zur Erhaltung der katholischen Religion in Lucern in der Reformationsepoche beigetragen hatte. Nach Vollendung seiner Studien weihte sich Peter dem geistlichen Stande. Schon war ihm eine Präbende (1604) an dem Chorherrenstift Beromünster zugesichert und er wartete die Zeit ab, eine erledigte Stelle einzunehmen. Während dieser Frist wehte ihn der Geist Gottes an, mit der Welt zu brechen und sich dem klösterlichen Leben zu weihen; er verzichtete sofort auf

seine Chorherrenpfründe, trat in die Gesellschaft Jesu und ehrte selbe sowohl durch seine Gelehrtheit als durch seinen Tugendwandel. In Freiburg im Uechtlande war er deutscher Prediger (1630—1637), in freien Stunden verfaßte er nützliche Schriften, beschrieb das Leben des seligen Nikolaus von Flüe, das er aus gründlichen Quellen zog. Seine Arbeit ist als eine der gründlichsten und gediegensten anerkannt worden, indem die Verfasser späterer Zeit sich auf diese stützten. Der Selige sagt selbst: Ich habe meine Arbeit nicht aus jeder vorliegenden Cisterne, sondern selbst aus den reinsten Quellen geschöpft." Der fromme Pater arbeitete viel zu seinem und Anderer Heil und starb plötzlich den 19. Christmonat 1657 an einem Schlagfluß. Sein Andenken blieb bei der Nachwelt im Segen. — Nach ihm zeichneten sich noch mehrere Lucerner Jesuiten aus, die in den Annalen einen rühmlichen Platz einnehmen, z. B. Laurenz Forer (s. d. A. Bd. II. S. 484 ff.), Heinrich Lamparter, Nikolaus Wüssing, Leodegar von Hertenstein, Walther von Sonnenberg, Beat und Franz Xaver Amrhyn, Dominik Rüttiman, Johann Wilhelm Beusch (aus einem aus dem Wallis nach Lucern gekommenen Geschlechte), Franz Xaver Pfyffer von Altishofen, Philipp Segesser, Anton Balthasar, Augustin Schindler und Andere mehr. Die Jesuiten haben sich in Lucern große Verdienste erworben, und von ihnen sagt Herr Segesser in seiner Rechtsgeschichte von Lucern: „Die ganze Zeit ihres Bestandes hindurch blieb die Schule der Jesuiten in Lucern die erste und vorzüglichste Bildungsanstalt in der katholischen Eidgenossenschaft, ihre Frequenz war außerordentlich stark und ihr Ruf weit herum verbreitet." (Bd. IV. S. 577). — Papst Clemens XIV. hatte den 21. Heumonat 1773 den Orden der Jesuiten in der ganzen Welt aufgehoben, aber dieses Breve kam erst den 27. Wintermonat 1773 nach Lucern zur amtlich geltenden Kunde, und am 17. Jänner 1774 erfolgte die Auflösung des Collegiums, worauf die Väter ihren Ordenshabit ablegten und dann als Weltgeistliche wieder das Collegium bezogen, um wie zuvor ihre Verrichtungen in Kirche und Schule fortzusetzen. Somit hatte die Gesellschaft Jesu gerade zwei volle Jahrhunderte in Lucern gewirkt. Die Väter, nun Professoren am Lyceum und Gymnasium, wohnten im ganzen ehemaligen Collegiumgebäude bis zum Jahre 1804, wo den Regierungsbehörden der untere Seitenflügel desselben eingeräumt wurde, und

den Professoren nur noch der obere Seitenflügel überlassen blieb. — Durch den Beschluß des großen Rathes von Lucern (24. Weinmonat 1844) wurden die Jesuiten wieder in's Land gerufen, aber nach dem Sonderbundskrieg auf's Neue vertrieben.

Peter von Lodi, Capuciner. In der Nähe der Stadt Lodi (Lombardei) befindet sich Alt-Lodi. Dort stand die Wiege des frommen Dieners Gottes, welcher sich von früheste Jugend an berufen fühlte, die Welt und ihre Freuden zu verlassen und ein abgetödtetes Leben zu führen. Er zog in der Mailänderprovinz das demüthige Gewand des heiligen Franciskus an, und wanderte dann mit Zustimmung seiner Ordensobern in die Schweiz. In der Schule des Gekreuzigten gebildet, hatte er sich das heilige Stillschweigen so angewöhnt, daß ihn seine Mitbrüder nie zum Reden brachten, außer wenn man von himmlischen Dingen sprach. Stets hörte er auf die innere Stimme des göttlichen Erlösers, die jedes äußere Geräusch übertönte. Nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, wurde ihm eine außerordentliche Gnade erwiesen, derer sich wenige Menschen erfreuen; sein Gemüth verwandelte sich in göttliches Schauen und er konnte sagen: „Herr! rede, dein Diener hört." Er fiel oft im Gebete und kindlichem Umgang mit seinem Schöpfer in Verzuckungen, von denen wir nur eine erwähnen. — Als er sich im Kloster zu Stans aufhielt, gerieth er am Feste des heiligen Antonius bei der Lesung über Tisch in eine Verzuckung; er stund längere Zeit unbeweglich und gab kein Lebenszeichen. Endlich kam er wieder zu sich und die Brüder fragten ihn, was er gesehen habe? Der demüthige Mann schwieg, wollte seine Gesichte nicht offenbaren und sagte endlich: „Das Geheimniß des Königs zu verheimlichen ist gut." Mehr und mehr wurde er ein Freund der Einsamkeit und widmete sich dem beschaulichen Leben. Nie ging er aus dem Kloster ohne Noth, erbaute Jedermann im Umgange und bewährte sich als einen vollkommenen Klostermann. Er beschäftigte sich auch mit Handarbeit und unterließ kein Berufsgeschäft. Niemand konnte die Niedergeschlagenen und Kranken besser trösten, als er; er theilte ihnen aus dem Ueberflusse der himmlischen Offenbarungen mit und goß Balsam in ihre Wunden. Pater Petrus war ein treuer Anhänger der Kirche, vertheidigte eifrig die alte katholische Lehre gegen die Protestanten, wenn sie selbe angriffen und wirkte sogar bei solchen An-

lässen Wunder, wovon nachstehende Begebenheiten zeugen, die noch in den Archiven aufbewahrt sind. Als er dem Kloster Baden vorstund, war über die dasige Stadt ein gewisser Herr von Bern Landvogt; gemäß seines Amtes ging P. Peter zu dem Herrn an seinem Namenstage auf das Schloß, um ihn zu beglückwünschen; in dessen Abwesenheit empfing ihn die Frau sehr höflich. Bald lenkte diese das Gespräch auf die katholische Lehre und als eifrige Protestantin nannte sie die Katholiken Fanatiker und bediente sich sehr unpassender Ausdrücke; er wollte sie bescheiden belehren, aber sie schäumte vor Wuth und stieß abscheuliche Reden gegen die römische Kirche aus. „Wollen Sie," frug der Pater, „daß ich Ihnen die Wahrheit meiner Worte durch ein Wunder beweise?" „Dieß möchte ich sehen," war die Antwort. Nun nahm er feurige und brennende Kohlen in die Hand und sagte: „Habe ich die Wahrheit gesprochen in Betreff des katholischen und orthodoxen Glaubens, so sollen sie meinen Händen nicht schaden; sind aber ihre Behauptungen wahr, so werden Sie gleich die Wirkungen des Feuers in den Händen sehen." Pater Peter hielt die feurigen Kohlen auf den Händen und die Dame schaute staunend zu, wie die Hände unverletzt blieben; sie ließ jedoch durch das Wunder sich nicht rühren, sondern blieb in der Verblendung, beschuldigte den Gottesmann, er treibe zauberische Künste und habe sie durch Verblendung überzeugen wollen. — Ein ähnliches Wunder wirkte er im Aargau. Als er durch Brugg reiste, begegnete er einigen Zwinglianern, die ihn sogleich mit Spottnamen begrüßten und die Capuciner Heuchler nannten. Sie griffen die katholische Lehre an, ohne sich in ein Religionsgespräch einzulassen; der gute Pater stund still, und hörte die Beschimpfungen geduldig an, bis sie ausgetobet hatten. Nun widerlegte er die ketzerischen Einwürfe, erörterte mit vieler Gewandtheit die Glaubenslehre der Kirche; aber auf Alles, was er sagte, erwiederten sie, das sei nicht wahr. Pater Peter stund an einer Schmiede, nahm ein feuriges Eisen in die Hand und sagte: „Sehet, meine Freunde! dieses feurige Element bezeuget den Glauben, den ich bekenne; ich trage das glühende Eisen, wie ihr sehet, auf bloßen Händen und ich bleibe unbeschädigt; bitte, berühret auch ihr dasselbe und erprobet, ob euer Glaube der wahre sei." Keiner wagte das feurige Eisen anzurühren; sie stunden zwar verwundert da,

aber das Wunder änderte sie nicht. — Er widmete den Katholiken alle Aufmerksamkeit, unterrichtete die Unwissenden, trieb die Lauen und Trägen zum Guten an und stärkte die Schwankenden. Den Krankendienst versah er mit lobenswerthem Eifer und sorgte eifrigst für Leib und Seele der Sterbenden. Zu Rheinfelden erreichte auch der fromme Mönch das Ziel seiner frommen Wanderschaft. Von einem hitzigen Fieber befallen, verlangte er sogleich nach dem Empfang der heiligen Sakramente. Er starb den 30. Wintermonat 1613 im Rufe der Heiligkeit, bei Gott und den Menschen beliebt. (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III.; Catalogus Prov. Helv.; Annal. Prov. Helv., Lucernæ, mst.).

Photin, der heilige, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w.

Pius Reher, Fürstabt von St. Gallen, war ein Schwabe und 1597 in dem bei Weingarten gelegenen Dorfe Bleyried geboren. Er studierte wahrscheinlich in St. Gallen, gewann die würdigen Söhne des heiligen Gallus lieb, trat in deren Verband und entrichtete da am Feste des heiligen Martyrers Laurentius 1614 die heiligen Ordensgelübde. Der junge Kleriker entwickelte seltene Fähigkeiten, machte glänzende Fortschritte in den theologischen Fächern, so daß man mit Recht von ihm erwartete, er werde einst Großes und Erfreuliches leisten. Bald nach Vollendung seiner Studien wurde er zum Suprior befördert, welchem Amte er befriedigend vorstund. Als der Fürstabt Bernhard II. Müller 1630 das Zeitliche segnete, [1]) wurde Pius zu seinem Nachfolger erwählt, in einer Zeit, in welcher sich die Protestanten in die katholischen Rechte St. Gallens einmischten und die Flammen des Krieges in Deutschland emporloderten. Pius bewährte sich als der Mann der Zeit und suchte, soviel möglich, mit Beiziehung der Urkantone, die katholischen Rechte zu wahren, was die 1630 zu Frauenfeld gehaltene Tagsatzung beurkundet. In Stürmen und wo die Ueber-

[1]) Bernhard II. Müller, geboren 1557 in Ochsenhausen, war zuerst Dekan des Stiftes St. Gallen; er half 1602 die „Congregatio Helveto Benedictina" gründen, kaufte den 14. Weinmonat 1621 die Herrschaft Ebringen im Breisgau, erbaute 1629 das Kloster Neu St. Johann, regierte ruhmvoll 36 Jahre lang, entsagte den 13. April 1630 seiner Würde und starb im gleichen Jahre zu Rorschach.

macht das Recht verletzte, mahnte er die Katholiken immer zur weisen Mäßigung, hielt sie von Angriffen auf die Protestanten zurück und verhinderte dadurch manches Unglück. Im Jahre 1633 rückten die Schweden an die Schweizergrenzen, ja sogar auf schweizerischen Boden selbst, belagerten die Stadt Constanz und erfüllten das Land St. Gallen mit nicht geringer Furcht. Mit allem Werthvollen flüchteten die Herren und Bauern auf die Berge und suchten ihre Habseligkeiten zu retten. Fürst Pius sandte die Archive und das ganze Kirchengeräth nach Einsiedeln, die Klostergeistlichen aber nach Toggenburg. Er erneuerte auch alle seit zwei Jahren verordneten Musterungen, ließ die Schlösser ausbessern, eine Kriegsauflage erheben, Wachen aufstellen, und alle zur Sicherheit des Landes nöthige Vorkehrungen treffen. — Der dreißigjährige Krieg brachte viel Elend und Noth über Deutschland, namentlich über die Kirchen und die religiösen Stifte; die Prälaten und die Conventualen derselben mußten sich auf schweizerischen Boden flüchten und suchten in St. Gallen ihre Sicherheit. Der hochherzige Abt Reher nahm Alle, die zu ihm kamen, gastfreundlich auf und linderte ihr Elend. Die Prälaten und Mönche von Fulda, Kempten, Weingarten, Ochsenhausen, Ettenheimmünster u. s. w. kamen zur fürstlichen Abtei; er schätzte sich glücklich die Verfolgten zu beherbergen, sprach zu ihnen Worte des Trostes und des Gottvertrauens und tröstete sie auf eine bessere Zukunft, obschon der politische Himmel mit düstern Wolken überzogen war. — Ueberhaupt war Pius ein warmer Vater der Armen, stillte im Geheimen manche Noth, unterstützte die Hausarmen, ließ Kleider und Lebensmittel unter sie austheilen und bewährte sich sehr wohlthätig. Er war ein frommer Ordensmann, liebte das Gebet, die Betrachtung, wohnte mit Erbauung dem Gottesdienste bei, den er ohne dringende Ursache niemals versäumte. Im wahren Sinne des Wortes war er der beste Vater seiner Untergebenen, sorgte für ihre Bedürfnisse in kranken und gesunden Tagen, mahnte liebreich die Fehlenden, ermunterte die Pflichtgetreuen, und suchte in Allem zuerst das selbst zu erfüllen, was er Andern an's Herz legte. Auf die Beobachtung der klösterlichen Vorschriften drang er strenge, schaffte eingeschlichene Mißbräuche ab und duldete die Uebertretung der Regel nicht. Nicht weniger war er für die Einkünfte des Gotteshauses besorgt, suchte selbe zu sichern, soviel

er vermochte. Obschon der große Mann von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, fand er dennoch Zeit ein schönes Erbauungsbuch, betitelt: „Trigesimus Virtutum“ zu schreiben, welches 1690, also lange nach seinem Hinscheiden, in St. Gallen gedruckt wurde. Es ist ein Buch, in welchem seine Tugend und Frömmigkeit hervorstrahlen und welches sein Andenken bei der Nachwelt verewigte. Die vielen Arbeiten und Mühen schwächten seine Gesundheit, und wie wohl noch in den besten Mannesjahren, fühlte er den Tod in seinem Innern. Als sein Ende nahte, kam der sämmtliche Convent zu seinem Bette, um den Segen des geliebten Vaters zu erbitten; er tröstete sie gar liebevoll, und mahnte mit sterbender Stimme die Stiftsherren zur ausdauernden Beobachtung der klösterlichen Zucht und sprach: „Haltet fest an der Zucht, so wird diese euch erhalten.“ Er übergab seine schöne Seele am 9. Christmonat 1654 in die Hände seines Schöpfers. Sein Hintritt erschütterte nicht nur die Klosterbewohner, sondern die katholische Schweiz überhaupt; das Volk eilte in Masse herbei, den Verblichenen wie einen Heiligen zu behandeln, schnitt von seinen Kleidern, Haaren und Bart und Jedermann wollte von ihm ein Andenken haben. Wegen des Volksgedränges konnte die Leiche erst nach fünf Tagen begraben werden (Schenk, II., Epitome Historiæ S. Galli; Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. IV. S. 287; von Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. III. S. 160–175; von Mülinen, Helvetia S., Bd I.)

Pontan, s. Balthasar Cavat, Jesuit.

Pontian, s. Hermagoras, Bischof u. s. w.

Q.

Quiteria, die heilige, Martyrin, s. Yrta, die heilige, Jungfrau.

R.

Remigius, Abt von Condat im Juragebirge. Remigius war Erzkanzler bei Kaiser Lothar I. und wurde, nachdem sein Vorfahrer Angilmund zum Erzbischof von Vienne erhoben worden, zum Abte erwählt. Er leitete das Kloster Condat im Sinne und Geiste seiner Vorfahrer, drang auf die Beobachtung der klösterlichen Ordnung und pflegte sorgfältig die Wissenschaften. Die Schulen von Condat hatten gefeierten Ruf und aus ihnen gingen ausgezeichnete Männer hervor. Ludwig, der Stammler, berief Mönche aus dem Jura, um ihnen die königliche Schule anzuvertrauen. Nachdem Remigius zehn Jahre die Abtei sehr weise geführt und diese auf den höchsten Glanzpunkt gehoben, wurde er auf den bischöflichen Sitz von Lyon erhoben. Die Wahl versetzte das Kloster in die tiefste Trauer, allein er tröstete seine Brüder mit der Versicherung, ihrer in Huld eingedenk zu sein. Er hielt auch treu sein Versprechen und leistete ihnen in verschiedenen Angelegenheiten wesentliche Dienste. Noch in gleichem Jahre seiner Erhebung gerieth das Kloster in Streit mit dem Grafen Malfred, der dessen Rechte und einzelne Besitzungen schmälern wollte. Die Mönche von Condat wandten sich an den heiligen Remigius, und klagten ihm die Uebergriffe des Grafen in ihr Eigenthum. Der heilige Prälat verfügte sich an den Hof, um den wichtigen Handel auf dem rechtlichen Wege zu schlichten. Lothar I. ließ beide Partheien vor sich kommen, um sie anzuhören. Remigius führte selbst für sein Kloster das Wort, wies die ältesten Urkunden vor und überzeugte den Fürsten dermassen, daß er das Unrecht Malfred's anerkannte und nachstehende Erklärung ausstellte: „Wir nehmen die Mönche von Condat, ihre Güter, und was sonst ihnen zugehört, in unsern Schutz und bestätigen mit unserm Ansehen ihre Rechte; und dieß thun wir deßwegen, damit Niemand es wage, weder jetzt noch in Zukunft, sie in ihren Rechten zu beschränken.“ — Remigius schmückte den bischöflichen Sitz von Lyon mit allen Tugenden, sorgte väterlich für seine Heerde, weckte

den Geiſt der Wiſſenſchaften in dem Klerus, wandte beſonders ſein Augenmerk auf die Klöſter und ſtiftete mehrere derſelben. Allein nicht nur in ſeinem Sprengel, ſondern auch in Kirchenverſammlungen, deren Seele er war, wirkte er zum Beſten der Kirche. Nachdem der hl. Biſchof 24 Jahre ſeiner Diöceſe mit Ruhm vorgeſtanden und ſich und Andere geheiligt hatte, entſchlummerte er den 28. Weinmonat 875 ſelig im Herrn. Er ward in der Kirche des heiligen Juſtus beigeſetzt und ſpäter in die Kathedrale übertragen. Ferrarius hat ſeinen Namen in das römiſche Martyrologium aufgenommen und auch die Martyrologien von Frankreich und Sauſſayus melden von ihm; „jedoch“ ſagt Abbé Migne, „wurde er nie, nicht einmal in Lyon, öffentlich verehrt.“ — Mit ihm ſchließt die Reihenfolge der hhl. Aebte von Condat; von ſeinen Nachfolgern iſt wenig bekannt, oft nur der Name verzeichnet. Wir erwähnen daher noch der verſchiedenen Ereigniſſe, welche die Abtei bis zu ihrer Aufhebung zu beſtehen hatte. Im Anfange des Jahres 1536 zog der Säckelmeiſter Nägeli mit 6000 Bernern nach der Waadt, Genf und Chablais, um mit den Waffen die katholiſche Religion zu unterdrücken. Die Berner waren nach den Klöſtern lüſtern, und wohin ſie kamen, plünderten und zerſtörten ſie dieſelben. In Orbe und Iſſerten raubten ſie nach Willkühr und machten eine beträchtliche Beute. Hierdurch ermuthigt und angelockt, richteten ſie ihren Blick auf die Abtei von Condat, wo ſie große Schätze zu erbeuten hofften. Fünfhundert Berner brachen nach dem Jura auf und ſchlugen den Weg nach dem Dorfe Jougne ein. Schon waren ſie bis Tour-du-Plane vorgerückt, als man in der Umgebung von ihrem Anmarſche Kunde erhielt. Da faßte der wackere Mann, Claudius Blanchot mit Namen, den Entſchluß, das Kloſter zu retten, eilte in die benachbarten Dörfer und ſammelte einen großen Theil der Einwohner von Moirons-Villard und Rexouſe um ſich, die mit ihm auszogen und im Stillen die Räuberbande erwarteten. Die Berner, die an keinen Widerſtand dachten, waren auf das ſeltenſte überraſcht, als ſie von einem Kugelregen empfangen wurden; ſie verbargen ſich hinter die Bäume, Viele fanden in den Schlünden des Jura's den Tod. — Im Jahre 1579 wagten die Neuerer abermal einen Auszug auf das Kloſter. Martene erzählt, daß 120 Proteſtanten ſich aufmachten zur Plünderung der Abtei. Zur Ausführung ihres Planes wählten ſie

den 9. Christmonat, zogen in der Nacht wohlgeordnet auf Condat und rückten, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, vor das Kloster. Da ertönten die Glocken, welche den Mönchen das Zeichen zur Matutin gaben, die zur Nachtszeit abgehalten wurde. Zugleich schlug die Trommel. Der Tambour zeigte an, daß beim angehenden Tage eine Versammlung statthaben werde. Die Bande ahnte Verrath und ergriff eilends die Flucht. — Im Jahre 1579 zerstörte eine Feuersbrunst die Kirche des heiligen Claudius, wobei man das Kästchen, in welchem sich die Reliquien des heiligen Claudius befanden, glücklich rettete. Hernach entschloß man sich zu Ehren des heiligen Petrus eine Kirche zu erbauen. Herr Ferdinand von Ryn, der schon früher mit diesem Gedanken umging, benützte diese Gelegenheit ihn auszuführen. Die Mönche stimmten bei, jedoch verlangten sie, daß die Reliquien des Heiligen in die neue Kirche übertragen und in einer Kapelle aufbewahrt werden und ihnen die Aufsicht darüber verbleiben solle. Damals wurde der Grund zu dem herrlichen Gebäude gelegt, welches die heutige Kathedrale bildet. — Eine neue Gefahr drohte dem Kloster 1639, als die Schweden unter Anführung Weymar's Burgund verwüsteten. Am 16. Mai kamen sie nach Condat und machten da Halt. Mehrere Soldaten drangen in die Kirche, stahlen an der Mauer die Votivtafeln und schickten sich an, den Reliquienkasten zu erbrechen. Plötzlich bemächtigte sich ihrer ein gewaltiger Schrecken; sie flohen aus der Kirche, ohne den Sarg des heiligen Claudius zu erbrechen. Der Krieg dauerte zehn Jahre, die Religiosen schmolzen zusammen und lösten sich gänzlich auf, um nie mehr sich zu vereinigen. Papst Benedikt XIV. hob 1742 die Abtei auf und errichtete ein Bisthum. (Annales historiques de Genève.)

Richard, Abt von Condat, s. Hippolyt, Abt u. s. w.

Richard, zweiter Propst auf dem großen St. Bernhard. Die Legende von Chamouny, welche, wie mehrere Geschichtsforscher dafür halten, der gelehrte Azolin verfaßte, berichtet, daß Richard aus dem edlen Geschlechte Centron, nämlich von den Herren de Festi im Iserethale, der Diöcese Tarantaise, abstammte. Sowohl die Kirche von Aosta als das Gotteshaus von St. Bernhard bestätigen, daß er unmittelbar dem heiligen Bernhard, dem Stifter der Hospize auf dem großen und kleinen St. Bernhardsberge, als Archidiakon und General-

vikar von Aosta und als Propst auf dem großen St. Bernhard im Amte gefolgt sei. Nach dem Tode des seligen Stifters unternahm er eine Pilgerreise nach Jerusalem zu der Leidensstätte und dem Grabe unseres göttlichen Erlösers, wo er einige Wochen sich aufhielt und der Andacht pflog. Auf der Heimreise nach Europa erhob sich auf dem Meere ein gewaltiger Sturm, der das schwache Fahrzeug sammt den Reisenden zu verschlingen drohte. Richard erhob sich im Schiffe, rief voll Vertrauen den heiligen Bernhard von Menthon an, empfahl sich selbst und die Mitreisenden seiner Fürsprache und Hülfe bei Gott und augenblicklich legten sich die wilden Elemente zur Ruhe. Er besuchte auf dieser Reise die ewige Stadt, verehrte die Gräber der hl. Apostel und Martyrer und erkundigte sich bei diesem Anlaß über die nähern Lebensverhältnisse des heiligen Bernhard's, indem er eine vollständige Biographie dieses Heiligen der Nachwelt überliefern wollte. Zwar hatte er ihn persönlich gekannt und einige Geschichtsschreiber machen die Ansicht geltend, er sei des heiligen Stifters Jünger gewesen; allein er bestrebte sich alle Umstände aufzuzeichnen, die ihm entgangen waren. Was das Leben des Heiligen betrifft, hat er dasselbe nicht nur anziehend, sondern umständlich und wahrheitsgetreu beschrieben und sagt: „Ich Richard, Archidiakon von Aosta und Chorherr daselbst, war mit dem heiligen Bernhard bekannt und stund mit ihm in freundlicher Verbindung, und da ich die außergewöhnlichen Dinge und die vielen Wunder, die er wirkte, sah, setzte ich mein volles Vertrauen auf Gott und entschloß mich in ferne Gegenden zu reisen. Bei meiner Heimkehr besuchte ich Rom; und suchte in den Chroniken, die sich auf Menthon beziehen; und unterließ auch nicht in Aosta, Novara und andern umliegenden Orten und Städten der Diöcese, wo sich der Heilige aufhielt, Kunden einzuziehen: ich durchging, soviel ich konnte und wo ich es für nothwendig erachtete, die Chroniken selbst, habe mir überdieß eine Menge Schriften verschafft und selbe meinem Gedächtniß eingeprägt. Zur Steuer der Wahrheit bezeuge ich dieß in Gegenwart meines Herrn, welcher herrschet von Jahrhundert zu Jahrhundert, Amen." (Bolland., Acta SS. T. II. Junii p. 1072.) Die Verfasser der Acta SS. halten dafür, Richard habe eine zweite Reise nach Rom unternommen, um das Leben des heiligen Bernhard's niederzuschreiben, und Domherr de Rivaz be-

merkt: „Alle Biographen des vierzehnten Jahrhunderts halten den seligen Richard für den ersten Lebensbeschreiber des heiligen Bernhard's von Menthon, des Gründers oder besser gesagt, des Herstellers des klösterlichen Spitals auf dem Jupitersberg! Die Bollandisten meinen, er habe die Legende nach seiner Rückkehr von Rom aufgezeichnet. Die gelehrten Verfasser, die dieses Leben mittheilten, waren der Ansicht, Richard habe zwei Pilgerreisen unternommen, die eine nach Rom und die andere in's heilige Land; allein diese Voraussetzung war nicht nothwendig; denn bei der Rückkehr von Jerusalem konnte er füglich Rom besuchen." Andere Notizen, wie auch das Todesjahr Richard's sind unbekannt. Domherr de Rivaz hat selbst den großen St. Bernhard besucht und fand in dem geschichtlichen Catalog der Pröpste von St. Bernhardsberg nur die schon erwähnten Quellen. In mehrern Verzeichnissen wird Richard „selig" genannt. Gemäß älteren Angaben berichtet Herr von Mülinen in seiner Helvetia S.; der heilige Bernhard sei 1008 gestorben und setzt unsern Richard zu dessen unmittelbaren Nachfolger, von dem er sagt: „Er war ein frommer und kluger Ordensmann." (de Rivaz. A. J., Domherr, T. XVII., mst.)

Richenza, Gründerin des Klosters Maigrauge. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts blühte in Freiburg die Familie Rich (Riche, Dives.) Richenza, eine Zierde desselben, vermuthlich eine Anverwandte des in Urkunden nicht selten genannten Peters Rich (1259—1270), verzichtete auf die Freuden der Welt und die Vorrechte ihres hohen Standes, sammelte um sich einige fromme Jungfrauen und ließ sich mit ihnen in einer Einöde bei einem Felsen am rechten Ufer der Saane, oberhalb der Stadt Freiburg nieder, um dort ein beschauliches Leben zu führen. Der Ort, wo sie sich sammelten, hieß die magere Au (Augia macva, B. M. V.) und gehörte, obschon nahe an Freiburg gelegen, zur Pfarre Tafers. Hier legte Richenza den Grund zu dem heute noch im Rufe der Tugend und Frömmigkeit stehenden Gotteshause. Die neue Ansiedelung stand bald in allgemeiner Achtung und Herr Burkard, damals Pfarrer von Tafers, freute sich über das Aufkommen dieses Klosters. Weit entfernt, den frommen Jungfrauen Hindernisse in den Weg zu legen, beförderte er vielmehr das heilige Vorhaben der Frau Richenza und ihrer heiligen Töchter, und erklärte deßhalb in

einer Urkunde vom 3. Heumonat 1255, daß er vollkommen in die Gründung des neuen Gotteshauses einwillige, auf daß sie auch nach seinem Tode dem Herrn in Ruhe und Frieden dienen können. Einer Urkunde vom 24. Jänner 1259 zufolge, schenkte Graf Hartmann, der jüngere von Kyburg, mit Zustimmung der Bürger von Freiburg den Jungfrauen, die magere Au auf ewige Zeiten zu freiem Eigenthum. Aus dieser geht hervor, daß die Frauen zuerst die Regel des heiligen Benedikt befolgten. Doch bald wünschte der gottselige Convent in den Verband von Cisterz aufgenommen zu werden; und wandte sich in dieser Absicht an Johann I. von Cossonay, Bischof von Lausanne. Der Oberhirt willigte in das Begehren des Conventes ein und übergab ihn sammt seinen bereits erworbenen und noch zu erwerbenden Gütern dem Cistercienserorden, entband ihn von den zustehenden Rechten der Bischöfe von Lausanne, in sofern diese gegen die Freiheiten und Privilegien des genannten Ordens sein möchten, und ließ hierüber den 30. Heumonat 1261 eine Urkunde ausstellen. Wirklich wurde das Kloster dem Cistercienserorden im Generalkapitel (1262) einverleibt, und stand von dieser Zeit an unter den Aebten von Altenryf. Allem Anschein nach erlebte Frau Richenza diese Aenderung nicht mehr, indem wir 1258 schon Clemenza von Vufflens als Oberin antreffen. Die Angabe ihres Todesjahrs fehlt in den Annalen, und sie scheint nicht lange gelebt zu haben; sie hat aber während ihrer Amtszeit den Geist der Gottseligkeit unter ihre Töchter gepflanzt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebte. Immer herrschten in Maigrauge Frömmigkeit, pünktliche Beobachtung der heiligen Regel, Wohlthätigkeitssinn gegen Arme, „und noch in neuerer Zeit," sagt ein Schriftsteller der Gegenwart, „hat es sich besonders in Unterstützung armer Studenten ausgezeichnet." Das hinderte jedoch die freisinnige Regierung im Jahre 1848 nicht, das Kloster unter einen weltlichen Verwalter zu stellen, demselben die fernere Aufnahme der Novizinnen zu untersagen und es zum Aussterben zu verurtheilen. Allein eine billigere Regierung hat diese zwangsweisen Verordnungen blinder Parteiwuth wieder aufgehoben und das Kloster in seine frühern Rechte eingesetzt. — Mehrere Urkunden, die sich auf dieses Kloster beziehen, findet man im Mémorial de Fribourg (T. II., p. 47—52.)

Roman von Cäsarna, der heilige, Martyrer, s. Rustikus, Abt, u. s. w.

Rudolf von Habsburg, Kaiser, Stammvater des österreichischen Hauses, geboren 1218, war der älteste Sohn des tapfern Ritters Graf Albrecht's, der im Jahre 1240 auf einer Wallfahrt nach Jerusalem starb, als Rudolf eben 22 Jahre zählte. Seine Mutter hieß Hedwig und stammte aus dem Geschlechte der Kyburger bei Winterthur. Sie war selbst fromm und gottesfürchtig und erzog ihre Kinder in den Grundsätzen der heiligen Religion.[1]) Rudolf hatte schöne Naturanlagen, lebte einfach, genoß nie köstliche Speisen und war mäßig im Essen und Trinken. In erster Ehe (er hatte drei Frauen) war er mit Frau Gertrud von Froburg und Hohenberg vermählt (1245—1274,) die ihm zehn Kinder gebar. Aus dem Waldstätterse, eine Stunde von Lucern und Küßnacht, steigt die Ramenflue und trägt auf ihrem Rücken Neuhabsburg, längst schon habsburgisches Lehen. In freundlicher Gegend wohl gelegen, im Angesicht des herrlichsten Alpengebirges, eignete es sich vorzüglich zu Rudolf's Sommeraufenthalt. Hier in ländlicher Abgeschiedenheit pflegte er der heiligen Religion, erholte sich von den vielen Strapazen, die ihm der Krieg bereitete, stärkte seine Gesundheit im Umgang mit Freunden, beim Fischfang im nahen See oder auf den Firnen des Alpengebirges, wenn er die Gemse und den Geier verfolgte. So ritt er auch eines Tages von seiner Burg herab, und als er nahe am Dorfe Meggen sich in einen Wald vertieft hatte, hörte er ein Glöcklein und folgte seinem Ton. Kurz vorher hatte es heftig geregnet und die Bäche waren angeschwollen. Da kam Rudolf in eine Au und erblickte einen Priester, der einem Sterbenden die heilige Wegzehrung bringen wollte. Er stieg vom Pferde, kniete nieder und betete

[1]) Von Rudolfs Geschwistern ist rühmlichst bekannt, seine Schwester Cunigunde, die als Dominikanerin im Kloster Adelhausen bei Freiburg im Breisgau lebte. Durch ihre hohe Bildung des Geistes und die Heiligkeit der Sitten, die sie zierten, wußte sie ein neues Leben unter den Schwestern anzufachen, so daß ihr Lob über alle deutschen Lande erschallte und von ihrem Convente viele andere Klöster mit Ordensschwestern versehen wurden, welche die Uebungen des beschaulichen Lebens überall hin verpflanzten (s. Greith, C., die Geschichte der deutschen Mystik im Prediger-Orden S. 293—294.)

das Sakrament in aller Ehrfurcht an. Eben zog der Priester seine Fußkleidung aus, um den Bach zu durchwaten; weil die wilden Elemente den Steg fortgerißen, als ihm Rudolph sein Pferd anbot, den Bach zu durchreiten, was der Priester dankbar annahm. Als er jedoch das Pferd dem Grafen wieder zustellen wollte, sprach dieser: „Davor behüte mich Gott, daß ich das Pferd je wieder besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Wollet ihr es nicht behalten, so schenket es der Kirche; denn ich habe es demjenigen gegeben, von dem ich Seele und Leib, Ehre und Gut zu Lehen trage." Dieser schöne Zug aus Rudolfs Leben war die Veranlassung zu seiner Kaiserwahl.— Im Jahre 1263 ward Richard, der schwache und unthätige römische König, in England erschlagen. Nach ihm blieb das Reich zehn Jahre lang ohne Oberhaupt. Nun forderte Papst Gregor X., die sieben Curfürsten des römischen Reiches zur Kaiserwahl auf, dem Unwesen ein Ende zu machen. Diese traten sofort in Mainz zusammen, beriethen diese so wichtige Angelegenheit und der Erzbischof Werner von Mainz sprach zu der Versammlung: „Das Reich ist zerrüttet, die öffentlichen Angelegenheiten sind vernachlässigt, die Sicherheit ist verschwunden; es bedarf eines klugen, verständigen, tapfern und unerschrockenen Mannes, um Alles wieder in's Geleise zu bringen. Nun sage ich euch, wählet den Grafen von Habsburg; er ist ein Held, bei Gott und den Menschen beliebt." Darauf ging die Wahl einhellig vor sich. Papst Gregor X. bestätigte sie auf dem Kirchenrathe zu Lyon (1274), da der Gewählte Achtung der Rechte der Kirche eidlich zusagen ließ. Der heilige Vater trug um so weniger Bedenken, die Bestätigung auszufertigen, da ihm noch kurz vorher der Erzbischof von Köln berichtet hatte: Rudolf sei ein Verehrer der Kirche, ein Pfleger der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und großer Frömmigkeit, und im Kriege gegen die Treulosen glücklich. Bei seiner Krönung zu Aachen weigerten sich mehrere Fürsten ihm zu huldigen, seine Wahl anzuerkennen und Lehen von ihm zu empfangen, wenn er nicht, wie seine Vorgänger, auf das Scepter Karl's des Großen den Eid ablege. Weil dasselbe aber in den langen Reihen des Zwischenreichs verschwunden und also nicht mehr herbeizuschaffen war, ergriff Rudolf das Kreuz des Altares, hob es in die Höhe und sprach: „Sehet, hier ist das Zeichen, wodurch

wir und die ganze Welt erlöst worden. Was soll uns hindern, dieses anstatt des Scepters zu gebrauchen?" Allgemein erbaute dieses Benehmen und Niemand that mehr Einrede. Er hielt es nun für seine Pflicht, den heiligen Vater Gregor X. auf seiner Rückkehr vom Concil von Lyon (1275) mit seiner Familie in Lausanne zu besuchen und gebührend zu empfangen; darum verwendete er dieses Mal eine bedeutende Summe, um sich und die Seinigen köstlich zu kleiden. Rudolf nahm sammt seiner Gemahlin und vielen Herren vom Papste das heilige Kreuz, fest entschlossen, um das heilige Land, wo sein Vater begraben lag, zu kämpfen; aber die Zeitumstände und sein Tod hemmten die Ausführung dieses edlen Planes. Als Kaiser erwies er sich des erhaltenen Zutrauens im höchsten Grade würdig; vor ihm war eine herrenlose schreckliche Zeit; die öffentlichen Angelegenheiten des Reiches waren vernachlässigt, der zahlreiche Adel handelte nach Willkühr; der Stärkere war Meister und Freiheit und Recht des wehrlosen Bürgers verschwanden. Keiner fühlte sich mächtig und kriegserfahren genug, dem allgemein um sich greifenden Verderbnisse Schranken zu setzen; nur die Städte, durch Gewerbfleiß und Sparsamkeit reich und durch Eintracht und bessere Einsicht stark, konnten sich allenfalls vor Gewaltthat schützen. Die Strassen waren überall unsicher und Raubzüge verheerten das Land, als Rudolf die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand ergriff, die Unterdrückten gegen das Unrecht der Großen schirmte, dem Raubwesen des Adels bei Strafe an Leib und Gut ein Ziel setzte, die Rheinlande Schwaben und Franken durchzog, eine Menge Raubnester zerstörte und viele Burgen niederriß. — Ueberall, wo er als Richter oder Vermittler zum Frieden helfen konnte, erfüllte er seine Pflicht. Ruhe und Ordnung in seinem Reiche lagen ihm vor Allem innig am Herzen; mit Ernst und Einsicht stellte er beide her und erhielt sie durch Milde. Bald nach seiner Erhebung auf den Thron reiste er selbst in ganz Deutschland herum und schrieb an die Zolleinnehmer: „Das Geschrei der Armen ist vor meine Ohren gekommen; ich höre, daß ihr die Reisenden zu Abgaben zwinget, die sie nicht bezahlen müssen, daß ihr denselben Lasten aufleget, die sie nicht entrichten können. Haltet eure Hände zurück vom ungerechten Gute und nehmet, was euch zukömmt; denn ihr sollet wissen, daß ich mit aller meiner Macht mich bestreben werde, Friede und

Recht zu handhaben, welche unter allen Gaben des Himmels die köſtlichſten ſind.“ — Mit dem Abte Berchtold von St. Gallen lebte er in heftiger Fehde, wegen den St. galliſchen Landen, und dieſer war nicht geneigt, die durch Urkunden zugeſicherten Beſitzungen ſo leicht fahren zu laſſen, darum rüſtete ſich Berchtold gegen Rudolf zum Kriege. Als ſich der Abt in dieſer Angelegenheit in Wyl aufhielt, kam Rudolf ſelbſt dahin und meldete ſich bei der Thorwache zur Abendmahlszeit. Ein Diener kam zum Abte und ſprach: „Herr! Jener von Habsburg ſteht vor dem Thore, ſoll ich ihn hereinlaſſen?“ Der Abt verwunderte ſich ſehr, hieß ihn hereinkommen und empfing ihn ehrenvoll. „Herr!“ hub Rudolf an, „wir hattend ein Stoß, darumb bin ich herkomen. Was Ir durs recht han ſont, daz ich üch gern laſſen wil.“ (von Arx., Geſchichten des Kantons St. Gallen, Bd. I. S. 395.) Sie ſpeisten zuſammen, verglichen ſich gegenſeitig, gaben ſich den Friedenskuß und Rudolf gelobte ein treuer Lehnsmann von St. Gallen zu ſein. — Er war großmüthig und kannte keine Rache. Einſt an einem kalten Morgen kam er, leicht und ſchlicht gekleidet, nach Mainz und trat in eine Bäckerbude, ſich am Ofen zu wärmen. Die Bäckerin ſchrie: „Geh fort zu deinem Bettelkönig, der mit ſeinen Leuten das Land aushungert; geſchieht's nicht ſogleich, ſo gieße ich dir den Kübel voll Waſſer über den Kopf.“ Rudolf blieb ſtehen und bald floß das Waſſer eiskalt über ſeinen Rücken. Er entfernte ſich unwillig, ging zurück in's Lager, kleidete ſich um, erzählte bei Tiſche mit der ihm eigenen Munterkeit dieſen Vorfall, erkundigte ſich nach dem Namen der Bäckerin, ſchickte ihr eine Flaſche des beſten Weines ſammt einer Schüſſel auserleſener Speiſen zum Gruß und ließ ihr ſagen: Der Landsknecht, den ſie heute, als er ſich hatte wärmen wollen, mit einem Kübel voll Waſſer übergoſſen habe, ſchicke ihr dieſes zum Dank für das erhaltene friſche Bad. Die Frau erſchrack, als ſie vernahm, wen ſie beleidigt habe, eilte in's Lager, ihre Härte und Grobheit beim Kaiſer fußfällig abzubitten. „Ich verzeihe dir,“ ſprach er, „aber du mußt vor den verſammelten Gäſten Alles wiederholen, was du geſagt haſt.“ Sie that es, und wo ſie ein Wort vergeſſen, half er ihr treulich nach. Er war überhaupt von Herzen gut, leutſelig und menſchenfreundlich, behandelte ſeine Soldaten und andere Menſchen mit großer Schonung. Dieß

warfen ihm seine Leute manchmal vor; er erwiederte ihnen aber immer: „Es hat mich schon oft gereut, daß ich zu strenge war; nie aber wird es mich reuen, wenn ich zu gut gewesen bin.“— Gegen Kirche und Klöster bewährte er sich großmüthig! den Augustinern in Zürich, nachdem diese 1270 vom Rath die Bewilligung, sich ein Kloster erbauen zu dürfen, erhalten hatten, machte er reichliche Vergabungen; den Dominikanern von Bern bestätigte er (17. Herbstmonat 1274) die von den Bürgern ihnen zugesicherten Rechte. Ebenso erneuerte er dem Fraumünster in Zürich (2. Wintermonat 1273 und 25. Jänner 1274) alle Privilegien und Vergabungen, mit denen seine Vorfahrer das Kloster bedacht hatten, (von Mülinen Helv. S. Bd I. II.). — Ein Jahr vor seinem Tode kränkelte er; seine Kräfte schwanden immer mehr, und er bereitete sich auf die kommende Ewigkeit vor. Die Aerzte verkündeten ihm sein nahendes Ende, als er eben am Brettspiel saß. „Wohlauf denn, nach Speyer zu meinen Vätern,“ sprach er entschlossen und trat den Weg dahin an. Fünf Tage nachher starb er zu Germersheim (nach Joerg zu Speyer) den 15. Heumonat 1291 im 73. Jahre seines Alters und im 18. seiner Regierung. Rudolf war ein ausgezeichneter Fürst; Tugend und Verstand, Ruhm, Ansehen und Macht erhoben ihn zum größten Manne seiner Zeit und wenn bis auf den heutigen Tag seine Enkel nicht ununterbrochen des höchsten Glückes genossen, so geschah es aus Mangel weiser Mäßigung— der Kunst Rudolfs. Indessen hatte der österreiche Hof, mit Ausnahme Einzelner, immer große, fromme und gottselige Personen gezeigt, die an Tugend und Frömmigkeit leuchteten, und die in dieser Beziehung mit allen Höfen Europa's sich messen durften. (Vergl. Meyer F., Erzählungen aus der Schweizergeschichte, St. Gallen 1838. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, I. Theil, Wien 1836; Ottmar Schönheitsgeschichte Rudolfs von Habsburg, Leipzig, 1844. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, König Rudolf und seine Zeit, Bd. I. u. f. w.

Rufus, Bischof von Sitten. Bischof Rufus war ein Mann, der den Bischofsstab würdig trug, indem ihn Eifer, Klugheit und ein unbescholtener, heiliger Wandel zierten. Er war ein thätiger Prälat, der bald im Lande, bald außer demselben, überall nur Gutes fordernd, thätig war. Im Jahre 541 wohnte er dem Concil von Orleans an. Man verfaßte

auf demſelben 38 Canones, welche auch Rufus unterzeichnete. Abermal ſammelte ſich 549, den 29 Weinmonat zu Orleans ein Kirchenrath, bei welchem ſich auch unſer Biſchof einſtellte. Der Frankenkönig Childebert hatte dieſen einberufen und die verſammelten Biſchöfe verdammten die Irrlehren des Eutyches und Neſtorius (Hefele, Concilienlexikon, Bd. II.). Rufus trat ſomit, gleich wie der Biſchof von Genf, Pappulus I., gegen die in den politiſchen und ſittlichen Zuſtänden der Zeit ſo tief wurzelnden Mißbräuche und Uebelſtände, gegen die rohe Leidenſchaft, ferner für die ſo nothwendige Einheit in Religionsſachen und für ein feſteres Zuſammenhalten in der Kirche überhaupt auf und half auf dem National-Concil von Orleans, die Wirren des Landes zu ordnen. Er mußte, als der Vertreter eines bisher ſo angeſehenen und einflußreichen Bisthums, an dieſen Lebensfragen den größten Antheil nehmen, und ſo finden wir ihn auch wirklich noch auf einem dritten Concil, nämlich auf dem zweiten Concil zu Auvergne, das die Beſchlüſſe des National-Concils beſtätigte und ebenfalls die biſchöflichen Verhältniſſe, die freie Biſchofswahl zum bevorzugten Gegenſtande ſeiner Geſetzgebung machte. In dem zu Orleans 549 gehaltenen Kirchenrathe hatte Rufus den heiligen Nicetius, Erzbiſchof von Trier (5. Chriſtmonat) kennen gelernt und trug von nun an eine überaus große Achtung zu demſelben. Er ſchrieb einen Brief an denſelben und ſagte: „Ich habe von durchreiſenden, aus Italien herbeigeholten Künſtlern vernommen, wie Du in Trier die zerſtörten Kirchen wieder aufbaueſt und Dich durch herrliche Neubauten verdient macheſt. Ich habe ein inniges Verlangen, trotz der Länge der Reiſe, der hoch angeſchwollenen Gewäſſer und der Stürme in meiner noch wilden, ungebändigten Volksmaſſe, Dich zu ſehen.“ Von dieſem Briefe ſagt Herr Gelpke (Bd. II. S. 77—78): „Er bezeugt, daß Rufus in der rechten Demuth fremde Größe zu würdigen und alle die Tugenden hochzuachten wußte, die einen chriſtlichen Seelenhirten zieren. Er wünſcht ſich Glück, ihn (Nicetius) kennen gelernt zu haben, ihn, die Zierde und den Schmuck der Kirche, ihn, den in Heiligkeit durch und durch Geweihten, in Liebe Wohlthätigen, in Demuth Ausgezeichneten, in Sittenreinheit gemüthlich Heitern, in freundlicher Hingebung reichlich Gebenden, in Frömmigkeit und Wiſſenſchaft Hochwürdigen.“ Wahrſcheinlich hat Rufus die Reiſe zu ſeinem heiligen

Freunde nach Trier unternommen. — Sein Todesjahr und andere Umſtände ſeines Lebens ſind nicht ermittelt.

Ruſtikus, Abt von Condat im Juragebirge. Er war der Schüler und Nachfolger des heiligen Claudius, und der geeignete Mann, das große Werk ſeines Meiſters fortzuſetzen und zum Ziele zu führen; er that es auch, indem er ſich bemühte, ſein Kloſter nach Außen und Innen zu heben und den Geiſt der Frömmigkeit unter ſeinen Brüdern zu bewahren. Freilich war dieſes eine ſchwere Aufgabe, weil in jener Zeit die Klöſter von ihrem erſten Eifer abließen und ihre Bewohner dem Zeitgeiſt huldigten. Das war eben das Mittel, deſſen er ſich bediente, um ſeine Religioſen zum Feſthalten an der Ordensregel zu ermahnen. Die Bemühungen des Gottesmannes gediehen herrlich, das Kloſter im Juragebirge diente allen religiöſen Genoſſenſchaften zum Muſter. Nicht zufrieden mit dieſem Beſtreben, richtete er ſein Augenmerk auf das zerfallene Kloſter von Romain-Moutier, welches der heilige Roman gegründet haben ſoll. Die neuern Geſchichtsforſcher der Waadt, wie Gingius, Charriere und Andere bekämpfen die frühern Schriftſteller, nämlich die Herren Ruchat, Sinner, Vallaigues, die doch ihre Angaben mit ſehr triftigen Gründen unterſtützt haben. Wenn wir nach dem Grunde fragen, der den Abt Ruſtikus bewogen hat, das Kloſter Romain-Moutier vor allen andern herzuſtellen, ſo finden wir ihn in der nähern Beziehung, in welcher ſeine Vorfahrer und der Stifter von Condat ſelbſt zu dieſem geſtanden iſt. Pernier nennt ihn „den Wiederherſteller des zerfallenen Gotteshauſes von Romain-Moutier.“ Er ſandte eine Kolonie aus ſeinen Mitbrüdern an den genannten Ort, welche auf den Ruinen des ehemaligen Kloſters einen neuen Bau begannen. Die vornehmen Familien der Waadt bewunderten die muſterhaften Religioſen und ihr heiliger Wandel flößte ihnen Ehrfurcht ein; ſie unterſtützten die Mönche und machten dem Kloſter großartige Gaben. Ruſtikus war ein gottſeliger und verſtändiger Abt, und während ſeiner langen Verwaltung, die 35 Jahre währte, war das Kloſter Condat in ſchönſter Blüthe. Auf dem Verzeichniſſe der Aebte iſt er als ein Heiliger angeſchrieben (Annales Catholiques de Genève.)

S.

Sabinian, der heilige, Mönch von Condat im Juragebirge. Die Stadt Nyon, am Genferſee, war ehemals eine bedeutende und volksreiche Stadt, auch deßwegen berühmt, weil daſelbſt viele Chriſten beim Beginne des IV. Jahrhunderts im Bekenntniſſe des Namens Jeſu ihr Blut vergoſſen. Das Blut der Marthyrer war der Samen der Chriſten, und Nyon wurde ſchon im fünften Jahrhunderte eine chriſtliche Stadt, in welcher kirchliche Stiftungen Aufnahme fanden. An einem derſelben finden wir zwei junge Kleriker, Sabinian und Palladius, die ein heiliges Leben führten und die Chriſten erbauten. Beide ſtrebten nach Vollkommenheit und wünſchten, fern von der Welt zu leben. Als ſie von dem heiligen Leben Roman's und Lupicin's auf dem Juragebirge hörten, beſchloſſen ſie, die heiligen Einſiedler aufzuſuchen und in ihren Verband zu treten. Sie machten ſich auf, durchwanderten die ſteilen und unwegbaren Gegenden des Jura's und ſuchten das heilige Bruderpaar. In einem Geſichte zeigte Gott dem heiligen Roman ihre Ankunft und er ſprach zu ſeinem Bruder: „Morgens werden zwei Jünglinge zu uns kommen, die unſere Lebensart nachahmen wollen; der Aeltere hat ſein Weib verloren und lebt ſeither enthaltſam; der Andere hat ſeine Keuſchheit bewahrt und iſt noch ein reiner Jüngling.“ Roman und Lupicin empfingen die Ankommenden in aller Liebe, gaben ihnen den Kuß des Friedens und hießen ſie willkommen. Sabinian bewährte große Geſchicklichkeit im Bauweſen und es ſcheint, daß er auch in dieſem Fache ſich reichliche Kenntniſſe geſammelt hatte. Eben eines ſolchen Mannes bedurften die heiligen Mönche und Roman übertrug ihm das Baumeiſteramt. Zuerſt hieß er ihn für die Brüder Zellen bauen und bald ſtunden einige nach dem Geiſte der Armuth, niedlich gebaut, vollendet da. Roman befahl ihm darauf eine Mühle anzulegen und einen Waſſerbehälter für die Fiſche zu graben. Beides that er zur Zufriedenheit ſeines Meiſters. Da ſich die Zahl der Mönche mehrte, mußten auch mehr Lebensmittel herbeigeſchafft werden, und da der Hauptartikel

ihrer Nahrung aus Mehlspeisen bestund, wurde Sabinian deßwegen mit der Mühle betraut. Obschon er dieses Geschäft bei Tag und Nacht betrieb, vergaß er das Geschäft seines Heiles nicht, sondern bemühte sich unablässig, die Gnade in sich zu erwecken und zu unterhalten und stärkte sich oft mit der heiligen Kommunion. Das war aber auch nothwendig; denn die göttliche Vorsehung ließ es zu, daß er, wie das Gold im Feuer geläutert werden sollte. Der Widersacher des Heiles [1]) setzte ihm heftig zu und ließ ihm während der Nachtzeit, da er sein Geschäft besorgte, keine Ruhe. Bald machte er an der Wand ein großes Geräusch und gönnte ihm keinen Augenblick Schlaf; bald stürzte er ihm den Mühlstein um, so daß er ganze Tage brauchte, das Verdorbene zu ordnen und wieder in's Geleise zu bringen. Ein anderes Mal suchte er ihm die Zelle zu verbrennen, aber der wachsame Diener Gottes vereitelte dessen Bosheit. Von einer thätlichen Mißhandlung des bösen Feindes wurde er durch die Salbung mit gesegnetem Oele geheilt. Von nun an wagte der böse Feind keinen Angriff mehr auf den wackern Kämpfer, der nun ruhig seine Zelle bewohnte. — Eines Tages lud der heilige Sabinian die Mönche ein, ihm den Kanal, welcher das Wasser auf die Mühle führte, reinigen zu helfen; die Brüder erschienen mit Schaufeln und anderm Werkzeug; da kroch eine giftige Schlange hervor und verbarg sich wieder; sie erschracken und konnten ihre Arbeit weder fortsetzen noch vollenden. Der heilige Müller sprach: „Warum fürchtet ihr so sehr die alte Schlange? Komm," sagte er zu einem Bruder, „meine Hände und Füße sind mit dem Kreuzzeichen des Herrn bezeichnet." Darauf verrichtete er mit ihm ein kurzes Gebet, stellte sich in den Graben und rief der Bestie zu: „Komm hervor du argliſtiges Thier, schade, wenn du es im Stande bist." Die Schlange zeigte sich nicht mehr und die umstehenden Mönche sprachen zu einander: Sabinian ist Einer aus denen, von welchen der Herr im Evangelium sagt: „Siehe, ich habe euch Macht

[1]) Der Teufel befeindet fort und fort die Auserwählten Gottes und die meisten Biographien der Heiligen erzählen uns von ihrem Kampfe mit der alten Schlange und es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß man jetzt vom Teufel nichts mehr wissen will; da er annoch herumgeht, wie ein brüllender Löwe, die Netze der Verführung überall ausspannt und die Auserwählten in seine Fallstricke einzufangen trachtet.

gegeben, auf Schlangen und Scorpionen zu treten, und über alle Gewalt des Feindes und Nichts wird euch schaden." Sabinian war Diakon, denn aus Demuth ließ er sich nie bewegen, sich zum Priester weihen zu lassen. Die Zeit seines Hintrittes ist unbekannt. Obschon ihn die Klosterannalen einen Heiligen nennen, scheint ihm doch nie eine kirchliche Verehrung zu Theil geworden zu sein. Die gleiche Ansicht theilen die Bollandisten (T. III. Febr. p. 717) und sagen: „Sabinian, Diakon des Klosters Condat auf dem Jura, blühte unter dem heiligen Abt Roman in großer Heiligkeit, Keuschheit und Gewalt wider die bösen Geister; Der Autor nennt ihn „heilig", wir fanden ihn jedoch in keinem Heiligenverzeichnisse als solchen eingetragen (Annales Catholiques de Genève.)

Salome Suter, s. Anna Größ u. s. w.

Sandrat, Mönch von Cöln. Als Burkard I. das Kloster St. Gallen leitete, befand sich das Vermögen desselben in keinem erfreulichen Zustande. Unter seiner Regierung kamen zu den alten Wunden, welche Kriege, Feldzüge und der Klosterbrand geschlagen hatten, auch noch Mißwachs und die Räubereien der Sarazenen hinzu, so daß der Haushalt von St. Gallen in eine große Zerrüttung gerieth, welche den Abt bewogen, seinen Geistlichen zu gestatten, sich selbst nach dem nöthigen Lebensunterhalt umzusehen, was Anlaß zu Unordnungen im Kloster und üblen Gerüchten gab. Kaiser Otto I. ließ daher durch einen aus Bischöfen und Aebten bestehenden Ausschuß das Kloster untersuchen, wodurch sich ergab, daß die Stiftsherren in Folge der zerrütteten Lage im Innern in vielen Stücken allerdings die Regel des heiligen Benedikt übertraten, im Uebrigen aber ganz tadellose und ausgezeichnete Männer waren. Um jedoch noch nähere Kenntnisse über St. Gallen einzuziehen, ernannte Otto I. den gottseligen Sandrat, den er seiner Gelehrtheit und Frömmigkeit wegen hochschätzte, zur Vollziehung dieses Geschäftes. Sandrat war Klostergeistlicher von St. Pantaleon bei Cöln, fügte sich in den Auftrag seines hohen Gönners, kam nach St. Gallen und wurde von den Mönchen sehr übel empfangen. Ildefons von Arx, ehemaliger Archivar von St. Gallen, stellt unsern Sandrat in einem sehr schiefen Lichte dar. Wir verwundern uns darüber nicht, da er oft andere tüchtige Männer, ja selbst Heilige von St. Gallen, nicht viel besser behan-

delt. Herr Schrödl hat im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte jene Anschuldigungen gegen Sandrat auch nachgeschrieben, jedoch nicht in so grellen Ausdrücken: „Otto I.", sagt er, „schickte den bei ihm im Geruche großer Heiligkeit stehenden Mönch Sandrat von Cöln zum Zwecke der Wiederherstellung der Klosterzucht nach St. Gallen, allein wider Willen gab gerade Sandrat dem Kloster das glänzendste Zeugniß, da er sich im Kapitel nur über das viele Beten und Singen, über die mit Schweinschmalz gekochten Speisen, über die kleine Portion Wein, über den immerwährenden Sonntag in der Kirche und den beständigen Freitag in dem Speisesaal beschwerte." — Wirklich trieben die Mönche mit Sandrat arges Spiel; er ward von ihnen verleumdet, verspottet, beschimpft und sie brachten die Sache so weit, daß sich sogar das herrschende Kaiserpaar gegen den frommen Mann erklärte. Der fromme Dulder begab sich auf das Grab des hl. Gallus, vergoß Thränen auf der heiligen Stätte und entfernte sich von St. Gallen. Kaum hatte Gero, Erzbischof von Cöln, von seiner schmählichen Behandlung gehört, so berief er ihn zu sich, um ihm die Ausführung eines längst schon gefaßten Vorhabens zu übertragen Es sollte nämlich, nach einer dem Erzbischofe im Gesichte gegebenen Weisung, auf einem waldigen Hügel, an einem Bache, ein Kloster erbaut werden. Gero durchwanderte mit Sandrat verschiedene Gegenden, sie kamen an den Ort Leigelingen, an der Weser gelegen, glaubten den bezeichneten Ort gefunden zu haben und machten daselbst den Anfang zur Erbauung eines Klosters; allein eingetretene Schwierigkeiten hinderten das begonnene Werk, daß sie den gewählten Platz aufgaben; sie gingen über den Rhein und fanden im Bisthume Lüttich einen Ort auf einem waldigem Berge, wo noch die Ruinen einer Kirche standen, die nach der Ueberlieferung ein gewisser Baldrich, Beamteter Karls des Großen, einst dort erbaut hatte. Die Hunnen hatten dieselbe zerstört. Hier nun ward das Kloster aufgeführt, und nach Erbauung desselben ein dreitägiges Fasten angekündigt; um die Reliquien der Heiligen, welche in dieser Kirche verborgen waren, zu entdecken. Man fand dieselben in einem ausgehöhlten Steine; es waren Gebeine der hhl. Blutzeugen Vitus, Cornelius, Cyprian, Chrysant und der heiligen Barbara. Gero weihte die Kirche und ernannte Sandrat zum Vorsteher des Klosters, welches von dem vorbei-

fließenden Bache den Namen Gladbach erhielt. Sandrat ſtund dem Gotteshauſe mit Würde, Weisheit und Eifer vor, mußte aber nach dem Tode Gero's (974) neue Verfolgungen ausſtehen. Man hatte nämlich Warin, deſſen Nachfolger, einberichtet, er ſei mehr für den Biſchof von Lüttich, als für ihn geſtimmt; deßhalb entſetzte er ihn ſeines Amtes und übertrug die Abtswürde auf den Maginhard. Von da reiste Sandrat nach Selz (Unterelſaß), wo ſich die Kaiſerin Adelheid aufhielt. Die erlauchte Fürſtin, obſchon ſie in St. Gallen gegen ihn mißſtimmt worden war, wurde nachher eines Beſſern belehrt, hatte ſich von der Unſchuld des frommen Ordensmannes überzeugt, ſchätzte ihn ſehr hoch, wählte ihn zu ihrem Gewiſſensrath und ernannte ihn zum Abte des Kloſters von Weiſſenburg. So blieb der Gottesmann in ihrer Nähe und ſie unterhielt ſich oft mit ihm. Sandrat leuchtete wie ein Stern mitten unter den Mönchen, alle Herzen ſchlugen für ihn, und er vergaß im Schooße der brüderlichen Eintracht die frühern Verfolgungen. Maginhard war nicht der Mann das Kloſter Gladbach zu leiten; die Mönche entflohen, die Güter wurden veräußert und die Abtei gerieth in gänzlichen Verfall. In dieſer mißlichen Lage rief der Biſchof Warin Sandrat wieder nach Gladbach, um die zerſtreuten Mönche zu ſammeln und im Kloſter Zucht und Ordnung herzuſtellen. Der Herr rief ihn bald nachher in ein beſſeres Leben; er endete zu Gladbach im Rufe der Heiligkeit den 24. Auguſt, nach Migne im Jahre 985. Jene, die ihn während ſeines Lebens mißkannten, vergoſſen häufige Thränen bei ſeinem Hinſcheiden; und ihre Vorurtheile gegen ihn verwandelten ſich in Verehrung. Auch die heilige Adelheid, als man ihr den Hintritt ihres geiſtlichen Führers und Freundes meldete, trauerte mehrere Tage und ließ für den Verſtorbenen heilige Meſſen leſen. Der Name des gottſeligen Abtes ſteht in verſchiedenen Martyrologien, jedoch ſcheint ihm nie eine öffentliche Verehrung zu Theil geworden zu ſein.

Sapiens, Abt von Condat im Juragebirge. Kaum hatte Olympius (ſ. d. A.) die Augen geſchloſſen, ſo ſammelte ſich der Convent zur Wahl eines neuen Vorſtehers und erhoben Sapiens an die Stelle ihres Abten. Er war der ſiebente Abt des Kloſters, ein würdiger Nachfolger ſeiner Vorgänger und gab ſich alle Mühe, ſeine neue Kolonie gehörig zu ordnen. Olympius hatte für die Fremden und Laien eine Kirche erbaut

und Sapiens wandte sich an den Bischof Celidon von Besançon, mit der Bitte, das Gotteshaus zum öffentlichen Gottesdieste einzuweihen. Der hohe Prälat entsprach gerne der Bitte des Heiligen, weihte die Kirche zu Ehren des heiligen Erzmarthyrers Stephan und bestellte einige Priester an derselben, die den Gottesdienst und die würdige Verwaltung der heiligen Sakramente besorgten. Achtzehn Jahre führte Sapiens den Abtsstab, und unter seiner weisen Leitung blühten in Condat die Wissenschaften und die religiösen Sitten der Mönche im schönsten Glanze. Um das Jahr 593 vertauschte er die Erde mit dem Himmel. Herr Abbé Fleury, sein Biograph, nennt ihn nach dem Catalog seines Klosters einen Heiligen (Annales Catholiques de Genève.)

Sebastiana von Greierz, Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis. Zur Zeit der Reformation stand dem Kloster der Dominikanerinnen in Stäffis Catharina Villarzel eine Oberin vor, welche durch ihren erbaulichen Wandel und ihre weise und strenge Leitung nicht nur sehr Vieles zum Fortbestande und Gedeihen desselben beitrug, sondern auch ihre untergebenen Ordensschwestern auf eine ausgezeichnete Weise im wahren Glauben befestigte und belebte. Ihr muthvolles Betragen in jenen schwierigen Zeiten erregte so allgemeine Bewunderung, daß die edle Sebastiana, Tochter des Grafen Johann II. von Greierz den erhabenen Entschluß faßte, in jenem Kloster ihre Tage zu beschließen. Sie wandte sich an ihren erlauchten Vater und bat ihn um die Gnade, das weltliche Kleid mit dem einfachen Ordensschleier vertauschen zu dürfen. Er willigte gerne in ihre Bitte und führte sie selbst nach Stäffis. Am 13. Jänner 1529 langte er mit ihr daselbst an. Er wurde von Abgeordneten des Rathes feierlich empfangen und mit einer Anrede begrüßt; man brachte ihm Ehrenwein und ließ ihn unter dem Donner der Kanonen in feurigen Trinksprüchen hoch leben. Seine Tochter, die an seiner Seite stund, nahm an dieser Feier geringen Theil; denn schon hatte sie mit der Welt gebrochen und ihr Herz sehnte sich dort hin, wo sie ihre Tage beschließen wollte. Ihr Vater führte sie hierauf zu den Dominikanerinnen und verabschiedete sich von ihr. Gleich beim Beginne der Probezeit bewies sie sich ihres Berufes würdig und der Convent erkannte bald, welch' herrlichen Zuwachs ihm der Himmel in dieser edlen Tochter verliehen hatte; sie leuchtete an Tugend und Frömmigkeit, Demuth

und Herzensgüte hervor, und war deßwegen allen Frauen lieb und werth. Im Jahre 1546, den 17. Jänner, legte sich die Oberin Catharina von Villarzel zur ewigen Ruhe; man beeilte sich eine neue Oberin zu wählen und alle Stimmen fielen auf Sebastiana. Gottes Willen anerkennend fügte sie sich in die Wünsche ihrer Ordensschwestern und übernahm ihre Leitung. Als Priorin zeichnete sie sich durch Wohlthätigkeit aus, und half großmüthig einem armen adeligen Bürger aus der Noth. Während ihrer Amtsdauer dachte sie auf Mittel, die verlornen Güter und Kapitalien, die der Religionssturm verschlungen hatte, wieder zu erwerben und es gelang auch ihrem unermüdeten Eifer einen Theil derselben zu erringen, Manches jedoch war nicht mehr einzubringen. Sie erschien bei Tag und Nacht im Chor und bei der Betrachtung und unterließ niemals die frommen klösterlichen Gebetsstunden. Sebastiana war im wahren Sinne des Wortes eine zärtliche Mutter, welcher Name ihr mit Recht beigelegt wurde. Obschon das Kloster sich in dürftigen Umständen befand, suchte sie dennoch immer etwas zu ersparen, um damit den Hunger der Armen zu stillen. Indessen blühten ihr nicht immer Rosen, sie mußte auch die Dornen derselben schmerzlich empfinden und manchen Tropfen aus dem Becher der Bitterkeit kosten. Das erfahren früher oder später Alle, welche vorstehen müssen und verschiedene Angelegenheiten zu besorgen haben. Ein Uebelstand für den Convent war, daß er keinen geistlichen Führer hatte. Wie früher in Echisste, so waren auch zu Stäffis von Anfang her die VV. Dominikaner, die geistlichen Visitatoren und Beichtväter dieses Frauenstiftes, nämlich jene von Lausanne, bis zum Jahre 1536, wo die Reformation ihre Verheerungen über die Stadt ausdehnte. Nun mußten sie sich Weltpriester zur Hülfe erbitten, und die Klausur, die zwischen 1379 und 1388 eingeführt worden war, aufheben, was der Priorin Sebastiana viele Besorgnisse verursachte. Gerne hätte sie diesen Uebelständen abgeholfen; allein es war erst ihren Nachfolgerinnen Susanna Thomasselte und Sebastiana II. Berger von Stäffis vorbehalten, was sie umsonst gewünscht hatte in's Werk zu setzen; Erstere erhielt einen Beichtvater aus dem Dominikanerorden, und Letztere führte 1620 die Klausur wieder ein, welche seit 1531 zu beobachten unmöglich geworden war. Sebastiana starb den 18. Mai 1553, hinterließ ein gesegnetes Andenken, und

ward besonders von der großen Zahl der Armen betrauert, die jammerten und laut klagten: „Jetzt sind wir erst recht arm; denn wir haben unsere Nährmutter verloren!“ — Zur Zeit der Reformation trat Stäffis mit dem Frauenkloster unter den Stand Freiburg, bewahrte somit seinen alten Glauben und Letzteres sein Dasein bis auf den heutigen Tag. Die Priorinnen dieses Gotteshauses wurden von Anfang und bis lange nach der Reformationsepoche auf Lebenszeit gewählt, und erst mit der Priorin Maria Martha Berche (erwählt 1627) fing man an die Amtsdauer auf drei Jahre zu beschränken, was jetzt noch besteht, jedoch so, daß eine abtretende Priorin sofort wieder bestätigt oder nach Verfluß von drei Jahren wieder zur Vorsteherin erwählt werden kann. — (Cf. M. Rosa Tercier, Annales du Couvent des Dominicaines d'Estavayer, 4 Vol. mst.).

Sebastian Werro, Propst des Chorstiftes von St. Nikolaus in Freiburg. Geboren zu Freiburg in der Schweiz im Jahre 1555 war er ein auserwähltes Werkzeug, welches die Kirche Gottes zur Zeit der Trübsalen mächtig unterstützte und durch seinen Tugendglanz verherrlichte. Herr Rathsherr Franz Werro war sein Vater und Maria Wicht seine Mutter; er hatte einen Bruder, Franz mit Namen, der später Statthalter von Châtel-St.-Denis war, und eine Schwester Catharina, von der in den Familienschriften nichts verzeichnet vorliegt. Die Eltern waren nicht reich, hatten jedoch das gehörige Auskommen, das ihnen ermöglichte, die glücklichen Anlagen des jungen Sebastian zu pflegen und seinen Geist zur Wissenschaft und gleichzeitig das Herz zur Frömmigkeit heranzubilden. Die ersten Studien legte Sebastian in Freiburg selbst zurück und begab sich dann als siebenzehnjähriger Jüngling auf die Universität zu Freiburg im Breisgau, wo er zwei Jahre zubrachte und die Doktorwürde errang. Er studirte mit Auszeichnung Theologie und ließ sich in Besançon, erst 22 Jahre alt, zum Priester weihen. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, untersagte ihm der Propst Schneuwlin, Generalvikar der Diöcese, die Ausübung kirchlicher Verrichtungen, und ermahnte ihn, daß er von Rom die nöthige Dispense einhole, indem er die gesetzliche Fähigkeit zum Empfang der Priesterweihe noch nicht erreicht habe. Dieselbe war leicht erhältlich und am 9. Horn. 1578 brachte er in der Stiftskirche von St. Nikolaus die erste

heilige Meſſe dar. — Seine ſeltenen Fähigkeiten bahnten ihm raſch den Weg zu hohen Stellen; bald wurde er Schulinſpektor, dann einſtimmig Sekretär des Kapitels von St. Nikolaus und darauf Cantor. Gleichzeitig ernannte ihn der Generalvikar Schneuwlin, der eine beſondere Zuneigung für ihn hatte, zum Sekretär ſeiner Paſtoralviſitationen und im Jahre 1579 übertrug er ihm den Religionsunterricht, dem er mit ſolchem Eifer oblag, daß ihn das Kapitel im folgenden Jahre einſtimmig auf die Pfarrei von Freiburg vorſchlug, die er 1580 antrat. Zwei Monate vorher bekleidete er die Promotorwürde der Diöceſanſynode unter dem Vorſitze des päpſtlichen Geſchäftsträgers Bonhomius und wurde mit dem Propſt Schneuwlin als Vollzieher der Synodalbeſchlüſſe mit dem Titel eines apoſtoliſchen Legaten beſtellt. Er wurde auch zum Prüfer der Beichtväter und der jungen Theologen, die ſich dem Prieſterſtande widmen wollten, zugleich mit dem Karmeliten P. Johann Michael, befördert. — Alle Augenblicke, die ſeine Amtspflichten nicht in Anſpruch nahmen, ſchenkte er dem Studium. Wohlbewandert in der hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Sprache, hatte er ſich eine ſehr gewählte Bibliothek verſchafft, wo neben den heiligen Schriften und Kirchenvätern, die Werke von Cicero, Plutarch, Plato, Ariſtoteles, Ovid und Virgil ſtanden. — Für die Naturwiſſenſchaften, die damals ſo übel verſtanden und vernachläſſigt waren, hatte unſer Stadtpfarrer eine beſondere Neigung. Als Frucht ſeiner Forſchungen auf dem Gebiete der Natur ließ er im Jahre 1581 ein Werk erſcheinen, unter dem Titel: „Physicorum libri X.“ welches ſeit ſeiner Erſcheinung vielfach benützt wurde. — In Mitte ſeiner Amtsgeſchäfte und ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten, nährte er in ſeinem Innern einen Entſchluß, der deutlich ſeinen lebhaften Glauben beurkundet, nämlich die Wiege und das Grab des göttlichen Erlöſers zu beſuchen. Schwierigkeiten und Gefahren ohne Zahl warteten ſeiner auf dieſer Pilgerfahrt, aber ſeine heldenmüthige Frömmigkeit und ſein Vertrauen auf den göttlichen Beiſtand überwanden alle dieſe Hemmniſſe. Uebrigens begeiſterte ihn die nicht geringe Zahl ſeiner Mitbürger, die zu ſeiner Zeit Pilgerreiſen in's heilige Land unternommen hatten. Die religiöſen Gefühle trieben ihn zur Wanderſchaft und er ſuchte dabei zugleich ſich reiche Kenntniſſe zu verſchaffen. Er hat zwei Reiſebeſchreibungen zurückgelaſſen: die erſte in lateiniſcher

Sprache, ist ein einfaches Tagbuch, in welches er die erlebten Eindrücke erzählt; die andere in deutscher Sprache, in der mehr Ordnung und Sorgfalt sichtbar ist. Das Werklein führt den Titel: „Itinerarium von der saligen Reiß gun Rom und Hierusalem, waß daselbst gesehen auch waß uff dem Weg den Bilgern widerfurt, Kurz und warhafft beschriben durch Sebastian Werro, unwürdigen priester von Fryburg uß Nuchstlanndt, in jar 1581." An seinen Posten zurückgekehrt, arbeitete der eifrige Seelsorger mit frischem Eifer, um die der Heerde entzogene Zeit wieder einzuholen, und die Freiburger Jugend zu unterrichten. Eine größere Kenntniß, namentlich in der Religion, schien ihm das geeigneteste Mittel die Jugend gegen die Angriffe der Protestanten zu schützen. Gegen die Neige des Jahres 1580, den 10. Christmonat, kam der ehrwürdige P. Canisius in Begleitung des P. Andrenus, eines Engländers, nach Freiburg, um daselbst im Auftrage des P. Generals Everard Mercurian ein Collegium zu gründen; Canisius nahm Wohnung bei Herr Sebastian Werro, wurde sein inniger Freund und Rathgeber. Als der fromme Jesuit auf dem Todbette lag, empfahl er Herrn Werro die Stadt Freiburg und streckte darauf seine Hände aus, als wären Engel anwesend, seine Seele in Empfang zu nehmen (Chronik des Collegiums in Freiburg). Der Propst hielt eine ausgezeichnete Leichenrede auf den Seligen, erfaßte eine Grabschrift, die in Kürze die Thaten desselben erzählt und die unter dem Porträt das Canisius, welches sich beim Gitter des Chors in der St. Nikolauskirche befindet, angebracht ist. Durch die Verwendung der Herren Schneuwlin und Werro wurden die Schwierigkeiten, welche sich der Gründung des Collegiums entgegensetzten, bald ausgeglichen. Sofort wurden die Gebäude, nämlich das Gymnasium und Collegium, aufgeführt, zehn Jahre später dem öffentlichen Unterrichte übergeben und Sebastian zum Dekan befördert; er befolgte die Vorschriften des Concils von Trient, welches die Anhäufung der Pfründen verbietet und legte gegen die Vereinigung der Dekanatswürde mit der Pfarrstelle Verwahr ein. Die hohe Regierung berichtete den Sachverhalt an Sixtus V. (1585—1590) und erklärte, Pfarrer Werro sei ein Mann von großer Frömmigkeit, in Erfüllung seiner seelsorglichen Pflichten wachsam und ausdauernd und es wäre für Freiburg nachtheilig, denselben der Pfarrei zu entheben. Der Papst prüfte

die angebrachten Gründe, und erklärte den 8. Heumonat 1589 in einer Antwort an den Staat, in dieſem Falle ſei die Dekanatswürde mit dem Pfarramt vereinbar und ernannte ihn ſomit zur Verwaltung beider Präbenden. Der apoſtoliſche Nuntius Paravicini übermittelte dem Herrn Stadtpfarrer den päpſtlichen Entſcheid, bei welchem er ſich zufrieden ſtellte. Indeſſen bekleidete er ſie nicht lange, weil andere Unbeliebigkeiten dazwiſchen kamen. Zwei Freiburger-Compagnien wurden aus dem franzöſiſchen Dienſte zurückberufen, die öffentliches Aergerniß gaben; der eifrige Pfarrer wandte ſich wiederholt an die Behörden und flehte ihre Hülfe an, dem Uebel Einhalt zu thun, aber ſeine Schritte blieben ohne Erfolg. Nun entſagte er mit Bewilligung des päpſtlichen Nuntius in der Schweiz ſeinen Pfründen, begab ſich nach Rom und wiederholte im deutſchen Collegium die theologiſchen Kurſe. Während ſeines dreijährigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt wohnte er der Begräbnißfeier der drei Päpſte: Gregors XIV., Innocenz IX. und Clemens VIII. bei, die ſchnell nacheinander ſtarben. Im Jahre 1592 ſchrieben ihm die Herren von Freiburg, den letzt genannten Papſt in ihrem Namen zu beglückwünſchen, ihm ihre Dienſte anzubieten und ihrer Ergebenheit zu verſichern. Durch eine zweite Zuſchrift drückten ſie ihm ihren Dank aus, für die treffliche Erledigung des ihm übermachten Auftrages. Seine Geſchicklichkeit in Führung der Geſchäfte und ſein Anſehen bewogen die Regierung und die Geiſtlichkeit von Freiburg, durch ihn verſchiedene Geſchäfte beim heiligen Stuhl zu beſorgen. Er kehrte als Doktor der Theologie wieder nach Freiburg, wo er mit neuen Würden beehrt wurde; ſein theuerer Freund, Peter Schneuwlin, hatte das Zeitliche geſegnet,und er wurde als Propſt zu deſſen Nachfolger ernannt; zugleich wurde er zum Generalvikar der Diöceſe beſtimmt. Letztere Stelle beängſtigte ihn ſehr und der Nuntius mußte ihn zur Annahme derſelben bewegen. Sebaſtian zeigte ſich in dem neuen Amte ſeines Vorfahrers würdig, beobachtete eine große Feſtigkeit, die vor keinem menſchlichen Anſehen ſich ſcheute und bewährte eine bewunderungswürdige Entſchloſſenheit in Entfernung der eingeſchlichenen Mißbräuche. Aber eben ſeine Charakterfeſtigkeit bereitete ihm neue Verdrießlichkeiten; die Anwerbungen für den franzöſiſchen Dienſt hatten nachtheilige Wirkungen auf die Sittlichkeit des Volkes; Ehrentitel und Sucht nach Pen-

sionen nährten den Geist der Zwietracht unter den verschiedenen Klassen und führten den Staat zu jämmerlichen Entzweiungen. Sebastian sah mit Betrübniß den mächtigen französischen Einfluß in Freiburg und gab seine Ueberzeugung öffentlich zu erkennen. Ohne Scheu hatte er die der Krone gemachten, beträchtlichen Zugeständnisse angegriffen; er suchte die Sendung neuer Truppen zu hintertreiben und widersetzte sich der Annahme neuer Jahrgelder. Diese Sprache hatte eine Menge Privatinteressen beleidigt und ihm Männer entfremdet, deren Stütze er sehr bedurfte. Zum zweiten Male (1601) legte er seine Würde nieder und verlegte sich nun nach Kräften auf das Predigtamt; denn Predigen und Betrachten waren sein Lieblingsgeschäft. Sebastian war bis zum letzten Athemzuge das schönste Muster aller priesterlichen Tugenden und besonders der brennenden Liebe, die durch den Briefwechsel mit Franz von Sales neue Nahrung erhielt. Die Familie Werro besitzt annoch zwei Briefe, die der heilige Bischof von Genf an ihn richtete. Seine Liebe zu den Armen kannte keine Grenzen, und wenn es ihm selbst unmöglich war sie zu unterstützen, so wußte er seine Familie für das Werk der Liebe zu entflammen. Ein Geschichtsschreiber erzählt, daß er sich reichliche Mahlzeiten auftragen ließ, am Tische sitzend seine Seele zu Gott erhob und Betrachtung anstellte; sich dann zu seiner Dienerschaft wandte und sich nach den Dürftigsten erkundigte, denen er die Speisen bringen ließ und für sich den kleinsten Theil davon behielt. Er hat nebst den schon erwähnten Werken noch andere geschrieben, die seinen Eifer für die Vertheidigung des katholischen Glaubens, seine Frömmigkeit und reichliche Kenntnisse kennzeichnen. Der gottselige Mann starb den 27. Christmonat 1614 und erhielt seine Ruhestätte in der Kirche zu St. Nikolaus neben dem ehrwürdigen P. Canisius und dem Propst Schneuwlin. So wurden die Freunde, die im Leben ein Herz und eine Seele waren, auch nach dem Tode miteinander vereinigt (Annales Catholiques de Genève, 1854).

Sebastian und Alver, die heiligen, Martyrer. Von diesen Heiligen melden Wilhelm Baldasan und Ferrarius, geben uns aber nur spärliche Notizen. Sebastian und Alver waren Soldaten bei der thebaischen Legion und waren mit dieser bis nach St. Moritz in's Walliserland vorgerückt. Als nun der Kaiser Maximian den Befehl ertheilte, die heilige Legion

bis auf den letzten Mann niederzuhauen,' entzogen sie sich der blutigen Verfolgung, überstiegen wieder den Jupitersberg, von woher sie gekommen waren und suchten sich an der Grenze von Piemont zu verbergen. Der blutgierige Herrscher stellte überall seine Häscher auf; die heiligen Soldaten wurden zu Fossano eingefangen, gemartert und im Bekenntnisse des christlichen Glaubens getödtet. Daselbst erhielten sie die Grabstätte, über welche später die Pfarrkirche erbaut wurde. Die heiligen Blutzeugen blieben viele Jahrhunderte vergessen, bis eine himmlische Stimme mahnte, man solle in den steinernen Todtengrüften nachgraben. Die Nachgrabenden stießen auf eine steinerne Platte und fanden auf dieser die Inschrift: „Sebastian und Alverius, Martyrer aus der thebaischen Legion unter dem Kaiser Maximian." Die heiligen Martyrer wurden feierlich in die Kathedrale von Fossano übertragen und von nun an verehrten sie Priester und Volk. Ihre Auffindung geschah den 2. Jänner 1427. Herr Blavignac, der Verfasser der „Histoire de L'Architecture sacrée," fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunstarbeiten auch die Namen der hhl. Sebastian und Alver (Bolland., Acta SS. T. I. Jan., p. 81).

Seraphin Engel, Capuciner. Zu Altstätten, im Kanton St Gallen, wohnte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein gewisser Engel mit seiner Gattin im glücklichen Familienkreise; der Himmel segnete ihre Ehe mit Kindern, von denen wir einen Knaben kennen, dem sie in der Taufe den Namen Vincenz beilegten. Sie sparten weder Mühe noch Anstrengung, denselben leiblich und geistig zu kräftigen und Vincenz wurde die Freude ihres Hauses. Zum Jüngling herangewachsen erklärte er ihnen, er habe sich mit reifer Ueberlegung und Berathung seines Gewissensrathes zum Eintritt in den seraphischen Orden entschieden; die frommen Eltern wollten diesem Entschluß nicht hindernd entgegentreten, obschon sie dieser Verlurst sehr empfindlich traf. Sofort nahm er Abschied vom väterlichen Hause und P. Stephan von Mailand, Provinzial für die Schweiz, gewährte ihm 1588 den Eintritt in den Orden. Bald zeigte er sich seines Berufes würdig, benahm sich mustervoll im Probejahre und bereitete sich eifrig auf die Ablegung der hl. Gelübde vor, so daß man schon damals erkannte, daß der junge Frater die im Entstehen begriffene Schweizerprovinz zieren und

ihr sehr nützlich sein werde. Sofort begann er auf Anordnung seiner Obern mit dem Studium der Philosophie und Theologie, worin er glänzende Fortschritte machte. Indessen lag er nicht einzig den Studien ob, sondern widmete die freie Zeit dem Gebete und der Betrachtung himmlischer Dinge. Nach Vollendung der höhern Studien ward er zum Predigen bestimmt, wozu er alle nöthigen Eigenschaften besaß; in diesem neuen Berufszweige suchte er nur die Ehre Gottes und das Heil der Seelen und wurde überall, wohin er kam, zuvorkommend aufgenommen.— P. Seraphin leitete als Oberer mehrere Klöster, war gegen sich äußerst streng, um so liebevoller gegen seine Untergebenen, die ihn wie einen Vater liebten. Wiederholt wurde er zum Definitor und einmal zum Generalvisitator der schweizerischen Provinz erwählt; in dieser Stellung benahm er sich eben so eifrig als klug, und sein Beispiel wirkte so vortheilhaft zur Handhabung der klösterlichen Zucht, daß der Orden in vollem Blühen und Wachsthum begriffen war. Wie alle Diener Gottes, verehrte auch er die hochheilige Jungfrau Maria mit kindlicher Hingabe; er hatte sie zu seiner Mutter erkoren und zu seiner Helferin und Beschützerin bestellt; so oft er predigte, schaltete er etwas ein, das sich auf die glorwürdige Himmelskönigin bezog. Täglich betete er die marianischen Tagzeiten und wenn er Briefe schrieb, unterzeichnete er die letzten Worte mit der Anmerkung: „Ich bitte Sie, daß Sie die Königin des Himmels in meinem Namen mit einem Ave Maria grüßen." In allen wichtigen Angelegenheiten nahm er seine Zuflucht zu ihr, und sie erlangte ihm oft bei Gott Dasjenige, um was er flehte. Hiefür möge Folgendes als Belege dienen. In Nümburg litt ein adeliges Fräulein, Namens Ursula, an einer Krankheit, die ihr bittere Schmerzen verursachte, daß sie bei Tag und bei Nacht beständig schreien mußte. Die Aerzte richteten mit den Arzneien nichts aus und das Leben der Ursula, stund in Frage. Margaretha, die Mutter der Kranken, eilte zum P. Seraphin und bat ihn, er wolle ihre Tochter besuchen. Alsobald machte er sich auf, ging nach der Wohnung der kranken Ursula, fand diese äußerst schwach, hörte ihre Beicht an und reichte ihr die heilige Kommunion. Es schien, die letzten Augenblicke seien für das kranke Fräulein gekommen und die arme Mutter weinte und jammerte. Da wandte sich P. Seraphin zu ihr mit den Worten: „Ich will zur

Kirche gehen und von der Gottesgebärerin erkundigen, was mit ihrer Tochter bevorstehe; ich werde bald wieder zurückkommen und Ihnen die Antwort mittheilen; indessen haben Sie Vertrauen." Geraden Weges ging er zur Kirche, las die Messe von der Mutter Gottes, empfahl ihr besonders die sterbende Ursula, eilte darauf wieder zu der Kranken und sprach zur Mutter derselben: „Fassen Sie Muth und betrüben Sie sich Ihrer Tochter wegen nicht; bald ist Sie wieder hergestellt und wird noch viele Jahre leben." Der Erfolg bestätigte seine prophetische Aussage. Mehrere Jahre hatte unser Gottesmann im seraphischen Orden gewirkt, da ergriff ihn, als er eben zu Lucern das Kloster leitete, eine tödtliche Krankheit, in welcher er vom Schlag getroffen, die Sprache verlor. So oft man ihm das Ave Maria vorbetete, malten sich auf seinem Angesichte die Züge der Freude. Mit der größten Zerknirschung empfing er die Sterbsakramente. In der heiligen Christnacht, als der Priester in der heiligen Messe die Hostie aufhob, ging seine Seele zur Freude ihres Herrn hinüber den 25. Christmonat 1629 (Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. Pars II. p. 535—536; Annales Prov. Helv., Lucernæ; Catalogus Prov. Helv. etc.).

Simon Rufus von Calmis (Galmis, Charmey) Capuziner, war der Sohn gemeiner Bauersleute. So lange er bei seinen Eltern weilte, blieb ihm die Welt fremd; dafür entwickelte sich in ihm das innere Geistesleben. Seine frommen und rechtschaffenen Eltern ließen an der geistigen und leiblichen Erziehung ihres Sohnes nichts ermangeln, und hielten ihn zur Arbeit an. Nachdem er die Jünglingsjahre erreicht, kam über ihn der Geist Gottes, er nahm ihn aus der Mitte der schlüpfrigen Welt, und führte ihn 1599 in den Capucinerorden, in welchem er den alten Menschen aus und einen neuen anzog. Früher hieß er Johann, nunmehr Bruder Simon. Er begann sein geistliches Leben mit Grundlegung einer recht tiefen Demuth; denn er sagte: „Wie kann man ein Gebäude aufführen, wenn der Grund morsch ist?" Er befließ sich die Regeln und Satzungen des Ordens auswendig zu lernen, und sein Leben darnach einzurichten, beobachtete immer strenges Stillschweigen, mied jeden unnöthigen Umgang, besonders mit Weltleuten, um so den Geist der Versammlung beizubehalten; verletzte jedoch nie den gehörigen Anstand. Wo es nöthig war mit den Leuten zu sprechen,

zeigte er sich höflich, heiter, schlicht und sanft. Er fastete sehr streng, besonders an den Fasttagen; nahm aber auch in der übrigen Zeit nur soviel Nahrung zu sich, um sein Leben fristen zu können. So unterwarf er das Fleisch dem Geiste und ward von Tag zu Tag ein frömmerer Ordensmann. Bruder Simon war schwächlicher Natur und oft kränklich; er klagte nie, wiederholte aber bisweilen die Worte: „Eitel ist jede Tugend, die nicht die Geduld stählt." Er schlief nur einige Stunden auf einem hölzernen Lager, stund lange vor der Mette auf, um sich in seiner Zelle zum Gebete vorzubereiten. Im Chor war er von der Gegenwart Gottes sichtbar durchdrungen; dafür bürgten seine demüthige Stellung und seine tiefen Verbeugungen bis auf den Boden. Oft war sein Angesicht wie verklärt, und während der Betrachtung sandte er viele Stoßgebete zum Himmel. Wir zweifeln nicht, daß diese am Throne der ewigen Erbarmung gefällig aufgenommen wurden. Mit der feurigsten Gottesliebe verband er auch jene des Nächsten. Immer stund er seinen Obern und Mitbrüdern in gesunden wie in kranken Tagen hülfreich zur Seite. Deßwegen war er auch von Jedermann geachtet und geliebt. Ein vornehmer Ritter, der bei jedem Anlaß die Ordensleute tadelte und verfolgte, schätzte den Bruder Simon sehr hoch und nannte ihn „den liebenswürdigen, heiligen Mann, den wahren Religiosen." Mit Jakob Wallier, (s. d A.) dem Stifter des Gotteshauses von Montorge, war er sehr vertraut; dieser unternahm nichts ohne seinen Freund zu Rathe zu ziehen, und als die Zeit seines Todes nahte, ging Bruder Simon zu ihm, sein baldiges Scheiden von dannen anzuzeigen. Als Herr Wallier in den letzten Zügen lag, knieete er bei seinem Bette, und empfahl des Scheidenden Seele dem lieben Gott an. — Die Klostervorsteher bestimmten unsern Simon zum Einsammeln des Almosens; denn dazu war er der rechte Mann, weil er die Leute erbaute und ihnen heilsame Räthe ertheilte. Er versah dieses Amt gegen zwanzig Jahre. Im Jahre 1636 bereiste P. Johann de Monte Calerio, als General-Commissär des Ordens, die Schweiz, und wählte unsern Bruder zu seinem Begleiter. Dieser, von Jahren gebeugt und ohnehin kränklich, war nicht mehr im Stande, die Reisen und Strapazen auszuhalten; bisweilen ganz erschöpft, sprach er: „Nun leide ich die Strafen des Fegfeuers, aber ich hoffe denselben jenseits zu entgehen; meine ab-

nehmenden Kräfte mahnen mich, daß die Uhr meines Lebens bald stillsteht." Er erkrankte, und kaum war in der Stadt seine Krankheit ruchtbar geworden, eilte man von allen Seiten herbei, den geliebten Kranken zu besuchen. Einige fragten ihn um Rath, empfahlen sich in sein Gebet, und begehrten von ihm den Segen; Andere wollten ihn sehen, um sich an seiner Geduld zu erbauen und sein Andenken in sich zu verewigen. Am Feste der hochheiligen Dreieinigkeit besuchte ihn P. Crescenz und sagte: „Bruder Simon! heute feiert man im Himmel die Kirchweihe." Der Sterbende, seine letzten Kräfte anstrengend, erwiederte mit sichtbarer Freude: „Sie sind mir ein willkommener Bote!" Er starb noch am gleichen Tage, nämlich den 5. Brachmonat 1637 im Rufe der Heiligkeit und ward nach zwei Tagen in der Klosterkirche von Freiburg beigesetzt. Der Verblichene blieb lange in gesegnetem Andenken und Gott wirkte durch ihn Wunderbares. Pater Melchior Wild, ein Freiburger, der zehn Jahre an einem heftigen Husten litt, verfügte sich auf sein Grab und bat Gott, er möchte ihn in Rücksicht dieses frommen Bruders Simon von seinem Uebel befreien und er genas von Stunde an. (Vrgl. Catalogus Defunct. Prov. Helv.; Annal. Capuc. Prov. Helv.; P. III., 188 mst; Protocollum Majus, P. II. 5; Annales des Religieuses de Montorge, mst.)

Simpliciana, Nonne s. Franz von Sales u. s. w.

Sophie von Klingnau, Nonne von Töß, geboren im Aargau, kam als ein junges Mädchen in's Kloster. Schon vor ihrem Eintritte wirkte der Herr Wunderbares mit ihr, was bis an ihr Ende währte. Sie verließ ihr väterliches Haus, beweinte im Kloster ihre Sünden und die verlorne Zeit, die sie in der Welt üppig zugebracht hatte. Sie hatte ein weiches Herz und man sah sie oft weinen, dabei war sie aber jederzeit von Gott sichtbar getröstet. Eine ihr besonders vertraute Schwester frug sie, wie sie den Trost von Gott empfinge. Da antwortete sie: „Wüßte ich, daß es Gottes Wille wäre, so würde ich dir wohl etwas sagen; das weiß ich jetzt aber nicht, und schweige darum; komme aber bald wieder, und ist es dann des Höchsten Wille, so werde ich dir etwas sagen." Die Schwester verließ sie, ging zur Komplet, und als es Nacht geworden, ging sie wieder zu ihrer Freundin, um von ihr zu erfahren, wie sie sich mit Gott berathen hätte. Da hub sie an: „In dem zweiten

Jahre meines Ordenslebens, ging ich am hochheiligen Weihnachtsfeste, nach der Mette in den Chor, knieete vor dem Altare nieder, sprach nach der Gewohnheit mein Gebet und dachte über mein altes Weltleben nach. Ich erwog die Untreue, die ich Gott dadurch erzeigte, die Vernachlässigung meiner theuren Seele, für die Er am Kreuze sein heiliges Blut vergoß und die Er mir rein und heilig zu bewahren befahl. Diese Gedanken erweckten in mir bittere Reue, mein Herz empfand Schmerz, als wenn es leibliche Schmerzen fühlte. Ich rief klagend meinen Gott an und meine Seele erseufzete: Weh mir, daß ich meinen Gott erzürnte! Der Schmerz, den ich im Herzen fühlte, nahm so zu, daß ich meinte, es müsse zerspringen; da dachte ich, ich will aufstehen und sehen, was Gott mit dir vorhabe. Und als ich aufgestanden, mehrte sich abermal der Schmerz und es schwand in mir jede leibliche Kraft. Es befiel mich eine Ohnmacht, in der ich so lange, als es Gott gefiel, verblieb; ich richtete mich auf, fiel abermal in die vorige Schwäche und dieses ereignete sich bis zum dritten Male. Ich hielt für gut, den Ort zu verlassen, um vor den Schwestern diesen Vorfall zu verbergen. Ich flehte zum Herrn, mir so viel Kraft zu geben, daß ich an einen andern verborgenen Ort gehen könnte. Mit vieler Mühe stund ich auf, kam vor den Altar und sprach: O Herr, mein Gott! ich bitte um Gnade, denn ich erkenne mich aller Gnaden unwerth, die du irgend einem Geschöpfe auf Erden verleihest; ich achte mich vor deinen Augen unwürdiger als einen Wurm, der auf der Erde kriecht, weil dieser dich nie beleidigt hat. Darum darf ich dich nicht bitten, will mich aber ganz in deine göttliche Erbarmung fügen. Nachdem ich dieses gesprochen, verfügte ich mich in mein Schlafzimmer; vor meinem Bette stehend, fühlte ich mich ganz krank und betete die Worte: „In deine Hände, o Herr! empfehle ich meinen Geist.“ Als ich dieses gesprochen, sah ich, daß ein Licht vom Himmel herabkam; es war erfreuend und schön, umgab und durchleuchtete mich; zugleich überströmte mein Herz eine unaussprechliche Freude; die vorige Trauer war verschwunden, und in einem Gesichte sah ich die Schönheit meiner Seele und erkannte sie nach allen ihren Theilen.“ Darauf mahnte die Schwester sie bei aller Treue und bat sie mit allem Ernst, daß sie ihr sage, wie die Seele beschaffen wäre. Sie antwortete: „Die Seele ist ein geistiges Ding,

welches ſich mit keinen leiblichen Dingen vergleichen läßt. Da du aber wißbegierig biſt, ſo will ich dir von der Form und Geſtalt der Seele ein Gleichniß geben. Meine Seele war der Sonne gleich, ein rundes, ſchönes und durchdringendes Licht von einer goldfarbenen Röthe; das Licht war ſo ſchön, daß ich keinen Vergleich finde. Denn wären auch alle Sterne, die am Himmel ſtehen, ſo groß und ſchön als die Sonne, und glänzten ſie alle in Einen Stern zuſammen, ſo würde der Glanz aller der Schönheit nicht gleichen, die in meiner Seele war. Es ſchien mir, daß ein Glanz von mir gehe, der alle Welt erleuchtete und wie das Tageslicht die Erde erhellte. In dieſem Lichte, welches meine Seele war, ſah ich Gott in Wonne leuchten, wie ein ſchönes Licht aus einem glänzenden Glaſe. Ich ſah auch, daß Er ſich ſo minniglich und zärtlich zu meiner Seele neigte, und ſich mit ihr vereinigte. In dieſer Vereinigung ſah ich die Vergebung meiner Sünden und meine Seele ſchimmerte ſo hell, wie am Tage nach meiner Taufe. Da erhob ſich ein Geiſt von der Erde und nahte ſich mir; ich erkannte eine Seele aus dem Reinigungsorte, die mich um Hülfe anging. Als ſie mir nahte, rief ſie mit klägliher Stimme um Hülfe und ſagte: Edle und würdige Seele, bitt Gott für mich! Der Geiſt ſchien meine ſüßen Empfindungen zu ſtören; ich bat Gott, daß er ihn von mir entferne und ich ſah ihn nicht mehr. Darnach ſah ich den Himmel über mir wie in glänzenden Streifen geöffnet, die bis zu mir herabreichten. Ich hörte Stimmen von Engeln und Heiligen, die mir herabriefen: danke Gott, ſtarkmüthige Seele, was dir Gott Gutes gethan hat und noch thun will. Meine Seele erfüllte jetzt eine unſägliche Freude; ſie ließ ſich ſchwebend über den Leib nieder, der vor dem Bette wie ein Leichnam lag; und ſie ſchwebte eine gute Weile über dem Leibe, bis ſie ſeine Ungeſtalt ganz geſehen hatte. Als ſie ihn wohl beſchaut, gefiel er ihr gar übel; ſie kehrte ihr Geſicht von ihm ab und zu ſich ſelbſt hin. In ihrem wohlgefälligen Selbſtanſchauen fuhr ſie über ihn hin, und kam wieder in ihn. Dieſe Gnade währte acht Tage in mir, und als ich das erſte Mal wieder zu mir kam und inne wurde, daß ein lebendiger Geiſt in mir wäre, da ſchien ich der glücklichſte Menſch zu ſein, den je die Erde trug. Von dem Ueberfluſſe der Freude, war mein Leib ſo leicht und ſchnell geworden und ſo ganz ohne alle Gebrechen, daß ich dieſe acht

Tage nie empfand, ob ich einen Leib habe; ich empfand weder Hunger, Durst noch Schlaf, ging doch gleich Andern zu Tische und zu Bette und zum Chor, um meine Gnade zu verbergen. Nach acht Tagen wurde mir das Gesicht entzogen, und da empfand ich erst, daß ich eine Seele und einen Leib habe." Später stiegen in ihrer Seele Zweifel auf, ob ihre Erscheinung von Gott gekommen wäre; der Herr aber wollte sie beruhigen. Durch Gottes Fügung kam sie eines Tages zum Sprachgitter, wo ein auswärtiger Mensch mit einer Klosterfrau sich unterhielt. Er erzählte von einer sonderbaren Begebenheit, die der Nachtwächter von Winterthur wahrnahm. Dieser wachte die ganze Nacht und sah vor Tagesanbruch über dem Kloster ein Licht aufgehen; es leuchtete schön und gar wunderbar, ließ sich auf dem Kloster nieder und verschwand. Als Sophie dieses hörte, wurde sie hocherfreut und war von nun an beruhigt. — Nach vielen andern hohen Gnaden, die der Herr in ihr wirkte, schied sie gottselig von dieser Welt. (Vergl. Greith, C., Domdekan in St. Gallen, die deutsche Mystik im Prediger-Orden, Freiburg im Breisgau, 1861).

Stephan Besancenunt, Pfarrer. Er war der letzte katholische Pfarrer zu Locle im Kanton Neuenburg, dessen Pfarrei vor Kurzem nach 322 jähriger Unterbrechung wieder von einem katholischen Priester besetzt wurde. Er stammte aus Locle selbst, widmete sich dem geistlichen Stande und trat in das weltliche Chor- oder Collegialstift Valangin, wo er die Würde des Propstes bekleidete. Dasselbe wurde im Jahre 1505 von Graf Claudius von Aarberg-Valangin und seiner Gemahlin Wilhelmine von Vergy gegründet, bestand aus einem Propst, sechs Chorherren und zwei Kaplänen und ward 1531 aufgehoben. Dieses Stift war im Besitze der Pfarrei von Locle und die Chorherren konnten zugleich diese Pfarre versehen. Herr Besancenunt war ein würdiger Propst, der Zucht und Ordnung handhabte; aber Herr Chorherr Claudius Collier, letzter Propst des Stiftes, bereitete ihm viele Unangenehmlichkeiten und zwang ihn sogar zur Abdankung. Herr Besancenunt widmete sich nun um so mehr dem Heile der ihm anvertrauten Heerde, heiligte sich und dieselbe und pilgerte 1519 zum heiligen Grabe nach Jerusalem, um da die Leidensstätte unsers Herrn zu verehren. Sein Herz blutete, als die Reformation in Locle hereinbrach, die ihn für immer von seiner Heerde trennte; mit Thränen in den Augen verließ er 1539 seine Pfar-

rei, und zog sich in die nahe gelegene, französische Stadt Morteau zurück, wo sein Leichnam in der Kirche begraben liegt. Sein Andenken lebt noch jetzt in der Gegend fort und selbst die Protestanten sprechen mit Achtung von ihm. Der neue Pfarrer wird der würdige Nachfolger seines edlen Vorgängers sein; 322 Jahre liegen zwar zwischen Beiden, allein der katholische Glaube und die katholische Liebe sind die gleichen geblieben (von Mülinen, Helvetia S., Bd. I. S. 62; Matile, G. A., Histoire de la seigneurie de Valangin jusqu'à sa réunion à la directe en 1592, Neuchâtel, 1852.)

T.

Thalassius, Abt von Condat im Juragebirge, war der Nachfolger des heiligen Sapiens (s. d. A.) und der achte Abt dieser klösterlichen Gemeinde. Er war ohne Zweifel ein großer und würdiger Vorsteher, weil er „selig" genannt wird. Er regierte nur ein Jahr und schied im Jahre 593 von dieser Welt (Annales Catholiques de Genève.)

Theobald Leser, s. Joseph Stephan Motschi u. s. w.

Theodul, der heilige, Bischof von Sitten, Landespatron (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 253 ff.) Herr Johann Stälin, Domherr von Sitten (gestorben 1640), verfaßte 1638 eine Schrift, betitelt: Läben vndt history von Sankt Theodolo, Bischoffen zuo Sitten im wallißlandt," welche annoch im Domarchiv von Sitten aufbewahrt wird. Darin gibt er einige werthvolle Notizen über den heiligen Theodul, dessen Leben, Wunder und Verehrung, die er aus den Missalien, Brevieren, Handschriften u. s. w. sammelte. Wie Domherr Briguet in der Vallesia Christiana berichtet, wurde der heilige Prälat auf Valerie bei der Kanzel beigesetzt. Bald geschahen auf seinem Grabe Gebetserhörungen, die hl. Gebeine wurden der Gruft enthoben und der Verehrung des Volkes ausgesetzt. Noch am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts befanden sich die Gebeine des heiligen Theodul in der Kathedrale von Sitten; die Beweise davon liegen in einer sehr alten Urkunde, welche zwischen den Einwohnern von Deisch, Pfarrei Ernen (mons Dei superius, in parochia de Aragno) und dem Domkapitel von Sitten gemacht wurde. Die Deischer leisteten dem Kapitel die Verpflichtung demselben, jährlich am

Feſte des ſeligen Theodol's 100 Mörſiger Groſchen (5 Pfund) zu zahlen; dieſes hingegen ſollte aus dem Erlös eine Wachskerze kaufen und ſelbe vor dem heiligen Leibe in der Kathedrale der Stadt Sitten anzünden und den ganzen Tag brennen laſſen. Der heilige Theodul genoß von da an im Walliſerlande eine hohe Verehrung, die ſich mehrte, ſeit er von dem zwölften Jahrhundert an als Schutzheiliger angerufen wird. In Nöthen und Anliegen nahm das Volk mit dem Klerus immer ſeine Zuflucht zu dem Heiligen und es erfuhr nicht ſelten deſſen ſichtbare Hülfe. Ich erwähne hier eine Begebenheit, die jetzt noch erzählt wird, und die man billig der Oeffentlichkeit übergibt. Im Jahre 1475 überzog Johann Ludwig, Biſchof von Genf, Mitherrſcher der Herzogin Yolanta, mit ſtarker Heeresmacht das Wallis; den 12. Wintermonat bei Tagesanbruch ſtürmte er über die Morge, verbrannte die Dörfer von Savieſe, warf ſich dann auf die Stadt und nahm ſelbe beim erſten Anfall bis an die feſten Plätze ein. Die Truppen, klein an der Zahl, waren im Begriffe zu weichen; da flößte der Biſchof Walther Superſaxo ihnen Muth ein, mahnte ſie, die Schutzheiligen des Landes anzurufen und im nämlichen Augenblicke ſahen ſie die Himmelskönigin, die heilige Catharina und den heiligen Theodul mit dem Schwert in den Lüften ſchweben, welche ſie zur Fortſetzung des Kampfes anfeuerten. Der Kampf begann auf's Neue und es ward ein herrlicher Sieg erfochten. Mgr. Walther Superſaxo ſah nebſt vielen Andern die Erſcheinung mit eigenen Augen und zeichnete mit ſeiner Hand die Worte in ſein Brevier: „So lange unſere Kräfte hinreichen, dürfen wir nicht ſchweigen und nicht aufhören, die glorreiche Jungfrau Maria, die hhl. Theodul und Catharina, unſere Schutzheiligen, zu loben, wegen der außerordentlichen Gnade und dem glänzenden Schutze und Siege, welcher dieſer unſerer Kirche von Sitten nicht durch menſchliche, ſondern göttliche Kraft auf die Fürbitte der heiligen Patrone zu Theil ward und wovon wir Augenzeuge waren. — Die älteren Breviere der Diöceſe Sitten enthielten umſtändlich das Leben und die Wunderthaten dieſes heiligen Biſchofes. Wie im Wallis ſich die Verehrung des heiligen Theodul mehrte, eben ſo auch in dem Schweizerlande, namentlich in Engelberg. Der hochwürdige P. Ignaz Odermatt, früher Bibliothekar des Kloſters, nunmehr Pfarrer daſelbſt, machte uns darüber eine gefällige Mit-

theilung und ſagt darin: „St. Theodul, Theodol oder Theodor, oder wie ihn das Volk nennt St. Joder, war ſchon 1197, ja muß es ſchon früher geweſen ſein, unſer zweiter Kirchenpatron. Das verbürgt uns eine Aufſchrift an einem Crucifix, welches unter dem vierten Abt, Heinrich von Baldegg, der in jenem Jahre ſeine Amtszeit antrat, gemacht wurde. Den Namen dieſes Heiligen findet man in den verſchiedenen Brevieren, Kalendarien u. ſ. w. des X. XI. und XII. Jahrhunderts, immer am 16. Auguſt, obwohl verſchieden geſchrieben, bald Theodor, Theodol, Theodul, endlich gar Theodok. — Der Pfarr- oder Verkündrodel von 1743 bemerkt über St. Theodul: „Von dieſem Feſte ſpricht das Martyrologium alſo: Im fünfzehnten Jahrhundert das Feſt des heiligen Theoduls, welches von Denjenigen, die von deſſen Reliquien austheilen und gewähren, als ein gebotenes, in der Folge als ſolches gehalten worden.“ Ebenſo berichtet das Thalbuch: „Anno 1574 hat ein Abt und Convent mit den Thalleuten zu Engelberg den St. Joderstag zu feiern angenommen, als ein Zwölfbotentag, wie unſere Vordern verſprochen haben, als ſie zu Wallis das Heiligthum geholt haben.“ Seit dem Beginne des Kloſters Engelberg iſt der heilige Theodul ſtets als ein großer Heiliger verehrt worden; und wenn auch das Feſt heut zu Tage die Thalleute, weil es mit andern Feſten beſeitigt wurde, nicht mehr verbindet, ſo wird es in den kirchlichen Tagzeiten immer noch in der Ordnung zweiter Klaſſe gefeiert.“ — Wie Herr Stälin berichtet, führte der heilige Theodul zwei glänzende rothe Roſen in ſeinem Wappen auf weißem Feld, und erklärt daſſelbe auf eine ganz eigene Art: Unter den zwei rothen Roſen wäre ſeine Gottes- und Nächſtenliebe, in weißem Felde aber die Reinigkeit ſeiner Seele zu verſtehen.

Thereſia Ronka, Nonne von Lucern. Noch in neuerer Zeit hat das Gotteshaus St. Anna im Bruch in der Stadt Lucern eine eifrige Dienerin Gottes in ſeinen Mauern geborgen, deren billig in den Kloſterannalen erwähnt wird. Thereſia Ronka verlor ſchon als Kind ihren Vater und nach einiger Zeit auch ihre Mutter, die ſich nach Rom verehelichte. Die fernere Erziehung des jungen Mädchens blieb der Großmutter überlaſſen, welche ſofort die leibliche und geiſtliche Pflege der Thereſia und ihrer fünf Geſchwiſter übernahm. Sie war aber auch dazu geeignet; denn ſie zeichnete ſich durch Frömmig-

keit und Gottesfurcht aus, war nebſtdem mit ſchönen Kenntniſſen bereichert und beſaß daher die Kunſt, auf das junge Geſchlecht heilſam einzuwirken. An Thereſia blieben ihre Bemühungen nicht fruchtlos, und darum pflegte ſie dieſe zarte Pflanze um ſo ſorgfältiger; ſie ſuchte ſelbe beſonders zur Liebe Gottes und zum einſamen Leben zu ſtimmen. Thereſia, gelehrig und empfänglich für Alles, was ihr die Erzieherin beibrachte, gewann das ſtille Leben überaus lieb. Einſt verließ ſie heimlich das väterliche Haus, zog ſich in einen Wald zurück, um dort als Klausnerin zu leben, aber der Hunger mahnte und zwang ſie zur Heimkehr. Das Mißlingen dieſes Verſuches ſchmerzte ſie, benahm ihr jedoch den Muth nicht, ein heiliges, zurückgezogenes Leben zu wählen, ſondern erweckte in ihr den Entſchluß, die Zeit abzuwarten, in welcher ſie, an Jahren reifer, ihr Verlangen in Ausführung bringen könnte. Als ſie ſechzehn Jahre erreicht hatte, nahm ſie zu St. Anna im Bruch den Schleier und legte dort den 16. Brachmonat 1768 unter dem Namen Maria Thereſia die feierlichen Gelübde ab. Da erfüllte ſich ihr jugendlicher Wunſch und ſie ſprach mit dem greiſen Simeon: „Nun entlaſſe deine Dienerin im Frieden, weil jetzt meine Sehnſucht erfüllt iſt.“ Ein beſtändiger Drang zog ſie nach dem Himmel; die fromme Nonne betrachtete ſich hier fremd, und verlangte oft aufgelöst und in das Reich ihres Bräutigams verſetzt zu werden. Ohne Zweifel gefiel dem Herrn die Bitte der Flehenden; er wollte ſie jedoch noch nicht zu ſich nehmen, ſondern eines langſamen Todes, als Martyrin der göttlichen Liebe ſterben laſſen. Bald nach Entrichtung ihrer Gelübde wurde ſie mit ſchweren körperlichen Leiden heimgeſucht, die acht Jahre andauerten; Seitenſtechen, Kopfſchmerzen, Fieberanfälle hielten ſie beſtändig an's Krankenlager gefeſſelt, und dazu konnte ſie nur auf der rechten Seite liegen. Zu den genannten Uebeln ſtellten ſich noch die Gicht, Entzündungen der Eingeweide ein, und ſie wurde ſofort, wie ihr Arzt, Herr Lang, verordnete, mit den heiligen Sterbſakramenten verſehen. Um in den heftigen Anfällen ihre Geduld nicht zu verlieren, blickte ſie oft auf das Gnadenbild von Maria Einſiedeln, welches neben dem Bette an der Wand hing. Am 5. Brachmonat 1776, Abends gegen 3 Uhr, ſchienen die Schmerzen die Leidende zu übermannen; es war am Vorabende des heiligen Frohnleichnamsfeſtes. Aber-

mals blickte ſie zur Mutter der göttlichen Erbarmung hin und ſiehe! die Kindlichflehende wurde auf wundervolle Weiſe erhört und erhielt augenblicklich die Geſundheit. Sie erhob ſich von ihrem Krankenlager und ging zum Erſtaunen ihrer Mitſchweſtern in die Kirche, um Gott und Maria für ihre Heilung zu danken. Die Kloſterfrauen berichteten ſofort dieſes wunderbare Ereigniß an die Väter Benediktiner in Einſiedeln, die ſelbes in ihre Annalen zeichneten. Die Dienerin Gottes erfreute ſich nun mehrere Jahre der beſten Geſundheit; allein ſie gelangte zur Einſicht, daß man nur durch Trübſale und Krankheiten geläutert, zum Beſitze des Reiches Gottes komme; darum bat ſie die himmliſche Gottesmutter, ihr die vorigen Uebel wieder zurückzugeben. Es war eine Bitte, vor der weltlichgeſinnte Menſchen zurückſchaudern, und die nur Diejenigen, die in Gott leben, verſtehen. Thereſia erkrankte wieder, heftiges Gliederreißen ſtellte ſich ein, in Folge deſſen ihr Leib völlig verrenkt wurde. Mehrere Jahre hütete ſie das Krankenzimmer und in den letzten Monaten ihres Lebens plagte ſie die Engbrüſtigkeit ſo ſehr, daß ſie in keinem Bette liegen konnte. Zu dieſen Körperbeſchwerden geſellten ſich auch jene des Geiſtes; ſie empfand innerliche Beängſtigungen, glaubte, ſie wäre von Gott gänzlich verlaſſen; dennoch murrte ſie bei ſolchen innerlichen und äußerlichen Leiden nicht, ſondern bewahrte ſtets einen heitern Sinn zur allgemeinen Verwunderung und Erbauung ihrer Mitſchweſtern. Man hörte ſie zuweilen mit Perſonen in dem Reiche der Verklärung reden; die Wärterin traf Niemanden in der Zelle, obſchon ſie Stimmen hörte und nach allen Seiten ſchaute. Von dieſer Zeit an verſchwand ihre Schwermuth, was nicht wenig zur Linderung der Schmerzen beitrug. — Im Jahre 1818 feierte Schweſter Thereſia ihr Jubeljahr. Der Convent wandte alle Kräfte auf, der Hochbetagten Freude zu machen. Auch ihre leibliche Schweſter Placida Ronka, Ordensfrau von Rathhauſen, nahm innigen Theil an dieſer Feier; ſie ließ ein artiges Gemälde verfertigen, worauf die Heilung ihrer Schweſter durch die Fürbitte Mariens vorgeſtellt war. Drei Noviziinnen überbrachten das Bild und ſangen bei der Darreichung ein Marienlied. In der letztern Lebenszeit empfing Thereſia öfters die heiligen Sakramente. Sie ſtarb wohlgetröſtet den 18. Hornung 1823, an der Waſſerſucht, 72 Jahre alt und ging, wie wir billig hoffen, in die Freude ihres

Herrn ein. So hat das Kloſter St. Anna im Bruch edle Perſonen in ſeiner Mitte bewahrt; es bewegt ſich noch friſch in ſeiner Blüthe, zählt eine ſchöne Zahl von Schweſtern (meiſtens Töchter aus dem Kanton Lucern) und der Segen Gottes wird ferner auf ihm ruhen. (Annalen des Kloſters St. Anna im Bruch)

Thyrſus, der heilige, Martyrer, ſoll zu Lauſanne den Martertod erlitten haben. Von ihm meldet Herr Blum (Verſuch einer Geſchichte der Kirche Jeſu in der Schweiz) wie folgt: „Maximian war aus Afrika nach Gallien zurückgekehrt und ſchon ſeine Ankunft zu Marſeille brachte ſehr viele Chriſten daſelbſt in nicht geringe Furcht; das viele Blut der Heiligen, welches im vorigen Jahre in der Provinz vergoſſen wurde, und die ſehr bekannte Martyrergeſchichte bei Agaun, war ihnen noch im friſchen Andenken; ſie ſahen eine neue Verfolgung voraus, die er dadurch unternahm, daß er viele chriſtliche Soldaten in verſchiedenen Städten hinrichten ließ. Unter dieſen Blutzeugen hat in Helvetien der heilige Thyrſus zu Lauſanne die Marterkrone erworben." Wahrſcheinlich gehörte er der thebaiſchen Legion an. Ein Anderer gleichen Namens errang die Siegespalme zu Trier. Herr Blavignac, der Verfaſſer der „Histoire de L'Architecture sacrée," fand in Genf auf ältern Gemälden und Kunſtarbeiten auch den heiligen Thyrſus. Nebſt dieſem zählt er aus der thebaiſchen Legion noch folgende Namen auf: Achillius, Adjutor, Alexander, Alverius, Amor, Antonin, Bonifaz, Beſſus oder Beſſa, Candidus, Caſſius, Ciriacus, Cyrus, Conſtans, Cucufat, Defendens, Exuper, Felician, Felix, Florens, Fortunat, Georg, Gereon, Innocenz, Jafred oder Theofred, Johann, Julian, Licinius, Longin, Maloſus, Martinian, Maruſus, Mauritius, Maximus, Octavius, Sebaſtian, Sekund, Severin, Solutor, Tegulus, Tiberius, Thiefred, Urſus, Viator, Viktor und Vital. Mehrere dieſer Heiligen haben ihre eigenen Artikel in dieſem Werke. Schon frühzeitig ward dem heiligen Thyrſus zu Lauſanne eine Kirche erbaut und der heilige Marius wurde darin begraben. (Blavignac, J. D., Histoire de L'Architecture sacrée. p. 38—39).

U.

Ulrich Hemgartner, Stiftsdekan von St. Gallen.

Ulrich Hemgartner, geboren 1566 zu Bernhardszell, war ein Mann, der durch seine Tugend und Frömmigkeit das Kloster St. Gallen ehrte. Mit Bewilligung der Seinigen verlegte er sich auf die Studien, trat 1588 in den Benediktinerorden und bewies sich als musterhaften Ordensmann. Nach Vollendung der theologischen Studien ernannte ihn der Fürstabt Joachim Opser oder dessen Nachfolger Bernhard II. Müller zum Pfarrer in der Gruob, wohlwissend, daß er die Heerde des Herrn in Sorgfalt weiden werde. Diesen Posten füllte er segensvoll einige Zeit aus; bis ihn der Fürst, der seine Liebe zum klösterlichen Leben, wie auch seine Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung der klösterlichen Zucht kannte, ihn zurückrief und ihn zum Stiftsdekan ernannte. — Im Innern des Klosters gab es Manches neu zu ordnen, zu beseitigen oder zu handhaben, namentlich bedurfte die klösterliche Zucht einer Reform; und eben unser Ulrich war der Mann, die Söhne des heiligen Gallus auf die Bahn des heiligen Stifters zu leiten. Als ein Mann des festesten Charakters achtete er weder die Widersprüche der Conventualen, noch die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, und brachte es glücklich zu Stande, daß in der Abtei eine schärfere Handhabung der Ordenssatzungen eingeführt wurde. Herr Hemgartner war ein talentvoller Mann und ein ausgezeichneter Kanzelredner; man hörte ihn sehr gerne predigen, weil er Gotteswort gründlich, kräftig und salbungsvoll zum Nutzen der Zuhörer vortrug. — Auch andern religiösen Stiften stund er hülfreich bei. Als das Schwesternhaus Steinertobel, unweit der Burg Steinach, ganz baufällig geworden, entschlossen sich die Frauen (1608) auf dem Romonten, ob der Stadt St. Gallen, ein neues Kloster zu erbauen; der Stiftsdekan rieth dem Abt Bernhard II., er möchte die Nonnen bereden, es nach Rorschach (richtiger Roschach, Rosacium) in die alten Steingruben

zu verſetzen, welchen Rath ſie auch befolgten. Am 21. Wintermonat 1616 oder 1617 nahmen ſie das neue Gotteshaus am See in Beſitz (von Arx, J., Geſchichten des Kantons St. Gallen, Bd. III., 307). Der Einzug war feierlich und unſer Ulrich erhöhte denſelben durch ſeine Anweſenheit. Er war ein frommer Mann, gegen Andere zuvorkommend und herablaſſend, gegen ſich ſehr ſtreng. Er brachte einen Theil der Nacht im Betrachten und Gebete zu, genoß wenig Nahrung, und trieb in der heiligen Faſtenzeit die Abtödtung ſo weit, daß ſein Oberer ihm befehlen mußte, ſein Faſten zu mäßigen. Nachdem er 24 Jahre die Dekanatswürde zum Nutzen und Frommen der Abtei bekleidet hatte, legte er mit Zuſtimmung des Abtes ſein Amt nieder. Dazu veranlaßte ihn die Sorge des Heiles, dem er nun einzig obliegen wollte. Um noch genauer den Ordensregeln nachzuleben, ließ er ſich in den Carthäuſerorden aufnehmen. Die ſtrengen Bußübungen, beſonders ſeine Abtödtungen, ſein Wachen, Faſten und häufiges Beten auf den Knieen, zogen ihm große Schmerzen am Schenkel zu, denen er erlag. Er ſtarb 1633 am Feſte der Fürſtenapoſtel im Geruch der Heiligkeit, 67 Jahre alt. Seinen Abt Bernhard II., mit dem er auf freundſchaftlichem Fuße geſtanden, hatte er um drei Jahre überlebt. Merkwürdig iſt, daß Herr von Arx und die übrigen Werke über das Stift St. Gallen, von dieſem gefeierten Manne nichts melden (Gefällige Mittheilung von Herrn Egbert Friedrich von Mülinen; Holzhalb, III, 93—94).

Ulrich Koch, Abt von Rheinau, ſ. Yrta, die heilige, Jungfrau.

Ulrich, Einſiedler im Mösli. (Zuſatz zu dem Art. Bd. II. S. 279 ff). Wie Nikolaus von Flue (ſ. d. A.) aufhörte, der Vater leiblicher Kinder zu ſein, wurde er der Vater geiſtlicher Kinder; und zu den Letztern gehört auch Bruder Ulrich. Etwas Näheres über ihn berichtet uns Johann von Waldheim in ſeinem Reiſebericht. Er ſchreibt: „Der Leutprieſter führte uns fürder durch ein tiefes Thal über einen Steg, der ging über einen Ryffen und Waldbach und führte uns einen großen Berg hinan. Da war kein Weg, und ward uns aus der Maßen ſauer, den hohen Berg hinaufzuſteigen, der war mehr, den einen Armbruſtſchuß hoch. Und er brachte uns zu einem Einſiedler, der hieß Bruder Ulrich, der hatte eine Klauſe, aber keine Ka-

pelle, sondern ein Vorklauselein, (die Kapelle wurde ihm später, 1484 erbaut). Da stehen etliche unseres Herrn Marthyrer und Heilige inne, und bei der Klause fließet ein Born aus dem Gebirge. Der genannte Bruder Ulrich ißt des Tags nicht mehr, denn drei Bissen Brod im Wasser geweicht. Er lebt auch in großer Mäßigkeit und trinkt nicht. — Der genannte Bruder Ulrich führte uns in die Klause, und wies uns sein Wesen und seine Bücher, darinen er list, denn er ist gelehrt. Aber Bruder Klaus ist ein purer Laie, der kann nicht lesen. Und unter andern vielen Worten, fragte mich Bruder Ulrich, aus welchem Lande ich wäre. Antwortete ihm: Ich wäre von Halle in Sachsen aus dem Bisthum Magdeburg. Also hub er an und fragte nach mehr und andern Landleuten. Also fragte ich ihn, woher er in unserm Lande bekannt wäre, ob er wäre ein Handwerker gewesen? Antwortete er mir: Ich bin Iwe gewesen. Anderes konnte ich ihm nicht abfragen. Mein Wirth fragte mich auch um Bruder Ulrichen. Davon that ich dann auch Berichtung, und unter andern Worten sagte ich ihm, wie er in unserm Land die Leute wohl kenne, und hatte mir einen Jeglichen mit Namen genannt; so hatte ich ihn gefragt, ob er ein Handwerksmann gewesen wäre, und wie ich ihn nichts anders abfragen konnte, denn er spräche, er wäre Iwe gewesen. Also antwortete der Wirth und sprach: Er ist seiner Tage ein großer Räuber gewesen." (Businger, S. 111). — Nun gleichviel. Dieser Ulrich kam um das Jahr 1473 als ein reicher Herr vom Adel, der vordem mit Pferden gehandelt und gegen 50 Jahre alt war, nach Unterwalden, um Nikolaus, von dem er so außerordentliche Dinge gehört, zu sehen und zu sprechen. Von der Gnade erleuchtet, war er der Welt müde, und erkannte die Nichtigkeit ihrer Genüsse und Reichthümer, zugleich machten der Ruf, die Reden und noch mehr das Beispiel des Seligen, das er jetzt selbst vor Augen hatte, und den hohen Ruf und seine Erwartungen noch übertraf, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich auf der Stelle entschloß, in dieser Wildniß seine künftigen Lebenstage zuzubringen und Nikolaus nachzufolgen (Weißenbach und Eichhorn). Allein sein Leben sollte vom Feinde des Heiles schwer geprüft werden und er ähnliche Anfälle zu bestehen haben, wie sein geistlicher Vater in der Zelle. Dieser Widersacher beunruhigt ihn so in seiner neuen Wohnung, stürmt auf sie ein, plagt und ängstigt ihn, daß er besorgt, er

möchte ein ſolches Leben in die Länge nicht ertragen. Mit Betrübniß klagt er dieſes dem gottſeligen Einſiedler im Ranft. Nicht weit von da fand ſich ein großer, vorhängender und ſo eine kleine Höhle bildender Steinblock. Nikolaus gibt Ulrich den ſonderbaren Rath, er ſolle unter dieſem Steine wohnen, alsdann werde er weniger vom Höllenfürſten zu ertragen haben (Deutſche Prozeßakten von 1591). Augenblicklich gehorchte der demüthige Schüler, und fand die vorgeſagte Ruhe und brachte nun ſeine künftigen Lebensjahre in aller Strenge unter dieſem Steine zu. Sein Lager war die harte Erde, ſein Kopfkiſſen ein Stein (Cyſat); ſeine Kleidung ein langer brauner Einſiedlerrock, gleich dem Nikolaus. Wie dieſer erſte abgetragen war, gab ihm Nikolaus den eigenen. — Dann und wann trug er einen groben Hut, aber war ſtets baarfuß. Des Tages aß er nur einmal und dazu wenig; viele Tage oft nichts anders als dürre Birnen. Wenn nun auch Ulrich ohne Speiſe nicht leben konnte, ſo hatte er dennoch die Gnade, den Winter über ohne Feuer und Wärme unter dieſem Steine in dieſem wilden Thale zubringen zu können. Gewiß eine große Gnade und eine außerordentliche Lebensweiſe. Damit verband er häufiges Nachtwachen und die ſtete Uebung in Gebet, Betrachtung und geiſtlicher Leſung. Seine Unterhaltung war einzig der Umgang mit Nikolaus, ſeinem Vater und Vorbilde, den er wie ein Sohn liebte. Er war auch in der That ſein vertrauter Freund, den er oft täglich, wie wir wiſſen, beſuchte, mit dem er ſich in himmliſchem Geſpräche unterhielt, dem er viele ſeiner wunderbaren, von Gott empfangenen Gnaden offenbarte, die Stunde ſeines Todes vorausſagte und den er anderſeits wieder leitete wie ſeinen Sohn, ſeinen Jünger (Wölflin bei Eichhorn). — Was Ulrich noch an vorräthigem Gelde hatte, verwendete er an ſein Gotteshaus, welches er mit Hülfe frommer Landleute erbaute. Den größten Theil ſeines Vermögens ließ er aber in ſeinem Vaterlande zurück und ſchenkte ihn an Arme. Die biſchöfliche Einweihung der Kapelle erfolgte erſt den 23. Heumonat 1504, zwanzig Jahre nach ihrer Erbauung, durch den Dominikaner Balthaſar, Biſchof von Troja, Weihbiſchof von Konſtanz, in der Ehre des hl. Erzengels Michael, des hl. Apoſtels Bartholomäus und der hl. Mutter Anna. Am Tage vorher, am Feſte Maria Magdalena, hatte die Einweihung der größern neuen Kapelle im Ranft

ſtatt. Bei der Erbauung der Kapelle ward der Felsblock zu einer Zelle übermauert. — Beide ſtehen jetzt noch ſo. Daß die jetzige Kapelle im Mösli noch wirklich die erſte urſprüngliche iſt, beweiſen ſchon ihr maſſives, rohes Gemäuer, die kleinen ſchmalen Fenſter, und namentlich der Schlußſtein der gothiſchen Spitzbogenpforte, auf welchen mit alten Charakteren die Jahreszahl 1484 eingegraben iſt. Merkwürdig ſind die gothiſchen Verzierungen und Läufe des wohl noch urſprünglichen Holzgewölbes. Das Leben des ſeligen Ulrich iſt in der Kapelle ringsum in zwanzig, etwas rohen Gemälden dargeſtellt. — Ulrich hatte auch eine große Begierde, die ewige Stadt zu beſuchen, theils als frommer Pilger, theils um für ſeine Kapelle Reliquien und Abläſſe zu erlangen. Im Herbſte des Jahres 1486 begab er ſich mit Lukas Kölblin, Pfarrer in Muotathal, Kanton Schwyz, auf die Reiſe. Mit großer Andacht beſuchten ſie die heiligen Orte, erhielten die gewünſchten Heiligthümer und eine Ablaßbulle für die Kapelle (Eichhorn, Leben Ulrich's S. 13). Wie aber Bruder Ulrich im März des folgenden Jahres erfreut nach ſeinem lieben Mösli zurückkam, traf er Bruder Klaus ſterbend. Wie er der Nachfolger Nikolaus war, ſo wurde er auch an ſeiner Statt der irdiſche Vater und Tröſter der Hülfe und Rath ſuchenden Landleute und Pilger, und er konnte es wie kein Anderer ſein. Ulrich ſtund Nikolaus in ſeiner ſtrengen Lebensweiſe, in Tugend und Frömmigkeit am nächſten; er war ſein Sohn und Lehrjünger geweſen, hatte ſeinen Geiſt, ſeine Lehrweiſe ſich eigen gemacht; er gab gewiſſermaßen, was er von Nikolaus empfangen. Darum müſſen wir uns nicht verwundern, wenn die Landleute gerne zu ihm kamen, ihm bereitwilligſt den dürftigen Unterhalt darreichten, dagegen von ihm Lehren der Weisheit und Tugend empfingen. Nach ſeinem Tode beſuchten ſein Grab viele Wallfahrer. Er wurde durch Wunder verherrlicht, über welche aber, da ſie nie verzeichnet worden, nichts Näheres angegeben werden kann, obgleich Votivtäfelchen dabei aufgehängt wurden. — Seit 1860 ruhen er und Schweſter Cäcilia wieder rechts und links vom Hochaltar in Mauerniſchen, auf der einen Seite nämlich Bruder Ulrich, auf der andern Schweſter Cäcilia. Beide Stellen decken und bezeichnen zwei neue Marmorplatten, mit entſprechenden einfachen Inſchriften. Jene Ulrich's lautet: „Die Gebeine des ehrwürdigen Bruders Ulrich, welcher ſtarb 1491."

Urſula Chriſten, Fraumutter im Muotathal. Schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts lebten andächtige Perſonen beiderlei Geſchlechts am Ufer der Muota, nicht fern von der Pfarrkirche, in einem Klöſterlein beiſammen. Zeit und Herkunft dieſer Verſammlung liegen im Dunkeln; doch läßt ſich vermuthen, daß durch die Kreuzzüge ſchon im eilften und zwölften Jahrhundert Vereinigungen dieſer Art veranlaßt worden ſeien. „Wahrſcheinlicher aber iſt," ſagt Herr Schneller, „daß Beguinen, nachdem ſie von den Niederlanden aus ſich nach Deutſchland ausgebreitet hatten, wider die allgemeine Verfolgung, die ſich gegen ſie erhob, in dem wilden Thale Zuflucht geſucht und gefunden haben. Indeſſen erhellt aus dem alten Verzeichniſſe der erſten Glieder dieſer geiſtigen Korporation, daß die Mehrzahl derſelben aus den obern Landen, Baſel, Zürich, Glaris, Uri und Schwyz ſtammten." — Im Jahre 1288 nahmen die Schweſtern die Ordensregel des heiligen Franciskus an. Dieſe geiſtliche Handlung ging feierlich in Gegenwart geiſtlicher und weltlicher Zeugen vor ſich. Schweſter Richenza, erſte Meiſterin, gelobte in des Cuſtos, Bruder Conrads und der mindern Brüder, und in Herrn Rudolfs, des Leutprieſters, Hand, Ordnung und Zucht in der Verſammlung zu halten, auch ſich von der mindern Brüder Leitung und Gehorſam nie zu trennen. Die Peſt, die 1386 im Lande Schwyz einige hundert Menſchen wegraffte, kehrte auch in das Frauenkloſter an der Muota ein und das ganze Convent ſtarb aus. Wie lange das Klöſterlein leer geſtanden, wann und durch wen es wieder aufgekommen ſei, kann nicht beſtimmt werden; nur ergibt ſich durch eine Stiftungsurkunde, die im Jahrzeitbuche der Pfarrkirche eingetragen iſt, daß im Jahre 1448 wieder ein Convent beſtanden habe. Nachdem das Gotteshaus ſich von ſeiner Auflöſung erholt hatte, traf es in den erſten Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts ein zweiter ſchwerer Unfall Eine anſteckende Seuche, die in den Jahren 1505—1519 durch das ganze Land viele Opfer forderte, raffte die meiſten Kloſterbewohnerinnen weg. Die, welche verſchont blieben, wurden von einer weit ärgern Peſt, der Sucht der Glaubensänderung, und von dem Geiſte des Abfalls, ergriffen. Man hat unvermuthet und auf eine wunderliche Art Schriften aufgefunden, in welchen die entwichenen Nonnen die Beweggründe, das Kloſter zu verlaſſen und weiter zu ziehen,

aufgezeichnet haben. Dieſe Schriften hatten ſie in einem hölzernen St. Annabild verſteckt und in die Erde vergraben. Nach mehr als hundert Jahren wühlten die reißenden Fluthen der ausgebrochenen Muota das Bild hervor, in welchem eine beigelegte Schrift Manches aufhellte. Das Kloſter ſtund verödet da, der Gottesdienſt war verſtummt; nun machte ſich eine alte fromme Frau des Thales auf und zog alle Tage dreimal das Betglöcklein in der Kapelle, zum Zeichen des engliſchen Grußes. Indeſſen ſollte das Gotteshaus wieder erſtehen, wozu außergewöhnliche Zeichen mahnten. Glaubwürdige Perſonen bezeugten nach der Kloſterchronik, daß in dem öden Kirchlein wiederholt ein gar lieblicher und wunderbarer Geſang (ein übernatürlich und engliſche Muſik, ſagt die Kloſterchronik), gehört worden ſei. Wunderbares wird von einem frommen Bauersmanne erzählt. Dieſer, als er an einem Sommermorgen nach Schwyz zu gehen vorhatte, kehrte, da der Weg ihn bei der Kapelle vorüberführte, in dieſelbe ein, einen Augenblick der Andacht zu pflegen. Alsbald hörte er einen überaus lieblichen Kirchengeſang, der ihn außer ſich brachte, ſo daß er, in der Meinung, wenige Augenblicke hier verweilt zu haben, ſeinen Weg fortſetzend, den Begegnenden einen guten Morgen anwünſchte. Als er über dieſen Gruß mehrmal verlacht wurde, und vernahm, daß ſchon die fünfte Abendſtunde begonnen habe, verwunderte er ſich höchlich über ſeine Verzückung, betheuerte aber die Wahrheit deſſen, was ihn alſo hingeriſſen, hoch und theuer. — Ein andersmal ſah eine gottſelige Frau neben dem Kloſter eine große Feuerſäule ſtehen, von welcher fünf Strahlen ausgingen und ſich auf daſſelbe niederſenkten. Das Protokoll ſtellt dieſe Erſcheinung auf das Jahr 1606, und ſieht in den fünf Strahlen die Wundmale des ſeraphiſchen Vaters. Deriei Erſcheinungen erregten hohe Verwunderung im Thal und ſtilles Nachdenken; denn ſie wurden als Winke des göttlichen Willens und als Vordeutungen angeſehen, daß das Gotteshaus wieder erſtehen werde. — Den wirkſamſten Anſtoß dazu gaben die Reformirten. Denn als auf dem Tage zu Baden unſere Geſandten den Neugläubigen vorgeworfen, wie vieler Klöſter Hab und Gut ſie an ſich geriſſen, erwiederten dieſe, das Land Schwyz ſei mit ſeinen Klöſtern in der Auw, zu Steinen und im Muotathal nicht beſſer verfahren. Dieſer Beſcheid wirkte und Landammann

Johann Gaſſer, einer der Abgeordneten, ließ es ſich nun ernſtlich angelegen ſein, das Gotteshaus wieder in Aufnahme zu bringen. Mit Hieronymus und Bartholomäus Riget, Peter Degen und andern Redlichen, ließ er 1577 die Kapelle ausbeſſern. Die Obrigkeit bewirkte bei dem Pater Provinzial G. Fiſcher, daß 1583 von Lucern aus dem Kloſter St. Anna im Bruch zwei Schweſtern in das Muotathal abgeſendet wurden. Eine von dieſen war, wie die Annalen angeben, Urſula Chriſten, gebürtig von Beromünſter. Sie fanden die baufälligen Wohnungen völlig beraubt, und von allem liegenden Eigenthum des Kloſters waren ihm nur noch das Baumgärtlein und die Kloſtermatte geblieben. Nachdem Urſula und ihre Gehülfin mit großem Eifer und heiligem Wandel, arm und einſam, drei Jahre dem Herrn gedient und durch emſigen geiſtlichen Bau ſeinen Segen erworben hatten, geſellte ſich eine dritte Schweſter, ebenfalls aus dem Bruch ihnen bei. Im nämlichen Jahre legten fünf Lucernerinnen die heiligen Gelübde ab, nicht zwar im Muotathal ſelbſt, aber doch für dieſes Kloſter. Es wurde nämlich gut befünden, und von dieſer Zeit an bis 1674 beobachtet, daß Einkleidung und Gelübde-Ablegung der Novizinnen für das Muotathal in Lucern vor ſich gingen. So wuchs der Convent allmälig wieder an. Zur erſten Fraumutter ward Urſula Chriſten gewählt. Sie war eine vortreffliche Ordensfrau und geeignet, die neue Kolonie leiblich und geiſtig zu heben. Unter ihrer weiſen Leitung nahm das Kloſter einen geſegneten Fortgang, Zucht und Ordnung wurden gehandhabt und der Gottesdienſt wieder bei Tag und Mitternacht eingeführt. Uebrigens lebten die Schweſtern noch immer in großer Noth, meiſtens von Almoſen und wohlthätigen Spenden; die würdige Vorſteherin flößte ihnen Gottvertrauen ein, wußte ihre Hände nützlich zu beſchäftigen, und ſchickte ſie zu den Thalbewohnern in die Arbeit, um ihre Nahrung zu verdienen. Die armen Schweſtern trugen das Abendbrod heim und kochten ſich daraus Suppe und magere Speiſen. Urſula Chriſten wird mit Recht die Wiederherſtellerin des Kloſters Muotathal genannt. Sie ſtarb 1598 oder 1607 im Rufe der Heiligkeit und bei ihrer Beerdigung fühlten die Schweſtern und die Leute einen überaus lieblichen Geruch. Sie findet ſich abgebildet in der „Series chronologica Fratrum ac Sororum etc,“ welche von 1208—1660 in vorzüg-

licher Heiligkeit gelebt haben. In einem noch zu Muotathal vorhandenen Büchlein, gedruckt in Solothurn 1731 unter dem Titel: „Glorreiche Frucht der Buße, oder kurze Beſchreibung des dritten Ordens des heiligen Vaters Franciskus," ſtehen von ihr die Worte: „Maria Urſula Chriſten zu Münſter, Lucernergebiets geboren, hat das Kloſter in Muotathal wiederum in ſchönſten Stand gebracht, war eines ſehr unſchuldigen, reinen und gottſeligen Lebens, ſtarb wie ſie gelebt, nämlich gottſelig, im Jahre 1607. Das ganze Kloſter war dazumal mit himmliſchem Geruch erfüllet." (Gefällige Mittheilung aus dem Kloſter Muotathal; von Mülinen, Helvetia S. Bd. II., S. 229; Schneller, Geſchichtsfreund VI, 107, 124, 148).

Urſula von Nürnberg, ſ. Seraphin Engel u. ſ. w.

Urſula von Stoffeln, ſ. Idda, Dominikanerin u. ſ. w.

Urſula Zurlauben, Aebtiſſin von Wurmsbach. Ein Glied der edlen Familie Zurlauben, vor ihrer Vertreibung aus Wallis, „von Thurm-Geſtelnburg," genannt, ließ ſich in Zug nieder, die nachgehends in Kirche und Staat viel Rühmliches wirkte und erſt 1799 erloſch. Drei Geſchwiſter derſelben glänzten in den Klöſtern Muri, Rheinau und Wurmsbach, nämlich Placidus, Abt von Muri, Gerold II., Abt von Rheinau, und Urſula, Aebtiſſin in Wurmsbach, alle drei in Tugend, Frömmigkeit und in Führung tüchtiger Haushaltung ausgezeichnet. Es ſcheint, daß die Eltern der genannten Geſchwiſter zur Sommerzeit in Bremgarten ſich aufhielten, denn eben da ward Urſula den 9. Heumonat 1651 geboren. Wie ihre Brüder auf die Vorrechte der hohen Geburt verzichteten und ihre vornehmen Kleider mit dem beſcheidenen Kloſtergewand umtauſchten, ſo wollte auch ſie ihrem Beiſpiele folgen und ihre Tage in Abgeſchiedenheit gottgefälliger Werke beſchließen. Sie wählte nach reiflicher Ueberlegung das Kloſter Frauenthal, trat noch ſehr jung in dasſelbe und legte da, erſt ſechszehn Jahre alt, den 13. April 1667, ihre Gelübde ab. Sie lebte hier gottgefällig eine Reihe von Jahren, war ſehr geliebt von ihren Mitſchweſtern, die ihre Kenntniſſe und demüthiges Betragen bewunderten und ſie zur Priorin beförderten. — Die Frauen von Wurmsbach ſtunden in weltlicher Beziehung unter der Schirmvogtei der Stadt Rapperſchwyl (in geiſtlicher Hinſicht unter Cappel, ſpäter unter Wettingen), von welcher das Kloſter ſeit 1615 unaufhörliche Zwiſtigkeiten und

Prozeſſe zu erdulden hatte. Dieſe erlaubte ſich beſtändig Eingriffe in die Rechte des Kloſters, und ſuchte ihr Schirmvogteirecht zu ſehr auszudehnen. Einige Aebtiſſinnen wie Maria Dumyſen aus Rapperſchwyl und Scholaſtika von Staal aus Solothurn verfochten mannhaft ihr Gotteshaus gegen die Uebergriffe der Stadt; Andere waren nicht hinreichend gewachſen und mußten deßwegen ihrem Amte entſagen. Das war eben auch der Fall mit der Scholaſtika Wick, die 1705 auf ihre Würde verzichtete. Die Frauen von Wurmsbach, von allen Seiten in die Enge getrieben, ſahen ihr Kloſter in kläglichem Zuſtande, und nur eine tüchtige und kluge Oberin war im Stande, dem Uebel zu ſteuern. Alle Conventsfrauen verſtändigten ſich dahin, die Frau Priorin Urſula Zurlauben in Frauenthal zu wählen und dieſe an die Spitze ihres bedrängten Gotteshauſes zu ſtellen. Die Wahl ging 1705, den 26. Auguſt, vor ſich und die Gewählte kam ſofort nach Wurmsbach. Mit großem Jubel wurde ſie empfangen und herzlich begrüßt; ſie ordnete ganz neu den Haushalt, tilgte viele Schulden, brachte Heil und Segen in das Stift; und da ſie Alles geordnet ſah, legte ſie 1717 ihre Würde nieder und kehrte nach Frauenthal zurück, um da ihre letzten Lebenstage einzig mit Gott zuzubringen und ihr fünfzigſtes Jubeljahr zu feiern. Von nun an entſagte ſie jedem Verkehr mit der Welt und entſchlief den 21. Hornung 1727 gottſelig im Herrn. — Das Kloſterwappen von Wurmsbach führt ein rothes Feld, getheilt durch einen goldenen rechten Schrägbalken, worin zwei blaue Würmer parallel aufwärts laufen (Stammbuch der Familie Zurlauben in Lucern, mst.).

V.

Verena von Haſenburg, ſ. Johann II. Biſchof von Baſel.

Veronika Welzin, Oberin in Muotathal. Sie war die würdige Nachfolgerin der Urſula Chriſten (ſ. d. A.), und glich ihr an Tugend und heiligem Wandel. Wie ihre Vorgängerin

hatte auch ſie mit der Armuth zu kämpfen, denn die Habſeligkeiten des Kloſters und der Kirche waren faſt gänzlich verſchwunden und nur Sachen von geringem Werth lagen noch vor, als die zwei Schweſtern ſich in's Muotathal begaben, daſelbſt Ordnung zu ſchaffen. Unſere Veronika hat auf einem Zeddel geſchrieben hinterlaſſen, was da noch anzutreffen war: „Was für Kilchen Züg wir funden hand, ein klein kelchli vnd blatena (patena), zwei ſchlechte korporal truken vnd korporal, ein maſſtilzli, zwei ſchlecht alpa, vnd drei humeral, ein böſ ſidiges mäßgwand, daß man nit hat könen bruchen, ein rot wulis, zwei crucifix, ein gar ſchlecht dafeln vnd heiltum, zwei möſchi kerzen ſtok, drei hölzin, ein wiekeſel, die ſchälen ... mir hand vf die ſibenzig gulden daran verbuwen, one waſ jez kilchen züg vnd ziert kleinat ſind.“ (Kloſtersprotokoll). Herr Schneller hat das Leben der frommen M. Veronika Welzin in einigen Linien zuſammengeſtellt und ſagt: „Es ſei erlaubt, dieſer ſchwachen gottſeligen Nonne, in welcher die Kraft des Herrn ſoviel vermochte, einige Zeilen zu weihen. Sie, eine arme Magd, war das Gefäß, das Er auserkoren, das verarmte, verödete Kloſter an der Muota wieder zu beleben und zu heben. Sie ſtammte von armen Eltern in Baden, ſollte ſchon in jungen Jahren ihr Brod ſich ſelber verdienen, und kam nach Lucern. Hier ſammelte ſie ſich, mit glücklichen Anlagen ausgeſtattet, im Stande einer Dienſtmagd mancherlei Kenntniſſe. Bald aber trieb ein innerer Drang zum Kloſterleben ſie fort; ſie kam, durch geiſtlichen Rath ermuntert, in das Muotathal, und bat um Aufnahme. Zwar hatte ſie dem armen Kloſter an baarer Ausſteuer kaum einen Sparpfennig aus ihrer Dienſtzeit anzubieten; allein ihr ganzes äußerliches Weſen, der ſanfte Abglanz von Unſchuld, Friede, Klugheit und Zurückgezogenheit ſprach für ſie. Im Jahre 1596, im 24. ihres Alters, legte ſie die feierlichen Ordensgelübde ab, und erhielt den Namen M. Veronika. Da ſie mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit, milde Demuth und männliche Klugheit verband, ſo wurde ſie ſchon nach zwei Jahren zur Oberin erwählt. Dieſes Amt verſah ſie, faſt ununterbrochen, 40 Jahre lang, brachte dem Gotteshauſe neues Anſehen und Vertrauen, äufnete das Vermögen deſſelben und gewann 27 junge Schweſtern, welche ſie, eine große Verehrerin des Kreuzes, vorzüglich an dieſes wies, von dieſem Lehrſtuhle der göttlichen Liebe aus

Gegenliebe zu lernen und zu schöpfen." (Geschichtsfreund VI., S. 148—149). Vierzehn Jahre vor ihrem Tode legte sie die Würde nieder; sie starb den 2. Brachmonot 1651 nach einem mühen- und segensvollen Wirken, als eine heilige Frau verehrt, im 80. Jahre ihres Lebens (Gefällige Mittheilung aus dem Kloster Muotathal).

Villbeta, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

Vincenz Ferrerius, der heilige, Dominikaner. (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 316 ff.). Was dieser Gottesmann durch seine Predigten und seinen Eifer zu Stande brachte, läßt sich kaum in Schriften wieder geben. Weil dem Heiligen eine große Menge Volkes von Ort zu Ort nachfolgte, von dem ein Theil für die begangenen Sünden und zur Anflehung der Erbarmungen Gottes öffentliche Buße that, ein Theil aber aus Andacht ihn begleitete, um an den Worten des großen Dieners Gottes sich zu erbauen und von ihm die Vorschrift zu einem christlichen Leben zu empfangen, so wurde von ihm eine gewisse Ordnung und religiöse Einrichtung der Züge getroffen, um die Andacht zu erhöhen und den Bußeifer zu regeln. Er vertheilte Priester unter die Schaaren, die ihre Beichten aufnehmen und die hl. Gesänge leiten mußten; Notare, welche die geschlossenen Versöhnungen aufzuzeichnen hatten, um allfälligen Rückfällen in die vorigen Feindschaften vorzubeugen, vertraute Männer, welche für den Unterhalt, für die Vertheilung der Lebensmittel und für die Nachtlager, je nach dem Geschlechte und Stande, sorgen sollten. Er ließ die, welche ihm folgten, um öffentliche Buße zu thun, nach Sonnenuntergang Prozessionen anstellen, Loblieder singen und legte ihnen auf, sich auf die entblößten Schultern zu geißeln, zum Andenken an das Leiden Christi und zur Nachlassung der Sünden. Diese Geißlung geschah mit glühender Andacht, mit einer tiefen Trauer, innigem Reueschmerz und mit solcher Gottesfurcht und frommem Eifer, daß die Bewohner der Orte, durch welche diese Büßer zogen, nicht nur in lautes Weinen ausbrachen, sondern durch dieses Schauspiel ergriffen, selbst dem Manne Gottes nachfolgten und sich in die Reihe der Büßenden stellten, so daß diese büßende Schaar oft auf 10,000 Menschen anwuchs. Ueber diese Geißelschaaren bemerkt trefflich Herr Schrödl: „Wir dürfen selbe keineswegs mit den häretischen Flagellanten verwechseln, indem sie sich keine

Unordnungen oder Unsittlichkeiten zu schulden kommen ließen, sondern vielmehr zur allgemeinen Auferbauung und Erweckung des Bußgeistes mitwirkten." (Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, Bd. IV. S. 39—40). — Seine gewöhnliche Tagesordnung war folgende: Nach fünf Stunden Schlaf auf einem harten, elenden Lager, brachte er die übrige Nachtzeit im Gebete und der Lesung der heiligen Schrift zu; früh Morgens, nach dem gesungenen Amte predigte er; hierauf ließ er sich die Kranken und Presthaften vorführen, über die er das Kreuz machte und die Formel betete: „Sie werden den Kranken die Hände auflegen und diese werden genesen: Jesus Christus, der Sohn Mariens, das Heil und der Herr der Welt, der dich zum katholischen Glauben berief, bewahre dich in diesem, führe dich zur Seligkeit, und befreie dich von dieser Krankheit. Amen." Nach Angabe der Heiligsprechungsbulle heilte er auf diese Art 873 kranke Personen. Mit dieser Lebensweise und ungeachtet seiner ungeheuern Missionsstrapazen verband er noch verschiedene Bußübungen, dennoch bewahrte er bis zu seinem Ende (5. April 1419) die volle jugendliche Geisteskraft, so daß er, wenn auch wegen seines Alters körperlich sehr gebrechlich, nichts destoweniger beim Predigen einem feurigen Jüngling glich. — Bei der Feier der heiligen Messe sah man häufige Thränen aus den Augen dieses großen Dieners fließen, und alle Anwesenden, die ihn sahen, brachen nicht selten in Thränen aus, als hätte ein Jeder den Tod eines theuern Blutsverwandten zu beklagen. Dasselbe geschah, so oft er predigte; wenn er aber auf das kommende Gericht, auf das Leiden Christi oder auf die Peinen der Hölle zu sprechen kam, weinte er nicht nur selbst, sondern die ganze Versammlung brach in so lautes Weinen und Schluchzen aus, daß er eine geraume Zeit innehalten mußte, bis er und die Versammlung sich wieder gefaßt hatten. In Spanien allein hatte er 25,000 Juden und 8000 Sarazenen bekehrt. Sein Tod setzte das christliche Europa in tiefe Trauer und ein frommer Schweizer meint: Hätte Vincenz sich länger in Genf und der Waadt aufhalten können, oder wäre er einige Jahrzehnte später dahin gekommen, so würde der große Abfall von der römisch-katholischen Kirche nicht ausgeführt worden sein.

Vincenz Freudenmeyer von Meersburg, Capuciner. Die Stadt Meersburg liegt am Bodensee, Constanz

gegenüber, und war ehedem die Residenz der Bischöfe von Constanz. In dieser Stadt kam P. Vincenz zur Welt, und stammte von ehrlichen Eltern. Sein Vater hieß Freudenmeyer, der Mutter wird in den Annalen nicht erwähnt. Er trat in den geistlichen Stand, und wurde unter dem Abt von Ochsenhausen zu Daxheim als Pfarrer angestellt. Er lernte den Capucinerorden lieb gewinnen, so daß er sich entschloß, seinen Posten aufzugeben und seine Tage in dem seraphischen Orden zu beschließen. In dieser Absicht reiste er nach Altdorf, meldete sich beim Pater Angelus von Mailand, dem damaligen Provinzial, der ihm die Aufnahme bewilligte. Von den edelsten Gefühlen seines Berufes beseelt, bewährte er sich als ein Muster aller Tugenden, unter denen besonders die Liebe hervorstrahlte. Er zeigte im Krankendienste eine unbegrenzte Hingebung, fürchtete die ansteckendsten Krankheiten nicht und besuchte in der Nähe und Ferne die Kranken und Presthaften. Als er im Jahre 1611 zu Eusisheim dem Kloster vorstand, kam er als Oberer zu dem Kapitel nach Lucern, wo eben die Pest schonungslos wüthete Er bat die versammelten Väter um die Erlaubniß, sich da dem Dienste der Kranken widmen zu dürfen; seinem heiligen Eifer wurde entsprochen und nun lief er durch die Stadt, pflegte die Kranken, hörte Beicht, spendete die Sterbsakramente und reichte die Arzneien. Später wurde er als Guardian nach Schwyz befördert, wo die Pest noch fortdauerte. Daselbst hatte der Tod einige Mitbrüder hingerafft, Andere lagen noch im Krankenzimmer, und so hatte P. Vincenz vollauf zu thun. Nicht nur die Lebenden, sondern auch die Verstorbenen sprachen ihn um Hülfe an. Noch stund P. Vincenz in den besten Mannesjahren und man durfte hoffen, er würde der Provinz noch lange nützen; aber er hatte für viele Jahre gearbeitet und sollte nicht länger auf die Belohnung harren, die dem treuen Diener im Lande des Friedens bereitet war. Sein Hinschied erfolgte in Solothurn am 22. Jänner 1618. Er zählte erst 51 Jahre. (Annal. Prov. Helv., Lucernæ, mst.; Catalogus defunctorum Prov. Helv.; Silvester a Mediolano, Annal. Ord. Min. Capuc. Appendix ad T. III. p. 155—157).

Vorbetta, die heilige, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w.

W.

Walburga Thereſia von Liebenfels Worblingen, letzte Aebtiſſin des Damenſtiftes von Schännis. Dieß uralte, hochberühmte und einſt ſehr begüterte adelige Damenſtift Auguſtinerordens, rechts von der Linth an der Straße von Weeſen nach Uznach gelegen, ſoll ſchon um's Jahr 809 von einem Grafen Hunfried, Herrn zu Iſtrien und Grafen zu Churrhätien, gegründet worden ſein. Derſelbe war 799 Kaiſer Karl, dem Großen, nach Italien gefolgt, und hatte von ihm zur Belohnung ſeiner Treue einen Theil des heiligen Kreuzes, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, erhalten, welches ſeither immer im Kloſter Schännis aufbewahrt wurde (Eichhorn, Epis. Cur. p. 232 etc.). Schännis war ein ſogenanntes freiweltliches, adeliges Damenſtift, ſowie einſt Fraumünſter in Zürich, Säckingen im Großherzogthum Baden, urſprünglich Catzis in Bünden, und in den letzten Zeiten auch Olsberg bei Rheinfelden. Die Frauen hatten ihre beſondern Satzungen und Vorſchriften, die ihnen der päpſtliche Legat Fabrizius Verallo 1607 erneuerte (ſ. J. von Arx, Geſchichten des Kantons St. Gallen III. 154). Sie lebten nach der Ordensregel des heiligen Auguſtin, entrichteten aber nicht die Gelübde wie in den eigentlichen Klöſtern, änderten auch nicht ihre Taufnamen, ſondern konnten frei ein- und ausgehen, Beſuche machen oder empfangen, und ſelbſt ganz austreten und heirathen, nur die Aebtiſſin nicht. Die Damen trugen ganz ſchwarze Tracht und über dieſelbe ein breites, ſcharlachrothes, ſeidenes Band, das oben auf der linken Schulter mit einer Maſche befeſtigt, ſchräg über die Bruſt an die rechte Seite ging und hier ebenfalls befeſtigt war. An dieſem Bande hing ein goldenes Medaillon, auf der Vorderſeite auf rothem Email mit dem Bilde des heiligen Sebaſtian, wie er von Pfeilen durchbohrt wird, und dem der Mutter Gottes auf Perlmutter auf der Rückſeite. Zur Aufnahme mußten die Frauen

alle ihren reinen Adel von sechszehn Ahnen, acht väterlicher und eben so viel mütterlicher Seits, aufweisen können. Gemäß der Satzungen durfte keine zur Chorfräulein angenommen werden, welche einäugig, blind, lahm, hinkend, bucklicht oder geistesverwirrt war. Die zu leistende Ahnenprobe wurde strenge gefordert, darum finden wir in den Zeiten nach der Reformation meist nur Frauen von Adel aus dem Schwabenlande, Breisgau, Elsaß und den Landen des Bischofs von Basel, weniger aus der Schweiz selbst. Das Stift hat in älterer und noch neuerer Zeit fromme und gottselige Aebtissinnen und Damen in sich geborgen, und gewiß wäre von der ältern Zeit viel Gutes zu veröffentlichen; allein die Feuersbrünste von 1585 und 1610 haben die meisten Urkunden vernichtet, und darum müssen wir uns auf die neuere Zeit beschränken. — Walburga Theresia war die Tochter des Herrn Franz Christoph, Freiherrn von Liebenfels, Herrn zu Worblingen an der Aach, und der M. Anna Josepha Frejin von Hornstein Weiterdingen, und wurde den 7. Hornung 1740 geboren. Ihre Eltern erzogen sie in den Grundsätzen des Christenthums und standesgemäß, und von Jugend an zeigte das Fräulein Neigung zur Tugend und der jungfräulichen Bescheidenheit. Der ehelichen Verbindung abhold, wies sie jeden Antrag zurück und ließ sich 1758 in das Damenstift Schännis aufnehmen, in welchem sie sich ihres Berufes würdig bewährte; denn sie zeichnete sich nicht nur durch einen frommen Wandel aus, sondern sie wurde die Zierde ihres Stiftes. Darum wurde sie 1796, schon ziemlich bejahrt, zur Vorsteherin des Convents ernannt. Es waren schwierige Zeiten, nämlich jene der französischen Staatsumwälzung, in denen die Ordnung der Dinge umgeworfen und Staat und Kirche geknechtet wurden. Die Aebtissin von Schännis benahm sich sehr klug, mußte in diesen Stürmen Vieles leiden, was sehr nachtheilig auf ihre Gesundheit wirkte. Ueberhaupt war sie eine gebildete Gesellschafterin, Vielen eine zuverlässige Freundin, ihren Mitfrauen eine liebreiche, gefällige Mutter, führte eine kluge Haushaltung und wußte ihr Stift, so lange sie lebte, zu erhalten. Doch war die Aufhebung desselben nicht mehr ferne; der Himmel wollte ihr diesen letzten Kummer ersparen und nahm sie 1810 zu sich. Bald nach ihrem Tode wurde am 8. Mai 1811 das Stift laut Beschluß des großen Rathes von St. Gallen,

dem es seit 1803 zugehörte, aufgehoben, nachdem es bei 1000 Jahren bestanden hatte. Die noch lebenden Damen wurden mit einem Jahrgehalt verabschiedet und aus ihren friedlichen Mauern verdrängt. Das Wappen des Stiftes Schännis war eine goldene Krone, worüber ein Kreuz in rothem Felde (Holzhalb III, 548; Schweizerische, monatliche Nachrichten, 1810, S. 20).

Waldebert, der heilige, Abt von Luxeuil. Er war der würdige Nachfolger seiner zwei Vorgänger, der hhl. Columban und Eustasius und an Verdiensten ihnen gleich. Er erblickte zu Ponthieu in der Picardie das Licht der Welt, stammte von hochedlen und reichen Eltern, übte sich in der Jugend nach der damaligen Sitte der Großen in den Waffen und ging oft auf die Jagd. Er wuchs fromm und tugendhaft heran, war überaus freigebig gegen die Armen, und gewann sich bald die Achtung aller Gutgesinnten in solchem Grade, daß er in die bürgerlichen Aemter gewählt wurde; allein er entsagte der Welt, begab sich zu dem heiligen Eustasius, und empfing aus dessen Händen das Kleid des heiligen Columban. Dieser sandte ihn mit dem heiligen Chagnoald (s. d. A.), in das Kloster Faremoutiers, um die Regel des heiligen Columban einzuführen. Bei seiner Rückkehr fand er den heiligen Eustasius nicht mehr am Leben; er mußte demselben im Amte nachfolgen, und leitete das Kloster so vortrefflich, sowohl in leiblicher als geistlicher Beziehung, daß von allen Seiten Jünglinge herbeieilten, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Die Zahl der Mönche stieg auf fünfhundert, und der Zulauf war so groß, daß sie sein Kloster nicht mehr zu fassen vermochte; deßwegen suchte er einen schicklichen Ort auf, um dort eine neue Kolonie seines Gotteshauses anzulegen. Das Vorhaben des Gottesmannes kam zu den Ohren Gundonius (Gundo, Gundomar), Herzogs von Elsaß, eines gutgesinnten und wohlthätigen Herrn; dieser schickte seine Diener an ihn, mit der Bitte, daß er zu ihm komme (Bolland. Acta SS. T. III. Febr. p. 264). Waldebert säumte nicht, der Einladung des Herzogs zu folgen, reiste sofort an den Hof, wo er durch sein bescheidenes Betragen das Wohlwollen des Herzogs Gundonius in dem Maaße gewann, daß er ihm zum Bau eines neuen Klosters ein Stück Land zu Granfelden in dem bernerischen Jura mit allem Zugehörigen schenkte. Mit

dem innigsten Dank für so ausgezeichnete Großmuth verabschiedete sich Waldebert von seinem Wohlthäter, nachdem er ihm die Versicherung ausgesprochen, durch diese edle That habe er den Nachlaß seiner Sünden erlangt. Zurückgekehrt zu seinen Genossen, wählte er einige Brüder, zog mit ihnen unter Gebet an Ort und Stelle, um einen schicklichen Ort zum Aufbau des Klosters zu wählen. Sie fanden endlich den Eingang in das große Thal, das sich am Fuße des Jura hinzieht und von der Birs durchrieselt wird, und dort die Stelle, die ihnen zur Ansiedelung geeignet schien. Waldebert kehrte Gott dankend um und schickte einige Mönche, Schüler des heiligen Columban, unter der Leitung des Priesters Fridoald dorthin, dem er die Anordnung des Baues übertrug. Die Einsiedler machten sich an das Werk, öffneten den Eingang in das Thal, eine Arbeit, die heute noch bewundert wird; sie schafften unverdrossen an der Reinigung des Platzes, beschäftigten sich mit dem, was der neue Bau erforderte, fällten Holz, führten Steine herbei und leisteten den Bauleuten, die ihnen der Herzog zugesandt hatte, die thätigste Hülfe. In kurzer Zeit war der Bau zu Münster in Granfelden aufgeführt, und Waldebert schickte sich an, dem neuen Convent einen würdigen Vorsteher zu geben. Er wählte den heiligen German (s. Bd. I. S. 267 ff.), einen deutschen Edelmann, den er mit Andern auf den neuen Posten führte und zu ihm sprach: „Sei ohne Furcht und umgürte deine Lenden." Nachdem er die Brüder zum pünktlichen Gehorsam und gegenseitiger Liebe ermahnt und ihnen den Segen ertheilt hatte, kehrte er abermal zu seinem Kloster zurück, wo er, nachdem er 40 Jahre dem Kloster von Luxeuil vorgestanden, den 2. Mai 665 starb. Er fand seine letzte Ruhe in der Kirche des heiligen Martin. Auf seinem Grabe geschahen mehrere Wunder, die ihm den Namen eines Heiligen erwarben. Seinen Namen findet man in mehrern Martyrologien und in den französischen Kalendern unter dem 2. Mai (Migne, Encyclopédie, T. 41, p. 1216; Bolland. Acta SS. T. I. Maji, p. 274—282; von Mülinen, Helv. S. Bd I).

Waldo, Bischof von Basel, s. Hetto, Bischof u. s. w.

Wallraf, s. Johann II., Bischof von Basel.

X.

Xaver Amrhyn, ſ. Peter Hug, Jeſuit.
Xaver Motſchi, ſ. Joſeph Stephan Motſchi.

Y.

Yrta, die heilige, Jungfrau. Viele Männer und Frauen aus dem heutigen England, wanderten den deutſchen Gauen zu. Einige kamen als apoſtoliſche Glaubensboten, die ihr Heil zu Hauſe gefährdet, oder ſich verfolgt ſahen, gedachten an die Worte, die Jehova zu Abram ſprach: „Geh' aus deinem Lande, und aus deiner Verwandtſchaft, und aus deines Vaters Hauſe, und komm in das Land, das Ich dir zeigen will." — Unter die Letztern gehört auch die heilige Wittwe Nothburga mit ihren Kindern, von der wir übrigens nichts wiſſen, als was uns P. Daniel Feldner berichtet. [1]) Dieſer verfügte ſich nach dem Klettgau, zeichnete Alles, was er von ſachkundigen Männern erfahren konnte, genau auf, und lieferte das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen ein. Die heilige Nothburga war eine königliche Tochter aus Schweden, verehelichte ſich ſehr jung, und lebte mit ihrem Manne in Eintracht und Liebe; aber bald ſtarb ihr theurer Mann und ließ ſeine Gemahlin in geſegnetem Zuſtande zurück. Ihre Anverwandten traten feindſelig gegen ſie auf, verkümmerten ihre Tage, und vertrieben ſie aus ihren Beſitzungen. Die verfolgte Wittwe wanderte aus, ſchlug den Weg nach Deutſch-

---

[1]) Unſere heilige Wittwe iſt nicht zu verwechſeln mit der heiligen Jungfrau Nothburga aus Auſtraſien, der Nichte des Pipin's von Heriſtal, wie auch nicht mit der heiligen Jungfrau Nothburga in Tyrol. Beide ſtehen in der Zahl der Heiligen. Der Gedächtnißtag der Erſtern iſt der 30. Weinmonat, der Letztern der 14. Herbſtmonat.

land ein, und kam nach vielen überstandenen Leiden und Gefahren in den Bezirk von Klettgau, wo jetzt das Dorf Bühl steht, ein Ort am rechten Ufer des Rheins, welcher unter die Diöceſe von Conſtanz gehörte. Bald nahte die Zeit ihrer Niederkunft und wunderbarer Weiſe gebar ſie neun Kinder. Man kann kaum den Ohren trauen, wenn man dieſes hört. — Die erſte Sorge der gottſeligen Mutter war, die Kinder aus der Taufe zu heben; aber leider war kein Waſſer vorhanden. Sie verrichtete ein Gebet; nahm ihren Reiſeſtock zur Hand, klopfte zum Himmel blickend auf einen Felſen und ſogleich ſprudelte ein Brunnenquell hervor. Darauf taufte ſie ihre acht Kinder, eines war gleich nach der Geburt geſtorben. Die Leute, von dieſem Wunder in Kenntniß geſetzt, ſtrömten zu dieſem Brunnen, und erfuhren deſſen heilſame Wirkungen. Die Anwohner wurden eiferſüchtig, behaupteten, das Waſſer gehöre ihnen, und nicht den Fremden, beunruhigten die aus der Ferne Kommenden und verunreinigten das Waſſer. Nothburga mahnte die Unruhigen zur Verträglichkeit und Dankbarkeit gegen Gott, aber ſie predigte tauben Ohren; und da ſie ſah, daß ſie nichts ausrichtete, bat ſie abermal zum Herrn und auf ihr Gebet hörte der Brunnen zu quellen auf; kam aber in dem anliegenden Walde hervor, wo er heute noch fließt und die Kranken heilet. Nothburge war eine fromme Frau, im Glauben ſtark und blickte in den Tagen des Kreuzes und der Leiden vertrauensvoll zum Herrn hin; ſie konnte ihren Kindern, weil man ihr das Erbgut in Schweden zurückhielt, keine Reichthümer geben, aber ſie hinterließ ihnen einen weit köſtlichern Schatz, nämlich den Glanz ihrer Tugenden. Die Kinder waren das lebendige Abbild der Mutter, erhellten wie ſie das ganze Klettgau durch ihre Heiligkeit, nahmen ſich der Sünder und Sünderinnen an und führten die Verirrten auf die Bahn des Heils. Die fromme Wittwe hatte den Becher der Leiden, theils in ihrem Vaterlande, theils in der Verbannung, geleert, ihre Tage dem Herrn und den Kindern geweiht, und ſchaute wonnevoll der Stunde entgegen, die ihr das Reich der Verklärung öffnete. Wir wiſſen weder das Jahr noch den Tag ihres Scheidens von dannen, aber Abbé Migne erklärt mit Uebereinſtimmung des P. Feldners, daß ihr Uebergang im neunten Jahrhundert erfolgt ſei. Die Leute der Umgebung, welche ſie wie eine Heilige verehrten, legten ſie

da zur Ruhe, wo auf ihre Fürbitte bei Gott der Brunnen entquollen war. In Folge der Zeiten wurde eine Kapelle über ihrem Grabe erbaut, und ihre Gebeine daselbst beigesetzt. Die Katholiken von Klettgau pilgerten in ihren Nöthen und Anliegen sehr zahlreich zu der Seligen, riefen ihre Hülfe bei Gott an und wurden oft wunderbar erhört. „Allein nicht nur in älterer Zeit," sagt P. Feldner, „sondern auch jetzt noch wirkt die Heilige Wunder" und führt einige Beispiele an. So ward 1639 eine adelige Dame, die ein Versprechen machte, zu ihrer Kirche zu wallfahren, von der Wassersucht geheilt. Ein schwer verwundeter Mann von Grießen, den die Aerzte für unheilbar erklärten, genas plötzlich, nachdem er die heilige Nothburga vertrauensvoll angerufen hatte. — Nun auch noch ein Wort von ihren Kindern: Wir kennen nur den Namen einer Tochter, nämlich der heiligen Yrta oder Hirta, der übrigen aber nicht. Sie lebten zerstreut in dem Gebiete von Klettgau, führten ein heiliges Leben und wirkten vor und nach dem Tode Wunder. Das gläubige Volk erbaute ihnen zu Ehren Gotteshäuser, suchte durch sie Hülfe bei Gott und der Himmel erhörte die Bittenden. Zur Zeit der Reformation, die so viele Denkwürdigkeiten und Heiligthümer vernichtete, wurden die ihnen geweihten Kapellen und Kirchen zerstört, und damit verschwanden ihre Namen und ihre Verehrung. Jedoch hörte die Verehrung der heiligen Nothburge nicht auf; denn sie wird annoch als Schutzheilige in Bühl am 26. Jänner verehrt. — Die heilige Yrta, die an Tugend und Heiligkeit ihr Zeitalter überstrahlte, blieb wahrscheinlich, so lange die Mutter lebte, an ihrer Seite, aber nach ihrem Tode begab sie sich nach Jestetten. Sowohl Bühl als Jestetten gehörte unter die Abtei von Rheinau, und es ist leicht möglich, daß Yrta deßwegen dahinzog, um unter der Leitung der frommen Väter zu leben. Da nun theilweise Klettgau der Schweiz zugehörte, so betrachten wir die heilige Nothburga und ihre Kinder billig als Schweizerheiligen. Auch P. Mauriz Hohenbaum van der Meer (s. tausendjähriges Schicksal des freien Gotteshauses, S. 54) gibt uns in diesem Sinne einen erfreulichen Aufschluß. Seine Worte lauten: „Das nächst an Weissenburg gelegene Ort Bühl war damals (d. h. als es dem Gotteshause Rheinau geschenkt wurde) noch nicht zu einem Dorfe erwachsen, es bestund nur aus einigen zerstreuten Höfen, wie aus der alten Uebergabe von

dem Leben der hl. Nothburga, Patronin des Kleggaus (eine Gegend zwiſchen Rheinau und Schaffhauſen, zum Theil der Schweiz angehörend), abzunehmen (Lutz, Handlexikon der Schweiz). Von dieſer wird erzählt, daß ſie in dieſem Zeitalter aus Schottland oder England nach Bühl gekommen, und zu der Taufe ihrer Kinder, deren ſie neun geboren, einen Brunnen durch ihr Gebet von Gott erhalten habe, welcher bis auf den heutigen Tag den Kranken heilſam iſt. Der Uebergabe nach iſt ſie zu Bühl begraben, allwo die Pfarrkirche noch wirklich Rheinau gehört (jetzt verſieht das Kloſter nur noch die Pfarreien Rheinau und katholiſch-Mammern mit Conventualen aus ſeiner Mitte); es ſolle aber auch ehedeſſen eine Propſtei für unſere Ordensgeiſtlichen allda geſtanden ſein. Die Heiligkeit ihrer Kinder ſolle das ganze Kleggau erleuchtet haben; eine von den Töchtern, Hixta mit Namen, wird zu Jeſtetten in einer beſondern Kapelle, nächſt an dem Pfarrhofe, ſeit uralten Zeiten verehret." — In Jeſtetten alſo heiligte Yrta ihre Tage, ſtarb im Geruche der Heiligkeit, geachtet und gefeiert bei Gott und den Menſchen. Daſelbſt fand ſie ihre Ruheſtätte und über ihrem Grabe erhob ſich bald ein herrlicher Tempel. Nach der beſtändigen Ueberlieferung wurden ihre Gebeine der Erde enthoben und unter den Hochaltar beigeſetzt. Von Nah und Fern pilgerten die Leute zu ihrem Grabe, flehten ihre Hülfe bei Gott an und der Herr verherrlichte ſeine Freundin durch Wunder. — In den Religionsſtürmen zerſtörte die blinde Wuth der Proteſtanten auch dieſes Heiligthum, und die Katholiken beklagten die Entehrung deſſelben; Abt Ulrich von Rheinau aber ließ, als er zum Abte gewählt worden, das Gotteshaus wieder weihen. Die heilige Nothburga und ihre Tochter Yrta kommen in dem Verzeichniſſe der Heiligen am 26. Jänner vor. Auf den ältern Gemälden wird Nothburga, acht Kinder auf den Armen haltend, das neunte, nämlich das ungetaufte zu den Füßen liegend, abgebildet. (Bolland., Acta SS. T. II. Januarii, p. 750—751; Migne, Abbé, Encyclopédie theologique, T. 50, p. 582).

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort III

Leben und Wirken heiliger und gottseliger Personen des Schweizerlandes.

Dritter Band.

A.

	Seite.
Adelheid, Nonnen von St. Katharinenthal	1
Adelheid von Holderberg. .	1
Adelheid von Spiegelberg .	2
Adelheid von Ossingen . .	2
Adelheid Wehrle	2
Adelheid Ludwig	2
Adelheid von Schellenberg .	3
Adelheid Ritter.	3
Adelheid Pfefferhart (s. d. A. Bd. I. S. 11 ff.) . . .	3
Adelheid Zirger (s. d. A. Bd. I. S. 12.)	6
Adelheid von Schwins . .	6
Adelheid Hüller	6
Adelheid von Geilingen . .	7
Adelheid von Randeck. . .	7
Adelheid von Otwies . . .	7
Adelheid, Nonnen von Töß .	8
Adelheid von Frauenberg. .	9
Adelheid von Lindau . . .	11
Adelheid von Liebenberg . .	11
Adelheid (Elli) von Elgg .	12
Adelheid (Elli) von Wurmenhausen	13
Agatha Petronilla, s. Justus Guerin u. s. w. . . .	13
Agnes von Büren, Aebtissin von Gnadenthal . . .	13
Agrippin, s. Lupicin u. s. w.	16
Albert von Dießbach, Jesuit.	16
Alexander, Martyrer . . .	20
Alexandra, siehe Hermagoras u. s. w.	24
Alexia Vollud, Nonne von Collombey (Wallis.) . .	24
Alexius v. Kirrweiler, Kapuziner	27
Ambrosius I, Abt von St. Moritz (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 28 ff.) . . .	34
Angela, Gründerin d. Frauenklosters Münsterlingen . .	42
Angelika Amabilis Sibilion, Nonne v. Collombey(Wallis)	44
Angelsaxen, drei heilige, Martyrer bei Sarmenstorf (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 38 ff.)	46
Angelus von Mailand, Capuciner	50
Anna, Nonnen von Töß. .	53
Anna von Klingnau . . .	53
Anna Mansfeller	55
Anna (s. Agnes von Büren u. s. w.).	56
Anna von Ramschwag, Nonne von St. Katharinenthal, (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 39 ff.)	56
Anna Größ, Nonne von Rathhausen	58
Anna Theresia Erhart, Ursulinerin von Lucern . .	65
Anna Elisabeth Gottrau, Aebtissin von Maigrauge . .	66
Anna Techtermann, s. Anna Elisabeth Gottrau ꝛc . .	72

Seite.

Anonyma, eine ungenannte Nonne von Rathhausen . 72
Anonymä, oder die drei ungenannten Schwestern auf dem Rigiberg beim kalten Bade, Einsiedlerinnen . 73
Antidiolus, Abt von Condat im Juragebirge 83
Antidius, Bischof von Besançon, Martyrer 84
Antonia Humbeline Oehler, Aebtissin von Magdenau . 86
Apollinar Roy von Sigmaringen, Kapuziner 87
Attala, zweiter Abt v. Bobbio. 90
Auderik, Abt von Condat im Juragebirge 92
Aurelia, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w. 93
Aymard, dritter Abt v. Cluny 93

B.

Balthasar Cavat, Jesuit . . 95
Barbara, Nonnen von Töß . 97
Barbara v. Schalchen, Laienschwester 97
Barbara von Liebenberg . . 98
Barbara von Sur 98
Barbara von Lütisbach . . 99
Barbara von Winterthur. . 100
Barbara Gründer, Nonne v. Luzern 101
Barbara Roten, Nonne von Collombey (Wallis) . . 102
Barbara Schillinger, Ursulinerin von Luzern . . . 104
Beatrix, erste Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis. 107
Blidemund, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w. . 109
Blidulf, Mönch von Bobbio, s. Attala u. s. w. . . . 109
Bovon Pseautier, Domherr, 109

C.

Seite.

Cäcilia, s. Julia von Villaz 109
Cäcilia, Waldschwester im Mösli. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 102 ff.) . . 109
Catharina Brumsi, Nonne v. St. Catharinenthal (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 103.) 111
Chagnoald, Mönch v. Luxeuil und Bischof von Laon . 112
Christoph von Utenheim, Bischof von Basel. . . . 115
Chuan, Mönch von Luxeuil. 116
Claudius von Lucinges, Beichtiger des Gotteshauses in Stäffis 117
Claudius, Erzbischof v. Besançon und Abt im Juragebirge (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 111 ff.) . . 116
Columba Praroman, vierte Oberin der Visitantinnen in Freiburg 124
Conrad Treger, Augustiner von Freiburg 125

D.

Dagemund, Abt von Condat im Juragebirge 127
Defendens, Martyrer . . . 128
Deodat, Bischof von Nevers, Apostel der Vogesen . . 128
Diedo, Einsiedler 131
Dionysius, Bischof v. Vienne, Martyrer. 134
Dominika Baumer, Priorin des Klosters von St. Katharinenthal 136
Dominika v. Englisberg, Dominikanerin, siehe Claudius, Dominikaner u. s. w. . . 140
Dominikus, s. Heinrich Suso u. s. w. 140
Domitian I., Bischof v. Genf. 140
Dommuel, siehe Lupicin, Abt u. s. w. 141

E.

Seite.

Eberhard von Sax, Dominikaner 141
Eduard I., König von England, s. Angela u. s. w. . 143
Einbetta, Vorbetta, Villbetta, Jungfrauen 143
Elisabeth, Nonnen von Töß. 144
Elisabeth Stagel 144
Elisabeth Bächlin 148
Elisabeth von Köllikon . . 150
Elisabeth Schäflin von Zürich 151
Elisabeth Heinburg, Nonne v. St. Catharinenthal. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 155 ff.). 153
Elisabeth Zumbrunnen, siehe Alexius von Kirrweiler ꝛc. 157
Elisabeth Geilinger, Aebtissin von Magdenau 157
Ermentrud, Stifterin des Gotteshauses von Balmes. . 158
Eustachius von Pontremoli, Kapuziner 160
Eustachius Wey von Luzern, Franziskaner. 161

F.

Fara, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w. 162
Faro, siehe Chagnoald, Bischof u. s. w. 162
Felix Schmid, Dominikaner . 162
Ferreolus, Martyrer in Besançon 163
Ferrutius, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w. 167
Franziska von Schauenburg, Aebtissin von Seckingen . 167
Franziska v. Chantal, Wittwe, s. Franz von Sales u. s. w. 169
Franz von Chur, Kapuziner. 169
Franz von Sales, Fürstbischof von Genf. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 227 ff.) . 170
Franz von Sulz, Kapuziner. 180
Franz Lukas, Dominikaner, siehe Claudius, Dominikaner u. s. w. 183
Fridoald, Mönch von Luxeuil 183
Friedrich Uebelacker, Kapuziner 183

G.

Gallus, erster Abt von St. Gallen (Zus. z. d. A. B. I.) 185
Georg Rolland, s. Franz v. Sales u. s. w. 191
Georg Maret von Bagnes (Wallis), Weltpriester . . 191
Gertrud v. Winterthur, Nonne von Töß 195
Gottfried, Klosterkaplan zu Olsberg 195
Gutta v. Schönenberg, Nonne von Töß 197

H.

Hartmann Mönch, Bischof von Basel 198
Heinrich von Westhofen, erster Prior der Dominikaner in Basel 199
Heinrich Suso, Dominikaner. (Zusatz zu dem Art. Bd. I. S. 312 ff.) 200
Helena von Glereſſe, Nonne von Montorge 209
Hermagoras, Bischof v. Aquileja, Martyrer (s. d. Art. Bd. I. S. 317 ff.). . . 212
Hermenoald, Mönch v. Bobbio, s. Attala 214
Hetto, Bischof von Basel . 214
Hippolyt, Abt von Condat im Juragebirge 215
Humbeline Granger, Priorin von Collombey (Wallis) . 218
Hunna, s. Deodat u. s. w. . 224

J.

Jafred, Martyrer 224
Jakobäa v. Villaz, s. Julia ꝛc. 225

Seite.

Jakobäa, Dominikanerin, siehe Beatrix u. s. w. . . . 225
Jakobäa Gertrud Mondereſſe, Nonne v. Collombey (Wallis) 226
Jakob Wallier, Stifter des Frauenkloſters in Freiburg 227
Jakob Franz von Preux, aus Siders, Kapuziner . . . 234
Idda, Nonnen von Töß . . 237
Idda von Wetzikon . . . 237
Idda von Sulz 238
Idda Sulzer, Laienſchweſter 238
Idda, Gräfin von Nellenburg, Stifterin des Gotteshauſes St. Agneſen in Schaffhauſen 240
Idda, Dominikanerin des Steinenkloſters in Baſel . 242
Ilga, Einſiedlerin in Schwarzenberg 244
Injuriosus, Abt von Condat im Juragebirge 246
Johann II., Biſchof v. Baſel 246
Johann V., Biſchof v. Baſel 249
Johann VI., Biſchof v. Baſel 250
Johann Genoud, Miſſionär in Hinterindien, Martyrer . 252
Johann Brunner, von Kriegswangen, Kapuziner . . 254
Johann Franz Baillard, Weltprieſter 256
Johann Ludwig Favre, ſiehe Barbara Roten u. ſ. w. . 262
Johann Viktor Surty von Solothurn 262
Jola, ſ. Lupicin, Abt u. ſ. w. 264
Jonas, Mönch von Bobbio, ſiehe Attala u ſ. w. . . 264
Jonatha (Jütti) Schultheß, Nonne von Töß . . . 264
Joſeph Helg, von St. Gallen, Weltprieſter . . . 267
Joſeph Benedikt Labre, Bettler (Zuſatz zu dem Art. I. 350 und II. 482) . . 270
Joſeph Stephan Motſchi, Weltprieſter 270

Seite.

Irenäus, Biſchof von Lyon, ſ. Ferreolus ꝛc. 274
Judith von Praroman, ſiehe Jakob Wallier u. ſ. w. . 274
Julia v. Villaz, Stifterin des Gotteshauſes von Fille-Dieu 274
Juliana Ritter, Nonne von Töß 277
Juſtus Guerin, Fürſtbiſchof von Genf 277

K.

Karolina Caſtella, Aebtiſſin v. Fille-Dieu 285
Kaſpar Kaufmann, ſ. Barbara Schillinger und Margaretha Gaßmann u. ſ. w. . . 287
Klara Franciska Wagner, Nonne von Montorge . . 287

L.

Lambert v. Mailand, Capuciner 288
Laurenz von Brundusi, ſiehe Franz von Sulz u. ſ. w. 290
Lucia, Nonne von Töß, ſiehe Anna Manſaſeller ꝛc. . . 290
Ludwig von Bruck, Martyrer 290
Lupicin, Abt von Condat im Juragebirge 294

M.

Mannon, Mönch von Condat, ſ. Remigius, Abt u. ſ. w. 299
Marcian und Crescenz, Glaubensboten 299
Margaretha, Nonnen v. Töß 300
Margaretha Fink von Zürich 300
Margaretha Willi 301
Margaretha von Zürich . . 302
Margaretha Gänſer, ſ. Alexius, Kapuziner 303
Margaretha Gaßmann, erſte Superiorin der Urſulinerinnen in Lucern 303
Maria Bötzin von Zug, Wittwe 305

Seite.

Maria Hertenstein, Nonne v. Lucern 306
Maria Aurelia Häglin, Nonne von Lucern 307
Maria Delphine Progin, dritte Oberin von Montorge . . 308
Maria Franciska von Dießbach, erste Oberin des Frauenklosters v. Montorge 310
Marin, Mönch von Condat im Juragebirge, Martyrer. 312
Marin, Abt von Lerin . . 313
Marcus v. Aviano, Kapuziner 316
Martha Genier, Nonne von Collombey (Wallis). . . 318
Martin Schmid, Jesuit . . 319
Mathilde (Metzi), zwei Nonnen von Töß 320
Mathilde von Klingenberg . 320
Mathilde Sidwibri . . . 322
Mauritius Fabian Roten, Bischof von Sitten . . . 323
Maximus, Martyrer . . . 327
Mechtilde, Nonnen von Töß 328
Mechtilde von Stans . . . 328
Mechtilde von Hof. . . . 331
Mechtilde von Wädischwyl . 331
Mechtilde, Dominikanerin in Thüringen oder Sachsen . 331
Minaurus, Mönch von Condat im Juragebirge, siehe Lupicin u. s. w. . . . 333

N.

Nazar von Relate, Kapuziner 333
Nikolaus von Büren, s. Agnes von Büren u. s. w. . 335
Nikolaus von Flüe, Einsiedler im Ranft (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 102 ff) 335
Nothburga, Wittwe, s. Yrta, Jungfrau. 340

O.

Odilia, Aebtissin, s. Deodat ꝛc. 340
Odilia Leser, siehe Joseph Stephan Motschi u. s. w. 340

Seite.

Olympius, Abt von Condat im Juragebirge 340
Othmar, Abt von St. Gallen, (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 147 ff) 341

P.

Pacificus v. Lauis, Kapuziner 343
Perfektus Ruosch von Constanz, Kapuziner . . . 344
Peter Hug, Jesuit. . . . 348
Peter von Lodi, Capuziner . 351
Photin, s. Ferreolus, Sendbote u. s. w. 353
Pius Recher, Fürstabt von St. Gallen 353
Pontan, siehe Balthasar Cavat, Jesuit 355
Pontian, siehe Hermagoras, Bischof ꝛc. 355

Q.

Quiteria, Martyrin, s. Yrta, Jungfrau. 355

R.

Remigius, Abt von Condat im Juragebirge. . . . 356
Richard, Abt von Condat, siehe Hippolyt, Abt u. s. w. . 358
Richard, zweiter Propst auf dem großen St. Bernhard 358
Richenza, Gründerin des Klosters Maigrauge. . . . 360
Roman von Cäsarna, Martyrer, s. Rustikus, Abt ꝛc. 362
Rudolf v. Habsburg, Kaiser 362
Rufus, Bischof von Sitten . 366
Rustikus, Abt von Condat im Juragebirge. . . . 368

S.

Sabinian, Mönch von Condat im Juragebirge . . 369
Salome Suter, siehe Anna Größ u. s. w. 371
Sandrat, Mönch von Cöln . 371

Seite.

Sapiens, Abt von Condat im Juragebirge 373
Sebastiana von Greierz, Priorin der Dominikanerinnen in Stäffis 374
Sebastian Werro, Propst in Freiburg 376
Sebastian u. Alver, Martyrer 380
Seraphin Engel, Kapuziner 381
Simon Rufus von Calmis, Kapuziner 383
Simpliciana, Nonne, s. Franz von Sales u. s. w. . . 385
Sophie von Klingnau, Nonne von Töß 385
Stephan Besancnunt, Pfarrer 388

T.

Thalasius, Abt von Condat im Juragebirge 389
Theobald Leser, siehe Joseph Stephan Motschi u. s. w. 389
Theodul, Bischof von Sitten, (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 253 ff.) 388
Theresia Ronka, Nonne von Lucern 391
Thyrsus, Martyrer . . . 394

U.

Ulrich Hemgartner, Stiftsdekan von St. Gallen . . 395
Ulrich Koch, Abt von Rheinau, s. Yrta, Jungfrau . 396
Ulrich, Einsiedler im Mösli, (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 279 ff.) 396
Ursula Christen, Fraumutter im Muotathal 400

Seite.

Ursula von Nürnberg, siehe Seraphin Engel u. s. w. 403
Ursula von Stoffeln, s. Idda, Dominikanerin u s. w. . 403
Ursula Zurlauben, Aebtissin von Wurmsbach . . . 403

V.

Verena von Hasenburg, siehe Johann II., Bischof v. Basel 404
Veronika Welzin, Oberin in Muotathal 404
Villbeta, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w. 406
Vincenz Ferrerius, Dominikaner, (Zusatz zu dem Art. Bd. II. S. 316 ff.) . . 406
Vincenz Freudenmeyer von Meersburg, Kapuziner . 407
Vorbetta, Jungfrau, s. Einbetta u. s. w. 408

W.

Walburga Theresia von Liebenfels Worblingen, letzte Aebtissin von Schännis . 409
Waldebert, Abt von Luxeuil 411
Waldo, Bischof von Basel, s. Hetto, Bischof u. s. w. 412
Wallraf, siehe Johann II., Bischof von Basel. . . . 412

X.

Xaver Amrhyn, s. Peter Hug, Jesuit 413
Xaver Motschi, siehe Joseph Stephan Motschi . . . 413

Y.

Yrta, Jungfrau 413

Bei **Gebr. Karl und Nikolaus Benziger** in Einsiedeln, New-York und Cincinnati sind ferner nebst vielen andern Werken erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cochem, P. Martin von, der goldene Himmelsschlüssel. Mit Approb. Mit 5 B. 12. 1861. (368 S.) 10 Ngr. 33 kr. Fr. 1. 15 C.

Christus unser Heil. Anmuthungen und Gebete für alle Verehrer des hhl. Altarssakraments. Mit Approbation. 5 Bilder 12. 1862. (420 Seit.) 12 Ngr. 39 kr. Fr. 1. 40 C.

Effinger, P. Konrad. Bußbilder oder Anleitung zu einer aufrichtigen Bekehrung und einem gottseligen Leben. Ein Betrachtungs- und Gebetbuch. Mit vielen bildlichen Darstellungen aus dem Leben heiliger Büßer und Büßerinnen ꝛc. Approbation. 12. 1861. (408 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr 1. 90 C.

— **Die Nachfolge Mariä** oder die seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria, als Vorbild aller Tugenden, in Betrachtungen dargestellt für ihre frommen Verehrer. Nebst Gebetbuch. Mit Approb. 2. Aufl. Mit 4 Stahlst. 12. 1862. (492 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

Ehre sei Gott in der Höhe! Gebet- und Erbauungsbuch besonders für die heilige Adventszeit. Mit Approbation. 5 Bildern. 12. 1862. (274 Seiten.) 10 Ngr. 33 kr. Fr. 1. 15 C.

Feier, die, des tausendjährigen Bestehens von Maria-Einsiedeln im Festjahre 1861. Denkschrift über die Festlichkeiten des Millenariums. Mit den Festpredigten der Hochw. Bischöfe von Basel und Straßburg, des Hochw. Abts Dr. Haneberg und der Hochw. P. Gall Morel, P. Karl Brandes, P. Georg Ulber und P. Jos. M. Reisle. gr. 8. 1862. (212 S.) brosch. n. 25 Ngr. fl. 1. 24 kr. Fr. 3.

Freuden des Christen in Gott und Religion. Ein vollständiges Gebetbuch. 44ste Auflage. Mit 2 Bildern. 8 1862. (380 Seiten.) 9½ Ngr. 30 kr. Fr 1. 5 C.

— Dasselbe, in schönster Ausstattung mit 14 feinen Holzschnitten und 4 Chromo-Bildern **in feinerm Druck und kleinerem Format.** 2te Aufl. 18. 1862. (332 Seiten.) 7 Ngr. 24 kr. 85 C.

Hecht, P. Laurenz. Der selige Benedikt Joseph Labre, französischer Pilger Apostolisches Sendschreiben, über seine Tugenden und Seligsprechung nebst einigen seiner Denksprüche, Gebete und Wunder. Mit bischöflicher Approb. Mit Abbildungen. 12. 1860. (96 Seiten.) 3 Ngr. 9 kr. 30 C.

Kommet zur Mutter! Ein Marien-Monat in Betrachtungen, Gebeten und Beispielen zur Verehrung der göttlichen Mutter auf alle Tage des Maimonats. Nach dem Französischen von Abbé L. Jung. Mit allgem. Andachten. Approbation. 2te Aufl. Mit 7 Bildern. 18. 1859. (360 Seiten.) 8 Ngr. 27 kr. 95 C.

Leben und Wirken des hl. Meinrad. Mit einem Namensverzeichnisse der Mitglieder des Stifts Maria-Einsiedeln seit dem hl. Meinrad. Nebst archivalischen Notizen **Prachtausgabe** mit feinsten Holzschnitten, Zier-Initialen ꝛc. und 10 Stahlstichen. Lexikon-Oktav. 1861. (272 Seiten.) Elegant broschirt n. 2 Thlr. 8 Ngr fl. 3. 48 kr. Fr. 8.

Liguori, Unterrichts-, Betrachtungs- und Gebetbuch. Herausgegeben von P. A. Merk. Mit Approbation. 5te Auflage. Mit dem Bildniß des Heiligen und 6 andern Bildern. Gr. 8. 1862. (588 Seiten.) 24 Ngr. fl. 1. 18 kr. Fr 2. 75 C.

Lilie, die, im Garten Gottes, oder der jungfräuliche Stand, dessen Schönheit und Bewahrungsmittel Aus den Schriften des heil Alphons von Liguori. 5te Auflage. 2 Bilder. 12. 1858. (180 Seiten.) 4½ Ngr. 15 kr. 55 C.

Liliengarten, Marianischer. Vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch 15 Theile. Mit besondern Andachten für die Anbetung des allerheiligsten Altarssakramentes ꝛc. Approbation. 3te Auflage. Mit 5 Bildern. 8. 1862. (534 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

Lobet den Herrn! Vollständiges Gebetbuch für alle Stände, Alter und Verhältnisse. Mit Approbation. Mit 5 Bildern. 12. 1862. (424 Seiten.) 12 Ngr. 39 kr. Fr. 1. 40 C.

Nakatenus, Wilh., aus der Gesellschaft Jesu. Himmlisches **Paimgärtlein.** Vollständiges Gebetbuch. Elegante Ausgabe mit neuen Vignetten und feinen Bildern. 32. Erscheint im October. 1862.

Orden, der dritte, des hl. Augustinus. Regel und Gebetbüchlein. Nebst marianischen Tagzeiten und allgemeinen Andachten 2 Bild. 12. 1856. (288 Seiten.) 6½ Ngr. 21 kr. 75 C.

Perrot, P. Claudius, geistliches Morgenbrod für christliche Seelen im Welt- und Klosterstande. Mit Approb. 5 Stahist. 8. 1862. (800 S.) Thlr. 1. 9 Ngr. fl. 2. 9 kr. Fr. 4. 50 C.

Schubiger, P. Anselm, Gesang- und Gebetbuch für das Volk, enthaltend drei- und vierstimmige Lieder, für den öffentlichen Gottesdienst, nebst allgemeinen Andachtsübungen. Mit neuen Notentypen. 3te Auflage. 3 Stahistiche. 8. 1861. (376 Seiten.) 27 Ngr. fl. 1. 30 kr. Fr. 3. 15 C.

— **Laudate dominum! Lobet den Herrn!** Lobgesänge aus christlicher Vorzeit in 21 Hymnen auf die heiligen Zeiten und Feste der katholischen Kirche in lateinischer und deutscher Sprache für vier Singstimmen ohne Begleitung. 2te Auflage. Gr. quer 8. 1859. (40 Seiten.) broschirt. 13 Ngr. 42 kr. Fr. 1. 50 C.

— **Die Sängerschule St. Gallens** vom achten bis zwölften Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gesangsgeschichte des Mittelalters. Mit 96 Seiten Abhandlung, 35 Farsimiles in lith. Gold- und Farbendruck und 60 Seiten Belspiele in neuesten Notentypen. Elegante Ausgabe. Groß hoch 4. 1859. Geh Thlr. 2 24 Ngr. fl. 4. 45 kr. Fr. 10. —

Schule und Tempel für Jungfrauen, die nach christl. Vollkommenheit streben. Lehr- und Gebetbuch in 5 Abtheilungen. I. Tugendschule; II. Lehrschule; III. Berufsschule; IV. Lebensschule; V. Tempel für Jungfrauen. Bearbeitet nach „Philothea", „Braut Christi" 2c. Mit Approbation. 7te Aufl. Mit 6 Bild. 8. 1862. (588 Seiten.) 18 Ngr. 1 fl. Fr. 2. 10 C.

Schutzengel, der heilige. Vollständiges Gebetbuch. 36. Auflage. 2 Bilder. 12. 1862. (360 Seiten.) 7 Ngr. 24 kr. 85. C.

— Dasselbe, in Einfassung, mit Vignetten und 4 Chromobildern. Eleg. Ausgabe in feinerm Druck und kleinerm Format. 2te Auflage. 32. 1862. (320 Seiten.) 5½ Ngr 18 kr. 65 C.

Sigrist, Jos., Hausbüchlein, für den gemeinschaftlichen **häuslichen Gottesdienst.** Mit Approbation. Mit 2 Bild. 12. 1862. (192 Seiten.) 4½ Ngr. 15 kr. 55 C

Smets, Dr. Canonicus. Maria hilf! Gebetbuch für Verehrer Mariä Mit Approb. 2te Auflage. 5 Bilder. 8. 1860. (360 S.) 8 Ngr. 27 kr. 95 C.

Stöcklin, P. C., Festblumen. Eine Sammlung mehrstimmiger Lieder auf die Festtage des Jahres, für Kirche und Schule. 2te **revidirte und schöner ausgestattete Ausgabe,** mit neuen Noten-Typen. Gr. Quer. 4. 1860. (102 S.) br. 21½ Ngr. 1 fl. 12 kr. Fr 2. 50 C

Thut Buße, das Himmelreich ist nahe. Gebet- und Erbauungsbuch zur Feier der heiligen Fastenzeit Vorzüglich für Verehrer des bittern Leidens Christi. Mit vier Meßandachten, der Leidensgeschichte Jesu Christi, neun Betstunden und allgemeinen Andachten. Mit Approb. 5 Bilder. 12 1862. (320 Seiten.) 9½ Ngr. 30 kr. Fr. 1. 5 C.

Willam, P. Friedrich. Das Brod des Lebens. Vollständiges Kommunionbuch, besonders für solche, die öfter kommuniziren. Mit 30 verschiedenen Kommunionandachten und allgemeinen Andachtsübungen. Mit Approbation. 2te Auflage. 5 Bild. 12. 1858. (444 S.) 14 Ngr. 45 kr. Fr. 1. 60 C.

— **Unser Mit-Leiden mit der schmerzhaften Mutter Christi.** Betrachtungen über die sieben Schmerzen Mariä nebst besondern und allgemeinen Andachten. Aus dem Italienischen. Mit Approbation. 5 Bilder. 8. 1859. (548 Seiten.) 16 Ngr. 54 kr. Fr. 1. 90 C.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 105 530 059

Google